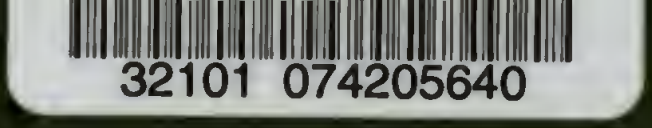

32101 074205640

Library of

Princeton University.

Paul Schweder

Im Türkischen Hauptquartier

Digitized by Google

Im Kaiserlichen Hauptquartier

Deutsche Kriegsbriefe

von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter

I. Von der Donau zur Maas
II. Von den Vogesen zur Nordsee
III. Von der Yser zum Isonzo

Mit Titelbildern u. Buchschmuck von C. A. Brendel-Weimar, sowie zahlreichen Abbildungen nach Original-Aufnahmen.

Jeder Band kart. M. 2.50, in Leinenband M. 3.—

Das Werk bringt packende Schilderungen mit reichem Bilderschmuck aus dem Ringen an der Westfront, Stimmungsbilder ernsten und heiteren Inhalts aus den Schützengräben und hinter der Front, die es verdienen, von jedem Deutschen gelesen zu werden.

Nachstehend führen wir einige Kapitel-Überschriften an:

I. Nach Belgrad!
Das Bombardement von Belgrad.
Vom Großen Hauptquartier nach Lüttich und Namur.
Franktireurtod — Soldatentod.
Der Kaiser im Felde.
Adieu, mon général!
Im eroberten Antwerpen.
Der Kaiser in Donchéry.
Yalim Dad aus Tat-Wale und Emil Neumann aus Berlin (mit Abbildung eines indischen Soldbuches)
Fürchtegott Leberecht, der Marketender.

II. Beim Kronprinzen von Bayern als Gast.
Im Fliegerlager.
Moderne Kriegschirurgie.
Von den Vogesen zur Nordsee.
Bei unseren blauen Jungen.
Im Feuer von Westende.
Bismarck-Erinnerungen.
Feldgrauer Dank.

III. Unser Eisenbahnwesen im Weltkriege.
Von Dixmuiden nach Brüssel.
Im dunkelsten Belgien.
Die Helden von Neuve Chapelle.
Von der Maas zum Mittelmeer.
Triester Kriegstheater.
Am Isonzo entlang.
Unter der rot-weiß-roten Flagge.

Wilh. Müller-Rüdersdorf schreibt in der „Deutschen Warte" (Berlin) u. a.: „In dem Buche Paul Schweders zu lesen und die dem Texte beigegebenen Bilder zu betrachten, ist wirklich gewinnbringend."

Sultan Mehmed Reschad V.
„El Gazhi" der Siegreiche

Digitized by Google

Im Türkiſchen Hauptquartier

von

Paul Schweder
Kriegsberichterſtatter

Eingeleitet von Marſchall Liman von Sanders, Chef der Deutſchen Militär-Miſſion in der Türkei und Führer der Kaiſerlich Osmaniſchen V. Armee

Mit 55 Bildbeigaben nach Originalaufnahmen

Heſſe & Becker Verlag, Leipzig 1916

Digitized by Google

Copyright 1916 by Hesse & Becker Verlag in Leipzig

Vorwort

Was das tapfere Osmanentum unter deutscher und österreichisch-ungarischer Mitwirkung in diesem Weltkriege geleistet hat, das soll in den nachfolgenden Blättern seine verdiente Würdigung finden. — Wie in meinem voraufgegangenen Kriegswerke: „Im Kaiserlichen Hauptquartier", will ich keine trockene Darstellung der strategischen Dinge und Vorgänge geben, sondern aus dem frischen Erleben des mit offenen Augen auch durch die türkischen Kriegstage gegangenen Berichterstatters zu schildern versuchen, was ich erlebte und was ich sah.

Auf den alten Dardanellenschlössern und auf den höchsten Bergen von Gallipoli weht heute, ebenso wie drüben auf dem asiatischen Ufer, zu Häupten des sagenumwobenen Troja, die osmanische Kriegsflagge. Schulter an Schulter mit den Türken haben die Deutschen, die Österreicher und die Ungarn auf dem historischen Boden des alten Chersonnes gekämpft, hat vor allem die unter deutscher Leitung stehende Flotte durch den Ausbau der Dardanellenbefestigungen, die Schaffung der

14094
.942
.844
NOV 28 1919
426073

Minensperren und die Tätigkeit ihrer Unterseeboote den Weg nach Konstantinopel den Feinden erfolgreich verlegt. So ist denn auch die Wanderung, die ich — zum Teil in der Gesellschaft des früheren Gouverneurs von Togo und des kühnen Afrikadurchquerers, Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, auf Gallipoli und an den Dardanellen entlang machen durfte, eine Wanderung über für uns Deutsche geschichtlich für alle Zeit denkwürdigen Boden. Auch von ihm gilt, wie von den Kampfgefilden in Flandern und Polen, in der Champagne und in den Vogesen, in Galizien und in den Karpathen, am Isonzo, in Tirol und in Serbien, im Kaukasus, an der Bagdadfront und unten am Suezkanal, kurz, überall da, wo Deutsche in diesem Weltkriege kämpften, litten, starben und siegten, das Wort der Schrift: „Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, darauf du stehst, ist heilig Land!"

Konstantinopel, 1. August 1916.

Paul Schweder,
Kriegsberichterstatter.

Inhalt

I
Konstantinopeler Kriegsbilder

1

Seite

Der gefesselte Riese 11
Im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier 14
Das türkische Volk in Waffen 19
Der türkische Rekrut 24
Die Seele des türkischen Soldaten 28
Die türkische Frau und der Krieg 32

2

Auf der „Breslau“ 39
Konstantinopeler Kriegstheater 44
Mevlud im Kriegsjahr 49
Eine Mörserparade vor Enver Pascha 52
Hassan Fehmi, der Kriegsdichter 57
Beim türkischen Hindenburg 62

II
Die Dardanellen- und Gallipoli-Kämpfe

1

Um Konstantinopel 68
Der Aufmarsch an den Meerengen 74
Vom Bosporus zur Ägäis 79
Alles hängt von den Dardanellen ab 84
Der entscheidende Tag 92

2

Das Heldenlied von Gallipoli 108
Landungen und Kämpfe 115
Um den Aki Baba 128
Die Siegesfahnen auf Gallipoli 136

Seite

Mit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg an die Dardanellen- und Gallipoli-Front

1

Im Torpedoboot 143
Nach Tschanak-Kalé 149
Auf den Leichenfeldern von Gallipoli 156
An der Sphinx von Ari-Burnu 162

2

Über den englisch-französischen Flottenfriedhof 170
In Sarrails Hauptquartier 176
Im Granatenfeuer von Sedd-ul-Bahr 184
Vom Totenfeld zur Siegesfeier 190

IV

Rund um Troja

Alte und neue Heldensage 196
Am 18. März in Hamidié 200
Vom Hellespont zum Skamander 206
Im homerischen Kampfgefild von 1915 211
Von der Burg des Priamos ins Lazarett 218

V

Deutsche Freuden und deutsche Schmerzen in der Türkei

1

Bei den Dardanellenfliegern 227
Mackensen am Goldnen Horn 232
Fliegerbegräbnis am Bosporus 239
Im Hofkonzert bei Sultan Mehmed V. 244
Wie drei Engländer nach Konstantinopel kamen . . . 249

2

Am Sarge des Generalfeldmarschalls von der Goltz . 254
Schlösser am Bosporus 258
Was der „Jawuz Sultan Selim" erzählt 263
Des Generalfeldmarschalls letzte Fahrt 275
Bei Enver Pascha 281

Dem Soldaten, der innerhalb der Kriegsereigniſſe ſteht, bleibt nicht die Zeit, über ſeine und ſeiner Truppen Handlungen an Dritte zu berichten.

Daher werden im Kriege die Geſchichtſchreiber der aktuellen Kriegsereigniſſe zumeiſt von ſolchen beraten, die nicht im Mittelpunkt der Handlungen geſtanden haben.

Kleine Zutaten der großen Ereigniſſe werden über die Gebühr hervorgehoben, und dem Ernſten, Großen und Schweren, welches das mit dem Blut von vielen Tauſenden erkaufte Gerüſt der Erfolge bildet, kann der frühzeitige Geſchichtſchreiber nur mit wenigen Worten gerecht werden.

Leider läßt ja auch ſelbſt die große Zeit nicht immer den Tatſachen ihre volle Würdigung in Rückſicht auf perſönliche Verhältniſſe.

Die Wahrheit nach Akten und Zahlen kann erſt eine Zeit bringen, in welcher nichts mehr verſchwiegen zu werden braucht.

So kann auch eine heutige Darſtellung der Dardanellenkämpfe nur für unſere Freunde in der Heimat ein Streiflicht auf die Ereigniſſe werfen, ohne ſie erſchöpfen zu können und zu dürfen.

Das Eigenartige dieſer $8^1/_2$ Monat währenden Schlacht auf der Halbinſel Gallipoli — die Kämpfe auf aſiatiſcher Seite waren ſchnell beendet — iſt die Tatſache, daß die V. türkiſche Armee nicht nur gegen ein großes Landungsheer gekämpft hat, ſondern gleichzeitig und während der geſamten Dauer der Kämpfe, gegen eine der ſtärkſten Flotten der Welt.

Wohl niemals bisher konnte eine Armee, wie die englisch-französische Landungsarmee, derart von den schweren Geschützen einer großen Flotte unterstützt werden, wie die drei Heeresgruppen der Entente auf Gallipoli, da es nicht einen Punkt auf der Halbinsel gibt, welcher nicht von den Schiffsgeschützen erreicht werden konnte und erreicht wurde.

Keine schwere Artillerie der Welt ist so leicht zu verschieben wie diejenige einer Flotte, welcher kein einziges Kriegsschiff in ihrem Operationsgebiet entgegengestellt werden kann wie hier, und welche sich ihre Schießplätze nach Belieben an ihren verankerten Bojen suchen kann. — So war es auf Gallipoli.

Die Torpedoschutznetze, Netzsperren und sonstigen Maßregeln haben es dieser Flotte ermöglicht, während der letzten fünf Monate der Kämpfe sogar ohne nennenswerte Verluste, ihrer Landarmee auf das wirksamste zu helfen.

Vieles Ungerechte und Unrichtige ist über diese Kämpfe geschrieben worden. Nicht um eine unüberlegte Aktion unserer Feinde mit ungenügenden Mitteln handelte es sich, sondern um einen sorgfältig vorbereiteten Plan. Daß er nicht zum Erfolg führte, liegt auf anderem Gebiete.

Daß unsere Feinde in diesen Kämpfen über 300000 Mann eingesetzt haben und doch zum Rückzug gezwungen wurden, ist ein dauerndes Ruhmesblatt für die türkische Armee.

Smyrna, 15. Juli 1916.

Liman von Sanders

I

Konſtantinopeler Kriegsbilder

1

Der gefeſſelte Rieſe

(Ein moderner Gulliver. — Der ſtillgelegte Handelsplatz. — Hoffnung auf die Zukunft. — Frühlingswochen. — Die Steigerung der Geld- und Lebensmittelpreiſe. — Krieg im Land. — Sehr fataliſtiſch. — Um den Kopf des Rieſen. — „Goeben" und „Breslau". — Die bunte Märchenſtadt. — Die letzten läſtigen Feſſeln.)

Konſtantinopel, im Januar 1916.

Dies iſt der erſte Eindruck, den man von Konſtantinopel und damit der ganzen Türkei erhält, wenn man nach einer Wanderung durch Pera, Galata und Stambul, vor allem aber durch das Hafenviertel der Millionenſtadt am Bosporus heimkommt: Ein ungeheurer moderner Rieſe Gulliver, der — von tauſend Zwergen an allen Gliedern gefeſſelt — am Boden liegt und den Tag erwartet, da man ihm die Bande durchſchneidet, die ihn an ſeiner lebendigen Betätigung hindern. Kein kranker Mann, nur ein gebundener, aber auch ein mächtiger, der ſchon einen Beweis ſeiner Fähigkeiten mit der Abſtoßung der Feſſeln gegeben hat, die ſein ſchönes Gallipoli bedrückten und die Dardanellenſtraße gefährdeten, und der in dieſem Augenblicke zu weiteren gewaltigen Befreiungsverſuchen ausholt.

Wir alle kennen das Bild eines durch den Krieg ſtill-

gelegten großen Handelsplatzes, wenn wir an Hamburg und Bremen, oder auch an den österreichischen Adriahafen Triest denken. Einsam ist es in den großen Handelshäusern, tot an den Kais, leer in den Lagerhäusern. Die Geschäftsräume der großen Dampfschiffahrtsgesellschaften, in denen es sonst von Fremden aller Länder wimmelte, sind verödet, die Schiffe im Hafen liegen ohne Dampf und die Lastträger stehen müßig umher, soweit sie nicht schon längst an der Front sind. Aber wir haben einen großen Trost. Es sieht ja bei unseren Gegnern nicht viel anders aus, und wir hoffen auf die Zukunft.

Auch Konstantinopel läßt darum keineswegs den Kopf hängen. Wohl wurde Stadt und Land durch den Kriegsausbruch überrascht, und es ist der Türkei nicht immer gelungen, für alle Lebensbedürfnisse rechtzeitig und ausreichend zu sorgen. Aber man wohnt hier unter einem Himmel, der zwar auch in diesen Januartagen Schnee und Regen sendet, der aber zwischendurch ganze Frühlingswochen einschiebt und im März bereits Blumen und Früchte in dem gesegneten anatolischen Hinterland hervorzaubert, so daß die Verpflegung der Bevölkerung auch hier, allen Aushungerungsplänen unserer Gegner zum Trotz, nur wenig zu wünschen übrig läßt. Mangel herrschte nur in den Dingen, die auch sonst eingeführt werden mußten, in Zucker, Kohle und Petroleum. Nun aber, nach der Wiedereröffnung des Balkanverkehrs, ist auch dem abgeholfen worden.

Die Steigerung der Geld- und Lebensmittelpreise hat naturgemäß auch das Leben in den Gasthöfen und Wirtschaften verteuert. Die alten Konstantinopelfahrer kennen sich in dieser Beziehung kaum noch aus, trotzdem doch schon in Friedenszeiten die Klagen über das teure und

ſchlechte Hotelweſen in der Hauptſtadt des türkiſchen Reiches allgemein waren. Nach dem Kriege wird hierin hoffentlich von deutſcher Seite aus Wandel geſchaffen werden.

Es iſt Krieg im Land! Das ſteht mit unſichtbaren Lettern auch im türkiſchen Reiche an jeder Straßenecke, an jedem Geſchäft, an jeder Schiffsmaklerſtube und in jeder Hafenkneipe zu leſen für den, der zu leſen verſteht. Aber wie daheim, ſo ſteht ebenſo unſichtbar und doch lesbar darunter auch hier: Wir werden dieſen Krieg gewinnen! Der Rieſe liegt nur gefeſſelt, aber er iſt nicht tot. In der Stadt, die während ihres 2500jährigen Beſtehens Perſer und Griechen, Kelten und Römer, Hunnen und Goten, Avaren und Araber, Bulgaren und Ruſſen, Normannen und Seldſchuken, Osmanen und Kreuzritter, Franken und Venezianer, Franzoſen und Engländer um ihre Mauern kämpfen ſah, iſt man von jeher fataliſtiſch geweſen und regt ſich nicht wegen jeder Kanonenkugel vor den Dardanellen auf, die heute noch hier und da zur Wahrung des engliſchen und franzöſiſchen Anſehens abgefeuert wird. Denn man weiß auch hier nur zu genau, daß dieſes Anſehen für alle Zeiten dahin iſt. Und das iſt ſehr gut.

Man muß es in der ganzen Türkei wiſſen und fühlen, daß es diesmal um den Kopf des Rieſen gegangen iſt, und daß die bundesbrüderliche Hilfe der Deutſchen und der Öſterreicher und Ungarn am Ende den Ausſchlag gegeben hat. Zum lebendigen Beweiſe deſſen donnern noch heute die ſchweren Kruppkanonen auf Gallipoli und halten unten im Hafen die Männer vom „Jawuz Sultan Selim", der früheren „Goeben" und der „Midilli", der früheren „Breslau", gute Wacht. Vom Norden her aber lief in dieſen Tagen der erſte Balkanzug hier

ein und es ist gleichsam, als wenn damit eine gewaltige Hand sich dem Bundesgenossen am Bosporus entgegenstreckte, um nun die letzten Fesseln des Riesen zu durchschneiden, damit er am Kaukasus und im Irak wie am Suezkanal auch die letzten seiner Feinde niederschlage, die ihm und uns den Zugang zu den Meeren sperren wollen. — Noch träumt die bunte Märchenstadt am Goldenen Horn dieser glücklichen Zukunft entgegen. Noch dröhnt der große Exerzierplatz gegenüber der Tarimkaserne von den Tritten der zahllosen türkischen Rekruten, die ihre letzte Ausbildung erhalten. Aber schon spürt man es deutlich, wie sich der junge Riese dehnt und reckt, wie er seine Muskeln erprobt und alle Kräfte zusammennimmt, um sich der letzten lästigen Fesseln zu entledigen. Und wir wollen den Tag preisen, an dem er in seiner ganzen Größe ersteht und Hand in Hand mit seinen Freunden wieder an die friedliche Arbeit gehen kann, deren Segnungen weit über die Grenzen des türkischen Reiches hinaus spürbar sein werden.

Im Kaiserlich Osmanischen Hauptquartier

(Das „Seraskerat". — Die schöne wilde Welt des Orients. — In Pera und Galata. — Auf einem geschichtlich denkwürdigen Platze. — Das schönste militärische Dienstgebäude der Welt. — „Helwadschis" und „Kawedschis". — Die Paschas und Beys. — „Jawasch! Jawasch!" — Das Reich Enver Paschas. — Die neue Zeit. — Das „Goldene Horn". — Askér oliorum ben! — „Die Dardanellen sind mein Vaterland!")

Der erste Besuch des Berichterstatters in Konstantinopel gilt naturgemäß dem „Seraskerat", dem türkischen Kriegsministerium, in dem gegenwärtig alle Fäden zusammenlaufen, die die Glieder des an vier verschie-

denen und weit auseinanderliegenden Fronten kämpfenden türkiſchen Heeres mit ſeiner Seele, dem Großen Generalſtab, verbinden. — Wer den nüchternen Backſteinbau des Großen Generalſtabes der deutſchen Armee am Königsplatz in Berlin kennt, ſteht überraſcht und entzückt vor dem mächtigen, von zwei Pavillons im mauriſchen Stil flankierten Triumphtor, dem Seraſker Kapu, durch das der Weg quer über einen gewaltigen Exerzierplatz zum eigentlichen Seraskerat führt. Und ringsum breitet ſich die ſchöne wilde fremde Welt des Orients vor unſeren Augen aus. Denn wir ſind in Stambul, wo der Europäer nur hingeht, wenn er die uralten Wunderbauten der Siebenhügelſtadt, ihren märchenhaften Baſar, die Hagia Sophia oder den Serai, das Muſeum und den Hippodrom ſehen will. Denn ſonſt wohnt und lebt er unweigerlich drüben in Pera und Galata, den beiden Fremdeninſeln der Millionenſtadt am Bosporus, wo jede Nation auch wieder ihr „Stambul", ihre unverfälſchte Türkenſtadt mit europäiſchen Paſchas und Beys, mit Kaſten- und Cliquenweſen, mit Klatſch und Tratſch, mit deutſcher Kleinſtädterei, italieniſchem Schmutz, griechiſchem Händlertum, franzöſiſcher Kokottenwirtſchaft und engliſcher Abgeſchloſſenheit beſitzt und dieſen Beſitz faſt ebenſo eifrig hütet wie drüben in Stambul die Türken ihre verſchleierten Frauen, die religiöſen Gebräuche in den Moſcheen und die Hoheitsrechte ihres Sultans.

Das „Seraskerat" erhebt ſich auf der Höhe des dritten Stambuler Hügels auf einem geſchichtlich denkwürdigen Platze. Denn im Altertum erſtreckte ſich hier das gewaltige Forum Theodoſii oder Taurus, das Theodoſius I. um das Jahr 90 n. Chr. anlegte, nachdem er ſchon vorher auf dieſem größten Platze der Stadt eine 40 Meter hohe Relieffäule errichtet hatte, die, wie die

Trajansſäule in Rom, bis in das 15. Jahrhundert hinein von den Taten des großen Kaiſers erzählte und dann ebenſo der Vernichtung anheimfiel, wie alle die anderen gewaltigen Bauten auf dieſem hiſtoriſchen Platze, die gleich dem Kaiſerpalaſt, dem Hippodrom, dem großen Obelisk aus Heliopolis, der Schlangenſäule und dem Koloß, das Andenken an die größte Blüte der Stadt Konſtantins des Großen wach erhalten ſollten.

Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Osmanen bauten dieſe hierher den Eski Serai, die erſte Reſidenz der Sultane und erſt in neuerer Zeit richtete man den ſchönen Palaſt zum türkiſchen Kriegsminiſterium her, das ſich ſomit rühmen kann, wohl das ſchönſte militäriſche Dienſtgebäude der Welt zu beſitzen. Bis zu den letzten großen Kriegen der Türkei iſt es wahrſcheinlich zugleich auch das gemütlichſte der Welt geweſen, denn die Alteingeſeſſenen wiſſen noch davon zu erzählen, wie früher Händler und Bettler, Briefſchreiber und Kaffeeſchänker im Hofe und auf den Treppen des „Seraskerats" umherſaßen. Kinder ſpielten auf den Gängen umher, während ab und zu „Helwadſchis" und „Kawedſchis" (Süßigkeitsverkäufer und Kaffeeſchänker) ſich beim Brettſpiel in die Haare fuhren. Auch die „Verſchleierten" gingen damals ebenſo wie die Fremden ungehindert in dem wichtigen Dienſtgebäude aus und ein und dementſprechend ſah es in den Gängen und Treppen des weiten Gebäudes ſtets recht troſtlos aus. In den Amtszimmern aber ſaßen die Paſchas und Beys, tranken Kaffee, rauchten Zigaretten und unterhielten ſich behaglich mit den Beſuchern, nur ab und zu in dieſer anſtrengenden Tätigkeit geſtört durch irgendeinen Armeelieferanten oder eine Unterſchriften heiſchende Ordonnanz, die dann auch noch nach dem alten guten türkiſchen Grundſatze: „Jawaſch! Ja-

Marſchall Liman von Sanders in ſeinem Hauptquartier auf Gallipoli

(Links von ihm ſein Adjutant Major Prigge.)

Digitized by Google

Eine Mörserparade vor Enver Paſcha

Links vor Enver Paſcha Exz. Bronſart von Schellendorf (Generalſtabschef)
Im Hintergrunde das Seraskerat

Marſchall Eſſad, der Sieger von Ari-Burnu, vor ſeinem Quartier

wasch!" (Langsam, langsam!), oder wie der Berliner zu sagen pflegt: „Toujours avec la rue!" („Immer mit die Ruhe!") abgefertigt wurden.

Alles das wurde anders und besser, als das neue Regiment von dem Prachtbau auf dem überragenden Stambuler Hügel Besitz ergriff. Unter sorgfältiger Schonung und teilweiser Erneuerung der alten kostbaren Ausstattung wurde der Palast ein Seitenstück zu unserem historischen Generalstabsgebäude am Berliner Königsplatz. In seiner ersten Etage befindet sich das Reich des Vizegeneralissimus der türkischen Heere, des neuen Kriegsministers Enver Pascha sowie der deutschen Militärmission, während das Kaiserlich Osmanische Hauptquartier im zweiten Stock seinen Sitz aufgeschlagen hat. Breite Teppichläufer dämpfen den Schritt des Besuchers, der voller Bewunderung den Glanz überschaut, den noch der letzte hier zeitweilig wohnende Sultan — der später durch Selbstmord aus dem Leben geschiedene Abdul Asis — über das ganze Gebäude ausgegossen hat. Aber dann klingelt irgendwo ein Telephon, im Hofe unten rattern die Kraftwagen, und hoch oben in der Luft singt ein Flieger... — die neue Zeit ist da, und keine Erinnerung an die alte kann und wird diese jemals wieder heraufbeschwören.

Auf dem weiten Exerzierplatze unten wandern Adjutanten, Ordonnanzen und fremde Besucher fast achtlos an dem imposanten, 60 Meter hohen Seraskerturm vorüber, den Mahmud II. aus schönem weißen, von der Insel Marmara herrührenden Marmor hat erbauen lassen und von dessen luftiger Höhe aus man einen geradezu überwältigenden Rundblick über das zu Füßen liegende Stambul mit seinen unendlich vielen Moscheen, Minaretts und Basarkuppeln, seinen versteckten Gärten

und ſeinem gewaltig pulſierenden, ganz orientaliſchen Geſchäftsleben hat. Dort liegt das Goldene Horn, grüßt der Bosporus herüber und fern im Hintergrunde blaut das Meer. Unmittelbar aus der Tiefe herauf aber ſchallt der Marſchtritt der exerzierenden türkiſchen Bataillone und fröhlich ſingt die eben aus den heißen Dardanellenkämpfen heimgekehrte Mannſchaft:

Askér olorium ben
Ischte gidiorum ben.
Watana hismet itmek itschin.
Bu dünjaja geldim ben.
Tschanak Kalé ana jurd,
Orda kalamas hitsch bir kurd. —
Bu topragad gös diken
Kaschir oladschak her düschmen.

Zu deutſch:

Ich bin Soldat!
Seht, wie ich ſtramm marſchiere.
Nur um dem Vaterlande zu dienen
Bin ich auf dieſe Welt gekommen.
Die Dardanellen ſind mein Vaterland.
Keiner von den fremden Wölfen
Iſt dort zurückgeblieben.
Der Feind, der ſeine Augen
Lüſtern richtete auf dieſes Land
Soll untergehen und vernichtet werden.

Digitized by Google

Das türkiſche Volk in Waffen

(Die „Jaſſa". — Gegen die Kreuzritter. — Die Kriegerkaſte des Sultans Orchan Gaſi. — Die Janitſcharen. — Die Weiber verbannt. — Welteroberer. — Gegen die Prätorianertruppe. — Das Gründungsjahr der türkiſchen Armee. — Byzantiniſches Lehnsweſen. — „Dſchihalet". — Nach dem Balkankrieg. — Ein Volk in Waffen.)

Im Uranfang ihrer Geſchichte waren die Türken ein Volk in Waffen. Das war ſchon damals der Fall, als die türkiſchen Nomadenſtämme mit ihren Reiterſchwärmen den Weg durch die große Wüſte Mittelaſiens nach Weſten antraten. Der ganze Stamm war durch eine eherne, kriegeriſche Zucht zuſammengehalten und dem alten Volksrecht der „Jaſſa" unterworfen. Sie hatten eine eigene Taktik, die auf den ſchnellen Bewegungen dieſer Reiterheere beruhte und ſehr häufig den Sieg davontrug über das unbeholfene Manöverieren der ſchwergerüſteten Ritterheere Europas. Dieſe Taktik behielten die Osmanlitürken auch noch, als ſie kein Volk in Waffen im eigentlichen Sinne des Wortes mehr waren. Sie waren es, die bei Nikopoli (1396) dem ſtolzeſten Ritterheere, das das Abendland je geſehen hatte, eine blutige Niederlage beibrachten.

Aber bei Nikopoli kämpften nicht nur Reiterheere, ſondern ſchon Fußtruppen. Nach der Eroberung des Beckens des Sangarios und des kleinaſiatiſchen Kerns des ſpäteren osmaniſchen Reiches führten wirtſchaftliche Gründe dazu, daß die alte türkiſche „Jaſſa" — der allgemeinen Bewaffnung des ganzen Volkes — aufgegeben wurde. Die Osmanen ſaßen in ihren Gebieten vermiſcht mit der chriſtlichen Bevölkerung und von ihr umgeben. Sie hatten mit ihrer Volkskraft haushälteriſch umzugehen, da einmal durch den wirtſchaftlichen Kampf alle Kräfte in An-

ſpruch genommen wurden und andererſeits wegen ihrer Vorpoſtenſtellung ein ſchnelles Anwachſen der mohammedaniſchen Bevölkerung nötig war. Es iſt daher als ein Beweis von großer politiſcher Einſicht zu betrachten, daß Sultan Orchan Gaſi eine Kriegerkaſte ins Leben rief, der die Beſchäftigung mit dem Krieg ausſchließlich oblag. Die Gründung des Korps der Janitſcharen erfolgte aber unter dem Einfluß der großen national-religiöſen Idee des „Feth", der Eroberung. Der große Heilige von Amaſia, Hadſchi Bektaſch, ſprach über die neue Truppe den Segen: „Möge Allah geben, daß ihr ‚Geſicht ſtets weiß' ſei, daß ihre Arme ſtark und feſt, ihr Säbel ſcharf, ihre Pfeile totbringend und ſie ſelbſt ſiegreich ſeien!"

Die Janitſcharen, deren Geſchichte mit der Größe und dem Niedergang des osmaniſchen Reiches aufs engſte verbunden iſt, waren lange Zeit die furchtbarſte Waffe des ſtreitbaren türkiſchen Islam. Bis in das 17. Jahrhundert hinein rekrutierte ſich die Truppe aus der Knabenabgabe (Devſchirme), die von den Völkern der Balkanhalbinſel dem osmaniſchen Reiche geſtellt werden mußten. Sie bildete einen halbgeiſtlichen Orden, aus deſſen Mitte die Weiber verbannt waren. Urſprünglich durfte kein Janitſchar heiraten, damit er ſich, losgelöſt von häuslichen Sorgen, dem großen Gedanken des „Gaſa" mit ganzer Seele hingeben konnte. Zwiſchen dieſem militäriſch-religiöſen Orden, der in vielen Stücken an den Templerorden erinnert, und der Zivilbevölkerung beſtand anfänglich eine tiefe Kluft. Sultan Jawuz Selim I. wurde einmal äußerſt zornig darüber, als ein reicher Handelsmann den Eintritt ſeines Sohnes in das Janitſcharenkorps durch Geld erkaufen zu können glaubte. Die religiöſe Glut, die durch die Predigt des mit dieſer Truppe in Kartell ſtehenden Bektaſchiordens immer lebendig ge-

Digitized by Google

halten wurde, gab den Janitſcharen unwiderſtehliche Kraft im Kampf. Sie wurden unter Führern wie Lala Schahin, Hadſchi Ewranos Baj, Tſchandarli Kara Halil und anderen Paladinen der älteſten Sultane, zu Welteroberern, die dann ſpäter drohend an die Pforten der europäiſchen Welt pochten. Was die Stärke dieſer kleinen, aber auserleſenen Armee betrifft, ſo betrug ſie unter Suleiman II. 12000 Mann. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts unter der Regierung Murads III. iſt ſie auf ungefähr 40000 angewachſen, weiſt alſo einen für die ſtehenden Armeen jener Zeit ziemlich hohen Mannſchaftsbeſtand auf. Auf dieſem Fuße erhält ſie ſich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert zählt ſie 80000 bis 100000 Mann. Als Selim III. die Reform der damals ſchon in ihrem Kampfwert ſehr geſunkenen Truppe anſtrebte, hatte ſie einen Beſtand von 110000 Mann, von denen die Hälfte in der Hauptſtadt ſtand, während die andere Hälfte die großen Feſtungen des Reiches beſetzt hielt. Für die abwärtsſtrebende Entwicklung der Janitſcharenarmee iſt es kennzeichnend, daß über dieſe Zahlen bei den Geſchichtſchreibern große Meinungsverſchiedenheiten herrſchen. Es war nämlich faſt unmöglich geworden, zwiſchen den kriegstüchtigen Teilen und den zur Zivilbevölkerung übergegangenen Angehörigen der Truppe eine Grenze zu ziehen. Denn ihre alten ſtrengen Satzungen, die einer Vermiſchung dieſes militäriſchen Ordens mit den bürgerlichen Berufen vorbeugen ſollten, waren ſchon längſt gelockert worden. Ihre Zucht war erſchlafft. Sie waren zu einer Miliz geworden, die zum großen Teil aus Mitgliedern der Esnafs (Zünfte) beſtand. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kann daher unter der Regierung Sultan Selims III. ein türkiſcher Staatsmann in einer vielgeleſenen Schrift

die schwersten Anklagen gegen die Prätorianertruppe richten, die seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch ihren unbotsamen Geist dem Reiche so große Verlegenheiten bereitet hatte. Noch einmal verstand es die Truppe, die im Volke großen Anhang hatte, die Bemühungen Sultan Selims III., im Levend Tschiftlik den Kern zu einer neuen Armee zu bilden, mit Glück zu durchkreuzen. Aber im Jahre 1826 erlag sie dem planmäßigen Angriff durch Sultan Mahmud II., der entschlossen war, die politisch gefährlich und militärisch unfähig gewordenen Janitscharen zu beseitigen und eine neue, reguläre Armee zu schaffen, die der Verteidigung des Reiches besser gewachsen war. Das Jahr 1826 ist daher auch gleichzeitig das Gründungsjahr der türkischen Armee.

Die Janitscharentruppe war nun nicht die einzige Wehrkraft des Reiches gewesen. Dem alttürkischen Gedanken des Volkes in Waffen hätten die Schwadronen der Spahis, der Lehnsinhaber, sowohl wegen ihrer Bewaffnung, als auch wegen ihrer Organisation weit mehr entsprochen. Aber leider hatten sich diese Reste der alten nationalen Waffe als nicht mehr entwicklungsfähig erwiesen. Das System, das an das byzantinische Lehnswesen angeknüpft hatte, war veraltet. Trotzdem aber waren diese Spahis bei den „Raids" in feindliche Länder, den „Akyn", wie die Türken sie nannten, der Schrecken der Bevölkerungen gewesen. In ihren Scharen war der alte verwegene, kühn vordringende türkische Kampfgeist lebendig geblieben. Sie waren es, die es verhinderten, daß er in den Provinzen des Reiches, aus denen die spätere türkische Armee ihre Kraft ziehen sollte, ganz erlosch.

Durch das ganze 19. Jahrhundert ziehen sich nun die Bemühungen der Türkei, sich eine Armee zu schaffen, deren Organisation auf der umfassenden Ausnutzung der

gesamten Volkskraft beruht. Die Schwierigkeiten waren groß und mannigfacher Art. Es standen da im Wege außer finanziellen Schwierigkeiten die Wirkungen einer langen Entwöhnung von den Waffen, das Fehlen eines genügend entwickelten Reichs- und Vaterlandsgedankens und eine gewisse Gleichgültigkeit der Bevölkerung, die auf das zurückzuführen ist, was man auf Türkisch „Dschihalet" nennt, Mangel an moralischer und religiöser Bildung. Trotzdem hat die mohammedanische anatolische Bevölkerung dem Vaterland mit einem Heldentum ohnegleichen den Blutzoll dargebracht. Sie näherte sich immer mehr dem Zustand, der den Lenkern der türkischen Geschicke es erlaubt, den Gedanken des Volkes in Waffen von der Wurzel an zu verwirklichen. Von oben herab drang nach dem Balkankrieg das vaterländische, nationale und das Rassenbewußtsein immer tiefer in die Massen hinein. Die Wünsche, die der auf dem Felde der Ehre gefallene Major Bekir Bej in seinem Buche „Mefkurehi Vatan" ausgesprochen hatte, gingen in Erfüllung. Aus der Tiefe seines Daseins entwickelte das türkische Volk wieder die alten Kriegseigenschaften, die es einst aus dem Innern Asiens bis an die Ufer des Ägäischen Meeres geführt hatten, und es wurde wieder zu dem, was es in grauer Vorzeit gewesen ist, zu einem Volke in Waffen.

Der türkiſche Rekrut

(Kommen und Gehen. — Der Anzug der Kaſerne. — Türkiſche Bedürfnisloſigkeit. — Zweierlei und mehr Tuch. — Die Lehren des Korans. — Den Schönen dieſer Erde. — In den nächtlichen Straßen Stambuls. — Die beſte Zigarette. — Das höchſte Ziel. — Die leichteſte Sprache der Erde. — Gut deutſch. — Als Praeceptor Germaniae. — Der gute Eindruck vom deutſchen Soldatentum. — Die türkiſchen Schiffsbeſatzungen.)

Tag und Nacht hallen die Straßen und Plätze der türkiſchen Reichshauptſtadt wider von dem Schritt mohammedaniſcher Truppenteile. Es iſt ein ewiges Kommen und Gehen, eine Rückkehr von ſiegreich behaupteten Kriegsſchauplätzen und das Abwandern nach neuen. Zwiſchendurch marſchieren friſche Rekrutenbataillone in Konſtantinopel ein. Aber welch ein himmelweiter Unterſchied beſteht doch zwiſchen dieſen und unſeren deutſchen Rekruten! Bei uns daheim kommt der Kaufmann, der Handwerker, der Arbeiter, wenn auch nicht in ſeinem beſten, ſo doch in einem Anzug zur Kaſerne, mit dem er bis zu ſeiner Einkleidung noch einen möglichſt guten Eindruck machen will. Anders der türkiſche. Er iſt in ſeinem ganzen bisherigen Leben die Anſpruchsloſigkeit und Genügſamkeit ſelbſt geweſen. Kleiderunterſchiede hat er niemals gekannt. Er trägt durchweg den Anzug der großen Maſſe: die bunte Baumwolljacke und die weite, faltige Wollhoſe, die er mit einer unendlich langen, bunten Schärpe an den Hüften befeſtigt hat. Dazu die urwüchſigen Tſhuryhes (Bauernſchuhe) und den Fez. Keines dieſer Kleidungsſtücke läßt irgendwelche Gigerlhaftigkeit im Anzug zu. Und für wen ſollte er ſich auch ſchön machen? Die Türkin ſieht ihn wohl durch ihren dichten Schleier,

aber er ſieht ſie nicht. Und die Ausländerin verachtet er aus dem Grunde ſeiner Seele.

Ob er in der Stadt oder auf dem Lande aufwächſt, ob er viel oder wenig Geld verdient, der Schneider iſt der letzte Handwerker, den er in Anſpruch nimmt. Es genügt ihm, für eine gute und kräftige Abendmahlzeit die erforderlichen Piaſter zuſammengebracht zu haben und ſie im Kreiſe ſeiner Familie zu verzehren. Darüber hinaus kennt und hat er keine Bedürfniſſe. Erſt das Soldatenleben ſtellt ihn plötzlich vor die Erkenntnis, daß es zweierlei und noch mehr Tuch gibt. So zieht er denn auch fröhlich die abgetragenen Lumpen aus, und ob er aus Anatolien oder Syrien, aus der europäiſchen Türkei oder von den Grenzen Arabiens, aus Meſopotamien oder den Grenzländern des Kaukaſus herkommt, immer iſt ihm die grau-grünliche türkiſche Felduniform etwas ganz Neues und Hochintereſſantes. Zum erſten Male in ſeinem Leben ſieht er beim Marſch durch die Straßen Tauſende von neugierigen Augen auf ſich gerichtet, bemerkt er voll Stolz die Aufmerkſamkeit, die dem Soldaten von allen Türken und auch von allen Nicht-Türken entgegengebracht wird, und weiß er aus den Lehren des Korans, daß er nun etwas ganz Beſonderes geworden iſt. Er weiß und wird täglich immer wieder darüber belehrt, daß das neue Kleid, das er trägt, ihn nicht nur aus der großen Maſſe emporhebt, ſondern ihm in religiöſer Beziehung ſogar ein gewiſſer Freibrief iſt, da ja doch der Kämpfer für den Islam nicht, wie der türkiſche Ziviliſt, nach ſeinem Tode zunächſt eine beſtimmte Wartezeit für den Himmel durchzumachen hat, ſondern ſeine Soldatenſeele unmittelbar auf dem Felde der Ehre durch die Houries des Paradieſes in Empfang genommen wird.

Was Wunder, wenn er deshalb auch ſchon den Schönen

dieſer Erde durch forſches Ausſehen, durch ſtrammen Tritt und durch militäriſche Auszeichnungen aufzufallen wünſcht. So ſieht man denn ſchon den unbeholfenen Rekruten die wahnſinnigſten Anſtrengungen machen, um durch kräftiges Arm- und Beinewerfen, durch forſches Grüßen der Vorgeſetzten und durch möglichſt lauten Geſang beim Marſchieren die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Er iſt geradezu rührend in ſeinen fleißigen Anpaſſungsverſuchen, aber zugleich auch bewunderungswürdig in ſeiner ſchnellen Auffaſſungsgabe und in der prachtvollen Diſziplin, die er hält. Ich ſah ihn auf dem Exerzierplatz und beim Selamik, in den Straßen und bei der Parade, aber ich ſah ihn auch in der abgelegenen Kaſerne, in den Lokalen und in den nächtlichen Straßen Stambuls. Niemals habe ich einen Betrunkenen, einen Rauchenden oder gar einen zu Ausſchweifungen Neigenden unter ihnen bemerkt. Und was das Rauchen für den Türken bedeutet, iſt ja bekannt. Ihm ſteht die beſte Zigarette für wenige Para zur Verfügung, und außerhalb des Dienſtes erhält er denn auch von der Heeresleitung ſo viel Zigaretten, als er wünſcht. Aber man wird ihn nie, auch während ſeiner freien Zeit nicht, auf der Straße oder im Lokal rauchen ſehen. Der Dienſt erſcheint ihm ebenſo heilig wie etwa der Aufenthalt in einer Moſchee. Und ſo grüßt er denn auch ſeine Geiſtlichen, den Hodſcha, den Ulema und den Derwiſch faſt noch ehrfürchtiger, als ſelbſt die militäriſchen Vorgeſetzten, die übrigens mit ihm in durchaus urbanen Formen verkehren und die zufriedenzuſtellen das höchſte Ziel des jungen Rekruten iſt.

Die ſprichwörtliche Sauberkeit des Türken, ſeine zahlreichen Waſchungen und die faſt abergläubiſche Furcht vor jeglichem Ungeziefer erleichtern den deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Kampfgenoſſen den Verkehr mit dem

überaus gutmütigen und auch als Soldat völlig anspruchslos bleibenden türkischen Kameraden ungemein. Fast jeder deutsche Soldat trägt daher auch irgendeine der leicht faßlichen türkischen Grammatiken mit sich herum und schenkt gern ihren Versicherungen Glauben, daß die türkische Sprache die leichteste der Erde sei, indem er durch Studium und Unterhaltungen in Wesen und Geist des türkischen Mitkämpfers einzudringen sucht. Aber auch der türkische Soldat zeigt deutlich erkennbar das Bestreben, dem strammen, hochgewachsenen, breitschultrigen Feldgrauen aus dem fernen Deutschland nicht als beschränkt oder gar als Analphabet zu erscheinen. Ich traf im Seraskerat (dem türkischen Kriegsministerium) vielfach fließend deutschsprechende Ordonnanzen, und auch in der Kaserne und auf der Straße hört man türkische Soldaten gut deutsch reden. Freilich sind sie etwas befangen, wenn ein deutscher Vorgesetzter oder gar ein Zivilist sie anspricht.

Die schüchterne und fast keusche Art des Türken bringt es mit sich, daß er möglichst nur im engsten Kreise, also mit dem ihm dienstlich gleichgestellten deutschen Soldaten Sprachverkehr sucht. Dabei wird dann meist der an Jahren ältere, in Vorzugsstellungen befindliche und in den Kämpfen um Flandern und Polen schon gestählte und erfahrener gewordene deutsche Soldat zum würdevollen Lehrmeister. Es tut ihm gut, sich dem schwarzäugigen, kleinen und noch etwas scheuen Türken gegenüber als Praeceptor Germaniae zu geben und ihm ein gutes Vorbild zu sein. Das überträgt sich denn auch auf sein sonstiges Verhalten. Und da der deutsche Soldat im Auslande überhaupt bemüht ist, einen guten Eindruck vom deutschen Soldatentum zu schaffen, so gilt er auch hier in der Türkei im großen und ganzen als nüchtern, gut diszi-

pliniert und zurückhaltend. Wo es etwa in der einen oder anderen Beziehung aber daran noch gefehlt haben sollte, da hat die deutsche Militärmission alsbald durch Lokalverbote, ärztliche Belehrungen und Unterweisungen, sowie durch eine streng durchgeführte Kontrolle nachgeholfen. Und wie beim Landheer, so verhält es sich auch bei der Marine. Die prächtigen deutschen Matrosen der „Goeben" und „Breslau" haben unleugbar auch auf die dienstliche Haltung der türkischen Schiffsbesatzungen abgefärbt. Anscheinend besteht jetzt sogar ein Wettbewerb zwischen den beiderseitigen Heeresangehörigen, der hoffentlich zum Besten der beiden großen Armeekörper ausgehen wird.

Die Seele des türkischen Soldaten

(Die anatolischen Truppen. — Ein Urbild der Kraft. — Lebensverächter. — Eine schwere Blutsteuer. — Zum reißenden Tiger. — Dem Vaterland als Schild. — Die Macht zum Herrschen. — Beharrlich, treuherzig und fest. — Das Stück Metall. — Ausbeuter. — Ein Vergewaltigter in der Form des Gewaltmenschen. — Die grausame Stiefmutter. — Göttliche Kraft.)

Den Stolz der türkischen Armee bilden die anatolischen Truppen. Sie sind es, die an der Tschataldscha- und Tundscha-Linie mit eiserner Entschlossenheit die anstürmenden Gegner bis zum endgültigen Friedensschluß festhielten und die auch jetzt wieder an den Dardanellen wie auf Gallipoli mit nimmermüder Zähigkeit den Angriffen der Engländer und Franzosen Trotz boten. Von jeher haben die anatolischen Bauern, eine Mischung von Nachkommen der Seldschuken und Osmanen, als die tapfersten, ausdauerndsten und dabei genügsamsten Soldaten

der großen türkiſchen Armee gegolten. Schon im Frieden ſind die rieſigen Menſchen mit der offenen Bruſt, den mächtigen Fäuſten und den nackten, nervigen Waden ein Urbild der Kraft und eine lebendige Verkörperung ihres ſchönen und fruchtbaren anatoliſchen Heimatlandes. Als Soldat aber wird er zum furchtbaren Gegner, da er, fromm und gottergeben wie er iſt, als treuer Anhänger ſeines Glaubens den Tod der Knechtſchaft vorzieht und aus ſeiner ganzen Auffaſſung der Dinge heraus ein Lebensverächter iſt. Mit feſtem, kurzem Tritt marſchieren die Enakſöhne des anatoliſchen Hinterlandes, die mich lebhaft an die Soldaten unſeres bayeriſchen Hochlandes erinnern, dahin. Auf den ſchönen Sitz ihrer Uniform achten ſie weniger, als darauf, daß ſie ihnen die nötige Bewegungsfreiheit läßt. Praktiſche Wickelgamaſchen und gut gearbeitetes Schuhzeug geſtatten ihnen im Verein mit ihrer feſten Konſtitution anſtrengende Gebirgsmärſche und -Kämpfe, die auf Gallipoli an der Tagesordnung waren. Dabei marſchiert der anatoliſche Bauer doch nicht erſt ſeit heute und geſtern, ſondern muß ſeinem Vaterlande ſeit langen Jahren bereits eine ſchwere Blutſteuer leiſten. Der türkiſche Schriftſteller Ahmed Hikmet Bey hat einmal in anſchaulicher Weiſe ein Bild der Umwandlung des anatoliſchen Bauern zum Soldaten gezeichnet und uns dabei gleichzeitig wertvolle Fingerzeige für die Beurteilung dieſer herrlichen Menſchenraſſe mitgegeben.

„An dem Tage, wo er die Zügel ſeines Pferdes in die Hand nimmt, den Säbel zieht, die Flinte ſchultert und das Bajonett aufpflanzt, wird der ſchwache furchtſame Landmann zu einem furchtbaren Soldaten — das Lamm, das, als es die Pflugſchar führte, gedrückt und verachtet war, wird zum reißenden Tiger. Er zerſchmettert diejenigen, die ſein Neſt zerſtören wollen. Wer ihn dann

ſehen kann, wird des Glaubens ſein, er ſei nur dazu geſchaffen worden, Uniform zu tragen und die Waffe zu handhaben, daß ſeine Stimme nur dazu beſtimmt war, zu kommandieren und ſeine breite Bruſt nur, um dem Vaterlande zum Schild zu dienen... Wenn man dich dann in dem ſtählernen Verbande des Bataillons ſieht, und deinen Ernſt und deine Feſtigkeit bewundert, wie ſoll man dich nicht lieben und auf dich ſtolz ſein! Mit der Muttermilch zugleich haſt du die Eigenſchaften einer Raſſe bekommen, die dazu geſchaffen iſt, Seelengröße, Hochherzigkeit, Trotz und Geduld, Gehorſam und Herrſcherſinn zu verkörpern. Andere Nationen lernen dieſe männlichen Eigenſchaften in den Schulen und an den Univerſitäten. Du lerneſt ſie aus den großen, ſchwarzen Augen der Mutter, aus der tiefen, grollenden Stimme deines Vaters, aus den geheimnisvollen harmoniſchen Lauten des Korans...

Selbſt in deinem zerriſſenen „Potur" (der anatoliſchen Bauernhoſe) biſt du achtunggebietend. Selbſt wenn du unterliegſt, ſiegſt du. Du neigſt mehr zur Gewalttätigkeit als zur Schmeichelei. Du biſt hart und feſt, wie die Entſchlüſſe deiner Bruſt. Aber in deiner Härte gibt es keine Roheit, keine Gemeinheit. Es liegt darin die Macht zum Herrſchen und eine edle Ungezwungenheit. In deinem Zorn donnerſt du wie ein Gewitter, wenn du gerührt biſt, weinſt du mit der Frühlingswolke... In deiner Seelentiefe biſt du wie ein Engel, wie ein Teufel, wenn der Trotz dich faßt. Darum biſt du zu einer Nation geworden, die in der Welt nicht ihresgleichen hat...

Beharrlich biſt du in deinem Denken, beharrlich in deinen Gewohnheiten, beharrlich in deiner Freundſchaft, beharrlich im Kriege. An Neuerungen gewöhnſt du dich

langſam. Haſt du dich aber einmal gewöhnt, gibſt du ſie ſo bald nicht auf. Du biſt treuherzig... Diejenigen, die auf dich neidiſch ſind, können dir mehr Schaden zufügen, wenn ſie dir ſchmeicheln, als wenn ſie dich quälen. Die Bewegungen deiner Arme und Beine ſind langſam wie die eines Stieres, deine nicht zu erſchöpfende Geduld, deine nicht zu erſchütternde Feſtigkeit geht daraus hervor.

Eigennutz kennſt du nicht... Das Geld, jenes Stück Metall, das fälſchlich als eine Quelle des Glückes gilt, achteſt du nicht. Das iſt der Urſprung deiner Schmerzen. Deine Verſchwendung geht aus deiner vornehmen Geſinnung hervor. Dein Stolz iſt größer als deine Eigenliebe. Den, den du liebſt, ſtellſt du höher als dein Leben. Meiſt lebſt du für andere, arbeiteſt für andere, ſtirbſt für andere. Wenn dich andere lieben, denkſt du nicht mehr an dein eigenes Intereſſe, man mag dich an die Maſchine ſtellen oder dir ein Handwerkszeug in die Hand geben, oder dich in deinem Laden die Zinſen deines Kapitals berechnen laſſen! Sie erwarten das von dir und doch rechnen ſie dir dieſe Uneigennützigkeit als Fehler an. Aber kaum beſitzt du Zeit dazu, dich ausbeuten zu laſſen! Vom Pfluge wirſt du fortgeriſſen. Das Gewehr gibt man dir in die Hand. Von einer Grenze zur anderen mußt du eilen. Du ſtirbſt in Bulgarien, in Griechenland, in Arabien, Kurdiſtan und Perſien. Nur in deinem Dorfe läßt man dich weder leben noch ſterben. Man erlaubt dir nicht, deine Geliebte Ayeſcha zu küſſen und dein Söhnchen Mehmed aufwachſen zu ſehen.

Du biſt wie eine hohe Platane, die zerbricht und ſich nicht beugt, du ſtirbſt und klagſt nicht! Du feuchteſt den Wüſtenſand mit deinem Blute und tauchſt dein Brot in den Schweiß deiner Stirn... Du biſt ein Vergewaltigter in der Form des Gewaltmenſchen. In deiner Heimat

bist du ein Fremder, eine Waise am Herde deines Vaters und deiner Mutter. Dieses Anatolien, das von verwaisten Müttern voll ist, wird für dich zu einer grausamen Stiefmutter...

Ein Schwert bist du, das in die Scheide des Orients nicht hineingeht, das mit Blut beträufelt wird und sich feuchtet, mit dem man schlägt und schlägt, bis es zerbricht... Aber aus jedem der Stücke bricht ein Funke hervor, der zu einem Blitze wird. Du trägst in dir die göttliche Kraft, einen ewigen Segen, o Türke."

Die türkische Frau und der Krieg

(Die Frauenfrage in der Türkei. — Was der Sachverständige sagt. — Im Dienst der Kriegsfürsorge. — Eine nationale Wiedergeburt. — Das Leben der Instinkte. — Vorurteile gegen die neuen Männer. — In der Mahalle. — Schicksalsglauben. — Freifrau von Wangenheim. — Der begeisterte Dichter. — Ein Kranz für die Hanums. — An den Mauern des Harems. — Vom Roten Halbmond. — Im Lazarett von Kadriga. — Die Damen der türkischen Aristokratie. — Zur Schaffung einer einheitlichen Nation.)

Eins der wichtigsten Probleme der neuen Türkei ist unstreitig die Frauenfrage. Sie ist bei unseren neuen Bundesgenossen weit brennender wie daheim bei uns, ja vielleicht die wichtigste für die kulturelle Weiterentwicklung der Türkei überhaupt. Unter diesen Umständen war es mir interessant, zu erfahren, wie man hierzulande darüber denkt und wie sich die türkische Frau angesichts der Schranken, die ihr auch heute noch gezogen sind, mit dem Weltkriege abgefunden hat, der unseren deutschen Frauen so unendlich viel Gelegenheit zu segensreicher Betätigung geboten hat. Ein langjähriger Beobachter des

Enver Paſcha vor dem Sultanspalaſt

Marſchall von Uſedom und Merten-Paſcha
vor dem Dardanellen-Stabshauſe

Das türkiſche Volk in Waffen,
und mit den modernſten Kriegsmitteln ausgerüſtet

Die türkiſche Frau und der Krieg
Beſuch auf dem Friedhof

Digitized by Google

türkiſchen Lebens, der trotz ſeiner deutſchen Abſtammung mit einer Türkin verheiratet, und zwar ſehr glücklich verheiratet iſt, ſagte mir auf Grund ſeiner Erfahrungen darüber etwa das folgende:

Als die Türkei, die kaum die durch den unſeligen Balkankrieg geſchlagenen Wunden verſchmerzt hatte, ſich eines Tages wiederum im Kriege befand und von der Loggia der Fatihmoſchee der Heilige Krieg proklamiert wurde, da erging auch — wie in den verbündeten Ländern — der Ruf an die Frauenwelt, ſich durch Taten der Menſchenliebe an der vaterländiſchen Tätigkeit der Nation zu beteiligen. Dieſe Beteiligung war für die türkiſche Frauenwelt nichts Neues mehr. Schon im Balkankriege hatten ſich viele von den türkiſchen Frauen der Hauptſtadt, wo die alten Schranken zwiſchen der Männer- und der Weibergeſellſchaft, in die das türkiſche Volk infolge der Überlieferung zerfällt, ſchon bedeutend ſtärker erſchüttert ſind, als in den Provinzen, als Krankenpflegerinnen in den Dienſt der Kriegsfürſorge geſtellt. Viele hatten den Schmuck von ihrem Buſen und den weißen, wohlgepflegten Armen abgenommen und in einer von patriotiſcher Erregung überſchäumenden Verſammlung im Stambuler Univerſitätsgebäude ihre Koſtbarkeiten auf dem Altar des Vaterlandes geopfert. Dann aber kam der furchtbare Zuſammenbruch, der die Türkei ihrer europäiſchen Provinzen beraubte. Eine gewiſſe Mutloſigkeit und Ernüchterung nach dem Rauſche des Patriotismus wäre daher wohl zu entſchuldigen geweſen. Es hätte in der Natur der ſüdländiſchen Frau gelegen, daß ſie nicht mehr die Kraft zu neuer Erregung fand, nachdem die frühere ſo wirkungslos vorübergerauſcht war.

Aber trotzdem wurden die Niederlagen des Balkankrieges ſchnell vergeſſen. Es ſetzte eine nationale Wieder-

geburt ein, sogleich nachdem Enver Pascha die türkischen Feldzeichen im Schatten der altheiligen Selimié-Moschee in Adrianopel wieder aufgerichtet hatte. Die Bewegung des neuen türkischen Nationalismus, der sich auf den gesamttürkischen Rassenzusammenhang gründete und im Gegensatz zu dem alten Ottomanismus die türkischen Rasseninteressen betonte, erfaßte auch zum Teil die Frau. Ich sage: zum Teil. Denn wegen der mangelnden Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechtes gibt es in der türkischen Frauenwelt immer noch große Kreise, in denen das Leben der Instinkte das Leben der moralischen Ideen erstickt. Außerdem ist die türkische Aristokratie wegen ihrer wesentlich französischen Erziehung bis zu einem gewissen Grade dem rechten Verständnis für die Volksseele entfremdet. Es herrschen in dieser Gesellschaft, die in dem eleganten Stadtviertel Nischantasch eine Art Faubourg St. Germain gebildet hat, noch gewisse aus der absolutistischen Zeit überkommene Vorurteile gegen die neuen Männer, deren nationale Energie sie nicht verstehen, und über deren Herkunft sie die feinen Näschen rümpfen.

Aber im guten Mittelstande der türkischen Hauptstadt fanden die neuen Ideen auch begeisterte Anhängerinnen. Ich kenne eine alte Frau, die Mutter einer zahlreichen Familie von Söhnen, die alle an den Landesgrenzen gegen den Feind im Felde standen, die während des großen Fastenmonats Ramasan jeden Abend die kleine Moschee der Mahalle (Stadtviertels) besuchte und aus ihrem Halbdunkel brünstige Gebete zu Allah emporsandte und darum flehte, daß „Gott die Waffen der Deutschen und der Osmanen schärfe". Sehr viele ehrlich gemeinte Briefe von Müttern, die ihr Liebstes, ihren Sohn, auf dem Felde der Ehre geopfert hatten, gingen

dem Kriegsminiſter zu. Dieſe einfachen Frauen gaben darin ihrer Opferwilligkeit und ihrem tiefen religiöſen und nationalen Sinn ergreifenden Ausdruck. Die türkiſche Frau ertrug dieſe Opfer ebenſo willig, wie unſere deutſche Frau, und vielleicht noch williger. Denn die Mohammedanerin aus gläubigen Kreiſen erfreut ſich allem Unglück gegenüber der Wohltat eines ſtarken, in Fleiſch und Blut übergegangenen Schickſalsglaubens.

Aber mit der bloßen ſeeliſchen Teilnahme an dem großen nationalen Krieg war es in der Türkei noch weniger getan als bei uns. Es genügte hier ein Aufruf, um die türkiſche Frauenwelt zu veranlaſſen, ſich der ihr ungewohnten Arbeit des Strickens und Häkelns zu widmen. Das Komitee für Nationalverteidigung ſammelte die Sachen, die mühſam, aber mit gutem Willen hergeſtellten, um ſie nach Erzerum oder an die Dardanellen zu ſenden. Selbſtverſtändlich gingen unſere hieſigen deutſchen Frauenkreiſe unter der Führung der Freifrau v. Wangenheim, deren großer, idealer Wohltätigkeitsſinn bei dem türkiſchen Volke dankbare Anerkennung fand, ihren türkiſchen Schweſtern mit liebevollem Bemühen zur Hand. Auch auf dem Gebiete der Kriegsfürſorge bewährte ſich das neue Bündnis und die neue Waffenbrüderſchaft in glänzender Weiſe.

Damals wurde auch ein Nähverein türkiſcher Frauen gegründet, ein „Bitſchgi Jordu", der für die Soldaten an der Front warme Winterſachen herſtellte. Die Sache war ſo ungewöhnlich für das übliche Leben der türkiſchen Frau, daß der Dichter Mehmed Emin Bej, der fähigſte Vertreter der neutürkiſchen Richtung, ihr begeiſterte Verſe widmete:

Nähe, fleißige Nadel, nähe
Für die Kämpfer warme Kleider,

Für die Helden an den Grenzen,
Das ist eine liebe Pflicht.
Nähe, fleißige Nadel, nähe —
Dieses Hemd in meinen Händen
Soll des jungen Türkenhelden
Starken, mutigen Leib bedecken.

Und dann besingt der türkische Dichter die Bedeutung der Frau für die Zeit des Krieges sowohl, wie für die Zukunft der Nation:

Ist der Mann das kalte Eisen,
Ist die Frau das heiße Feuer,
Ist die Sonne, die mit Hoffnung,
Die mit Liebe uns erwärmt.
Denn ein Land, das ohne Frauen,
Kann nicht hassen, kann nicht kämpfen
Vor dem Feinde — ist zum Tode,
Ist zum Untergang verdammt.

Damit schlug der Dichter um die dunklen Haare der Hanum den Kranz, den das türkische Schrifttum ihr bisher vorenthalten hatte. Er gab ihr den verdienten Anteil an dem Leben der Nation, an ihrer Gegenwart und Zukunft.

Ein anderer türkischer Frauenverein, dem unsere Botschafterin ebenfalls ihre großzügige Hilfe lieh, nahm sich der Familien im Felde stehender Soldaten an. Er veranstaltete unter Vermittlung des Komitees für Nationalverteidigung (Mudafa-J-Millich) zahlreiche Theateraufführungen und Konzerte. Die Damen der besten Gesellschaft übernahmen den Vertrieb der Eintrittskarten.

Die türkische Frauenwelt trat in die Welt hinaus, und zwar mit gutem Erfolge. Hatte der berühmte und witzige Großwesier Fuad Pascha einmal gesagt, daß die Türkei an den Mauern des Harems zugrunde gehe, — nun, so waren die Haremsmauern jetzt gefallen, und die türkische Frau zeigte, daß sie auch ohne die strengen Abschlie-

ßungs- und Verschleierungsvorschriften, durch die sie vor den Blicken der Männer geschützt werden soll, ihre Würde zu wahren verstand. Darum zeigte sie sich auch ohne Bedenken und mit der Einwilligung der Kriegsbehörde im Gewande der Krankenpflegerin vom Roten Halbmond. Die dunkle Straßentracht dieser Pflegerinnen und der hübsche Kopfputz standen ihr wunderbar. Aber auch im ernsten Lazarettdienst tat sie ihr Bestes. Mehr als sie wirklich geben konnte, ließ sich nicht von ihr verlangen. Sie blieb, was sie war, die warmblütige, gutherzige Frau, die von den Schwächen ihres Geschlechtes nicht durch das Anziehen eines anderen Kleides befreit wird. Aber sie hat beträchtlich viel Gutes getan und manchem verwundeten braven Anatolier seine Schmerzen gelindert und sein Herz leichter gemacht. Dann konnte der rauhe Sohn Anatoliens mit scheuer Verwunderung sehen, wie die Hanums der „Paschas", die für ihn Erscheinungen aus einer fremden Welt waren, mit aller ihrer Eleganz und mit ihrem verführerischen Liebreiz an seiner Seite Platz nahmen und den „Kalem" in den feinen Fingern hielten, um seinen Eltern daheim Grüße zu schreiben, dazu Grüße an die Verwandten, die Bekannten, an jedermann im Dorf, bis ins Unendliche. Und die Hanum hörte lächelnd und geduldig zu, bis die Reihe der „Selams" vorüber war und ein dankbarer Blick sie lohnte.

Außer diesen freiwilligen Krankenpflegerinnen, denen sich ihre nicht mohammedanischen, levantinischen Schwestern trotz etwaiger politischer und kultureller Gegensätze bereitwilligst anschlossen, ist in der Türkei auch eine vorläufig noch kleine Gruppe berufsmäßiger Krankenpflegerinnen entstanden, die der ausgezeichnete ärztliche Leiter des Roten Halbmondes, Professor Dr. Bessem Omer Pascha, schon seit dem Balkankrieg im Lazarett

von Kadriga in Stambul herangebildet hat. Diese haben sich im großen und ganzen sehr bewährt. Der Rote Halbmond hat für den Unterricht dieser Krankenpflegerinnen ein zweibändiges europäisches Handbuch ins Türkische übersetzen lassen.

Der türkische Frauenverein vom Roten Halbmond hat sich auch in diesem Kriege in edlem Wetteifer mit dem Hauptverein um die Krankenpflege sehr verdient gemacht. Dieser Verein umfaßt alle Elemente der türkischen Frauenwelt, und auch die Damen der türkischen Aristokratie haben im Verbande dieses Vereins ohne Rücksicht auf persönliche Überzeugungen und überlieferte Vorurteile in einmütigem Zusammenwirken mit ihren Schwestern aus anderen Gesellschaftsklassen für das hohe vaterländische Ziel gearbeitet. Eine große Ermutigung lag für alle türkischen Frauen, die in den Lazaretten oder im Nähsaal zu Helferinnen der Männer bei dem nationalen Werke wurden, darin, daß dieser Krieg für sie den Hauch der Freiheit mitbrachte. Die Hoffnung auf eine starke, freie Türkei, die aus den Trümmern dieses Krieges entstehen sollte, schloß auch die andere Hoffnung für sie ein, daß in dieser neuen Türkei die Rechte der Frau im Interesse der Zukunft des Volkes eine bedeutende Erweiterung erfahren würden. Die Frage, ob die türkische Frau für eine neue freiere Stellung schon reif ist, kommt hierbei nicht so sehr in Betracht, als die Erwägung, daß die Beseitigung mancher Schranken, die der Vereinheitlichung der türkischen Männer- und Frauengesellschaft zu einer wirklichen nationalen Lebensgemeinschaft entgegenstehen, keinen Aufschub mehr erträgt. Darüber sind alle einsichtsvollen Türken einer Ansicht, daß mit den sozialen Übelständen der Vergangenheit gebrochen werden muß, wenn die türkische Nation in eine neue Bahn eintreten soll.

Der neutürkiſche Dichter Mehmed Emin Bej, den wir oben zitiert haben, ſagt mit vollem Recht, daß ein Land, das ohne Frauen iſt, und wo die Frauen durch eine tiefe Kluft von aller Teilnahme nicht nur am Staate, ſondern auch an den Angelegenheiten der Kindererziehung und der Familie im wahrſten Sinne des Wortes getrennt ſind, zugrunde gehen muß. Die neue Türkei wird neuen Zielen zuſtreben. Sie wird der Frau geben, was ihr gebührt, und dadurch einen weiteren Schritt zur Schaffung einer einheitlichen Nation tun.

2

Auf der „Breslau"

(Von der „Möwe". — Gegen die „Orientliteratur". — Ein ſcharfer Beobachter. — Nur Erfolge. — Im Kaik nach Stenia. — Hinter dem ſchwarzen Seidenſchleier. — Ein Traumſchloß. — Der alte Deſpot. — Gedanken und Erinnerungen. — Der Satansſtrom. — Die Dariusbrücke über den Bosporus. — Janitſcharendämmerung. — Ein ſchlanker Wachthund. — Gruß von Therapia. — Die niedliche kleine „Midilli". — Im hellen Licht des Halbmonds. — Die ferne Heimat.)

Wie ein Lauffeuer ging durch Konſtantinopel die Nachricht von der kühnen Fahrt der „Möwe". Die Feldgrauen am Lande und die Blaujacken unten im Hafen jubelten. Endlich wieder ein Erfolg zur See, der uns beſonders hier, wo alle Intereſſen auf und über See gehen, hoch angerechnet wird. Man darf daheim durchaus nicht etwa glauben, daß wir nicht auch hier noch Erfolge nötig haben, um uns im Lande des Halbmonds ehrenvoll zu behaupten.

Niemand beobachtet uns ſchärfer und bedächtiger als der Türke, dem Engländer und Ruſſen noch bis kurz

vor dem Kriege die schönsten Augen machten. Er erwartet daher auch viel mehr von uns, als wir voraussichtlich jemals von ihm erhalten werden. Darum sollten auch wir uns, zunächst wenigstens, vor jedem Überschwange in der Beurteilung unserer Zukunft im Orient hüten. Mit noch so schöner Literatur gewinnt man keine Schlachten und hier unten wirken nur Erfolge, Erfolge, die wir auch unseren Verbündeten wünschen, aber vor allem Erfolge unserer Waffen, die es schließlich auch den hier noch immer kräftig wirkenden feindlichen Wühlern klarmachen müssen, daß sie in der Türkei ein für allemal ausgespielt haben.

Unter diesen Umständen wirkte die Nachricht von den Taten der „Möwe" förmlich befreiend. Und was lag da näher, als einmal hinunterzuwandern zu den „blauen Jungen", die auf der „Goeben" und der „Breslau", oder wie sie hier heißen, auf dem „Jawuz Sultan Selim" und der „Midilli" im Hafen von Stenia still vor Anker liegen, aber schon wieder auf neue Taten gleich ihren früheren unvergänglichen und unvergeßlichen sinnen!

Der letzte Dampfer nach dem Bosporus ist schon fort, und so fahre ich mit der elektrischen Straßenbahn vom Kai aus hin nach Ortaköi, von wo mich ein Kaik hinübertragen soll im Sonnenlicht des wunderschönen, frühlingswarmen Sonntagsnachmittags. Sorgsam zieht der Straßenbahnschaffner die roten Friesvorhänge vor dem Frauenabteil, dem „Harem" der Elektrischen, zusammen, damit der „Giaur" nicht etwa eine der verschleierten Schönen durch einen kühnen Blick hinter den schwarzen Seidenschleier belästige, obwohl ich es tagtäglich miterleben kann, wie ungeniert man die unverschleierten Europäerinnen anstarrt. Vor mir sitzen ein paar häßliche schwarze

Eunuchen, neben mir ein turbangeſchmückter Hodſcha, der eifrig die Zeitung zu leſen ſcheint, aber kein Wort meiner Unterhaltung mit dem Kollegen aus Köln verliert.

Bald ſind wir am Ziel und genießen vom Ortaköier Ufer aus den entzückenden Anblick des Bosporus und ſeiner wald- und felſenbeſtandenen Ufer. Faſt unmittelbar vor uns ſteigt wie ein wundervolles Traumſchloß Beylerbey aus dem Waſſer auf, des entthronten Sultans Abdul Hamid heutige Wohnſtätte. Drang in dieſe Einſamkeit dort drüben auf dem aſiatiſchen Ufer wohl auch ein Hauch dieſer aufgeregten Zeit? Weiß der alte Deſpot von den Kämpfen und Sorgen dieſer Tage? Weiß er, warum man ihn einſt von Salonik entführte und wieder hierher in die Nähe ſeines einſtigen Herrſcherſitzes brachte, von dem man ihn urſprünglich ganz fernhalten wollte? Weiß er, warum die Kanonen oben am Schwarzen und unten am Mittelländiſchen Meer donnern, und weiß er vor allem von dem Tode des Mannes, den er ebenſo wie deſſen Vater und Bruder grauſam verfolgte, ſo daß ſein Selbſtmord indirekt auf ſein Konto geht, da der Kronprinz Juſſuf Yzzedin ohne die entſetzlichen Erinnerungen ſeiner Jugend kaum zum freiwilligen Ende ſeiner Tage gelangt wäre? Wie mag der geſtürzte Tyrann ſinnen über die aufregenden Ereigniſſe, die ſeinem Lande und ſeiner Dynaſtie gegenwärtig beſchieden ſind?

Doch ſchon naht der Kaik, den ein freundlicher alter Türke mit einem munteren kleinen Knaben führt. Sie rudern unter ſtetem heftigen Kampfe gegen die Strömung, die gerade an dieſer Stelle über 8 km die Stunde beträgt, weshalb dieſe von den Türken auch „Scheytan Akintiſi" (Satansſtrom) genannt wird, Stenia entgegen. Hinter uns tut ſich der volle Blick auf Konſtantinopel und den Bosporus auf und von der Höhe rechter Hand

grüßt die Marmorpracht des Dolma Bagtsche Serai, wo der jetzige Sultan wohnt. Gleich dahinter sieht man auch den Yildis Kiosk, der Abdul Hamid bis zu seiner Gefangennahme beherbergte.

Der alte Schiffer zeigt hinüber nach Beylerbey. Er weiß, daß uns Europäer das Geheimnisvolle des Schicksals des entthronten Mächtigen dieser Erde reizt, aber er weiß auch, daß keines Sterblichen Fuß die Pforte dieses schönsten Bosporuspalastes überschreiten darf. Dieser uralte Mann, der noch heute Wind und Wellen wie ein Junger trotzt, hat in seiner fernen Jugend die Marmorquadern des stolzen Baues da drüben emporwachsen sehen, den Sultan Abdul Asis, das unglückliche Opfer seines heutigen Bewohners, gewiß ohne jede Ahnung davon erbauen ließ, daß er dereinst seinem Mörder zum ewigen Gefängnis dienen würde.

Auch bei der Weiterfahrt werden wir an alte Zeiten erinnert. Rechts und links grüßen die Burgen von Rumeli Hissar und Anadolu Hissar herüber. Hier in der Nähe schlug Darius beim Skythenzug die Brücke über den Bosporus und die beiden Burgen sind Zeugen der ersten Vorstöße der Osmanen gegen Byzanz. Oben aber in den alten Holzhäusern der Mauern und Türme von Rumeli Hissar hausen die letzten Nachkommen der einstmals so gefürchteten Janitscharen. Nun biegt der Kaik in den Hafen von Stenia ein und sogleich fällt unser Blick auf die beiden Ozeanwölfe, den „Jawuz" und die „Midilli".

Mächtig und fast vorweltlich in seiner ungefügen Breite erscheint der „Jawuz Sultan Selim", indes die kleinere „Midilli" wie ein schlanker Wachthund daneben liegt. Den malerischen Hintergrund der stillen Bucht bilden die von dem Khediven von Ägypten — Ismail Pascha —

erbauten Paläſte, deren ſchöner Park unſeren blauen Jungen zu Spaziergängen dient, während ſie auf einer großen Wieſe hinter der Anhöhe eine richtige Landwirtſchaft angefangen haben, um ihren Gemüſe- und ſonſtigen Küchenbedarf gleich zur Hand zu haben. Im Vordergrunde der heiteren Landſchaft grüßt Therapia, der Sommerſitz der deutſchen Botſchaft, herüber, in deren paradieſiſchem Garten die gefallenen deutſchen Helden der beiden Schiffe neben Herrn v. Wangenheim und Herrn v. Leipzig ihre letzte Ruheſtätte gefunden haben.

Die Bordwache meldet den Beſuch der beiden Kriegsberichterſtatter und ſchon erſcheint ein liebenswürdiger Kapitänleutnant, der für die niedliche kleine „Midilli" die Honneurs macht. Im nächſten Augenblick ſtehen wir auf dem gewiſſermaßen hiſtoriſchen Boden der „Breslau". Unter unſeren Füßen rumoren die Maſchinen, die dereinſt ihr Letztes hergeben mußten, um die Schiffe vor unſeren Gegnern in Sicherheit zu bringen. Dort iſt die Brücke, von der aus das helle Auge des Kommandanten die Möglichkeiten zu einer glücklichen Einfahrt in die Dardanellen erſchaute und hier ragen die ehernen Mäuler der Kanonen hervor, die Tod und Verderben auf die Algerier ſpien. Ja, gerade dieſen Tag mit ſeiner herrlichen Kunde mußte ich mir zum Beſuche unſerer beiden Ozeanwindhunde erwählen. Die ganze Mannſchaft iſt an Bord und ihr friſches Ausſehen läßt erkennen, was es mit den bei unſeren Gegnern kreiſenden Erzählungen von der angeblichen Kriegsuntüchtigkeit der beiden Koloſſe auf ſich hat.

Vielleicht reden ſie ſchon in dieſem Augenblick deswegen ein ernſtes Wort miteinander. Jedenfalls war man eine halbe Stunde ſpäter in der geräumigen Kapitänskajüte ſehr vergnügt, und bei einer Flaſche Kriegs-

Champagner, die nicht aus einer Liebesgabenkiſte herrührte, ſondern noch vom Feinde ſtammte, erzählten wir uns gegenſeitig von unſeren Fronterlebniſſen.

Dann meldete der Bootsmannsmaat, daß die Dampfpinaſſe klar liege, und im hellen Lichte des Halbmonds zogen wir über das tiefblaue Seidenband des Bosporus wieder heimwärts. Der Kollege aus Köln wurde ganz ſentimental und ketzeriſch, indem er behauptete, daß der Rhein auch nicht ſchöner ſei (was in Köln bekanntlich mit dem Tode beſtraft wird), und ſo ſangen wir ſchließlich zum Takte der Maſchine das Lied von der Lorelei. Hinten aber am Steuer ſtand ernſt und feſt ein deutſcher Seemann mit dem Fez auf dem Haupte und dachte mit uns ſehnſuchtsvoll an die ferne Heimat.

Konſtantinopeler Kriegstheater

(Mitten im Kriege. — Theatervorſtellungen an der Front. — Das Muſterland der Bühnenkunſt. — Unter Abdul Hamid. — Auf ziemlich morſchen Brettern. — Die deutſche Filminduſtrie. — Der „Evangelimann". — Intereſſante Beobachtungen. — Die ſchönſten Mädchen. — Eine eigene deutſche Bühne. — Die Damen der türkiſchen Geſellſchaft. — Eine Vorſtellung für die „Hanums". — Die ſchöne türkiſche Frauenmode. — Aus einer verſchloſſenen Welt. — Etwas abſolut Komiſches. — Zwei verſchiedene Anſchauungen.)

Voller Neid, aber auch mit Bewunderung haben es unſere Gegner mit anſehen müſſen, wie — mitten im Kriege — die deutſchen Bühnen ihren Betrieb nicht nur aufrecht erhalten haben, ſondern auch eine große Zahl bedeutender, künſtleriſcher Erfolge erzielen konnten. In der Reichshauptſtadt iſt auf die anfängliche Flaute ſogar eine Hochkonjunktur gefolgt, und manche Bühne im Reiche hat ſich gerade in der Kriegszeit geſund machen

können. — Darüber hinaus wissen unsere Feldgrauen von gelungenen Theatervorstellungen an der Front zu berichten und unmittelbar hinter der Front haben wir nicht nur die vorhandenen Theater der deutschen Kunst und den deutschen Künstlern zugängig machen können, sondern z. B. in Lille, das bei Kriegsbeginn nahezu fertiggestellte Stadttheater mit einer deutschen Vorstellung eröffnet, im Königlichen Theater in Brüssel Opernvorstellungen gegeben und in Lodz und Warschau deutsche Bühnengastspiele eingerichtet. — Auch in Österreich-Ungarn, dem Musterlande der Bühnenkunst, blüht das künstlerische Leben trotz des Krieges, und auch die ferne Türkei hat inzwischen den Schauplatz für ein deutsches künstlerisches Theaterunternehmen geboten.

Seit Jahr und Tag war Konstantinopel nur auf die französische Bühnenkunst eingestellt. Wohl kamen unter Abdul Hamid ab und zu auch einige deutsche Gastspiele zustande. Aber da der absolutistische Herrscher in seinem Serail eine eigene Bühne besaß und die deutschen Künstler hier spielen ließ, blieb ihre Kunst der großen Öffentlichkeit ziemlich verborgen, und das städtische Theater in den Petits Champs von Pera sah auf diese Weise nur minderwertige französische und italienische Truppen auf seinen ziemlich morschen Brettern. Gastspiele der großen Sarah, der Despres oder der Duse waren ganz selten und bedeuteten wohl ein gesellschaftliches, aber fast niemals ein materielles Ereignis. Als dann der Krieg ausbrach, schlief das künstlerische Leben hier überhaupt ein, und die Kinematographentheater mit ihren wüsten französischen, italienischen und amerikanischen Films behaupteten ausschließlich das Feld. — Auch jetzt noch füttern sie das abendländische, türkische, griechische und levantinische Bevölkerungselement mit diesem Schund. Und

nur gelegentlich kommt auch einmal die deutsche und österreichisch-ungarische Filmindustrie zu Worte.

Unter diesen Umständen war es gewiß ein Wagnis, mitten im Weltkriege der deutschen Bühnenkunst in der türkischen Hauptstadt eine Gasse zu bahnen und sogar mit einer Opernaufführung zu beginnen, die den Kienzlschen „Evangelimann" brachte. — Man war so klug gewesen, die Erstaufführung mit einer Wohltätigkeitsvorstellung zugunsten der deutschen Kriegshilfe in der Türkei zu verbinden, so daß das künstlerische zugleich ein gesellschaftliches Ereignis wurde und nach der Vorstellung jedermann die Wahl hatte, selbst zu entscheiden, auf welcher Seite der größere Erfolg zu buchen war. Aber immerhin: es war ein Anfang und zugleich eine wirtschaftliche und eine künstlerische Tat trotz aller Unzulänglichkeit der vorhandenen Mittel. In einer Loge wohnte der deutsche Botschafter Graf Metternich mit dem ersten Botschaftsrat Freiherrn von Neurath und einem großen Teile des Botschaftspersonals der Vorstellung bei, und ebenso war die deutsche Militär- und die deutsche Flottenmission mitsamt den Spitzen der türkischen Behörden erschienen. Dem europäischen Zuschauer boten sich viele interessante Beobachtungen.

Die deutsche Lehrerschaft stellte die Rollen des Zitterbart und des Schnappauf, sowie die prachtvoll gelungenen Chöre. Und die schönsten Mädchen der deutschen Schule in Konstantinopel gaben sich ein Stelldichein bei dem reizvollen Bilde auf dem Hofe des Wiener Hinterhauses. Die gesamte Aufführung hinterließ bei dem deutschen Publikum den lebhaften Wunsch nach einer Fortsetzung dieser Aufführung nicht nur, sondern nach der Schaffung einer eignen deutschen Bühne in Pera unter Angliederung an das bereits Vorhandene.

Wie sehr auch in türkischen Kreisen das Interesse für die deutsche Kunst, wenn auch vorläufig nur langsam, erwacht, zeigte die Notwendigkeit einer Sondervorstellung für die Damen der türkischen Gesellschaft. Denn auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es natürlich völlig ausgeschlossen, daß etwa der Harem mit in ein Theater genommen werden kann. Daher wurde für den Vormittag eine eigene Vorstellung für die „Hanums" anberaumt und über hundert schwatzende, lachende, heitere türkische Frauen und Mädchen füllten den weiten Theaterraum. — Von der Bühne her war es mir vergönnt, das fröhliche Leben und Treiben des Harems im Theater zu beobachten. Bereits eine Stunde vorher wimmelte es von schwarzen, grünen, blauen und himmelblauen, seidenen Tschartschafs (dem charakteristischen türkischen Frauengewand) in dem weiten Theaterraum. Der schwarze Gesichtsschleier war zurückgeschlagen, schwarze Augen glühten, rote Lippen grüßten, und wie bei uns daheim knabberten weiße Mäusezähnchen unendliche Mengen Süßigkeiten. — Und keine, die nicht dazu rauchte, mit vollen Zügen den Duft dieser feinen, kleinen türkischen Zigaretten einsog, die als die besten der Welt gelten.

Ein geistreicher Türke hat einmal gesagt, die türkische, von Mohammed selbst vorgeschriebene Frauenmode sei so schön, kleidsam und praktisch, daß der Prophet auch heute noch selbst auf dem gefährlichen Boden von Paris den ersten Preis in einem Modewettbewerb erhalten würde. Und die hiesigen Europäerinnen unterschreiben diesen Satz durchaus. Für die Besonderheiten des orientalischen Klimas und der Lebensweise im Harem erscheint sie als das einzig gegebene. Dabei ist sie auch für die Männer von eigenem Reiz, weil sie alle Frauen auf eine Stufe stellt,

alle Häßlichkeit verbirgt und alle Schönheit und Frauenreize noch unterſtreicht. Selbſt Kleinigkeiten, wie der Schleier und das zarte Spitzenkopftuch, üben einen Zauber aus, den die europäiſche Frau gar nicht kennt. Und ſo war vielleicht das Schönſte an dem theatraliſchen und geſellſchaftlichen Ereignis dieſe Vorſtellung für die Frauen, die uns einen vollen und ungeſtörten Einblick in das Weſen der dem Europäer auch noch heute vollkommen verſchloſſenen und trotz aller Bemühungen der türkiſchen liberalen Frauenbewegung vorausſichtlich auch verſchloſſen bleibenden Welt der türkiſchen Frau bot.

Die Vorgänge auf der Bühne nahmen die „Hanums", unter denen ſich auch mehrere kaiſerliche Prinzeſſinnen befanden, mit ihrer naiven Auffaſſung abendländiſcher Dinge naturgemäß als etwas ganz Fremdartiges entgegen. Der türkiſchen Frau, die unter ganz anderen Verhältniſſen aufwächſt und verheiratet wird, müſſen ja auch die deutſchen Liebesſzenen des Stückes und ſelbſt die Kataſtrophe, die ſich daraus entwickelt, als etwas ganz Unfaßbares, ja vielleicht als etwas abſolut Komiſches erſcheinen. So hatte ich zum Schluß der Vorſtellung keinen lebhafteren Wunſch als den, meinen deutſchen Leſern und Leſerinnen einen aus der Auffaſſung der echten türkiſchen Frau heraus geſchriebenen Bericht über dieſe erſte deutſche Opernaufführung in Konſtantinopel bieten zu können. Aber da ſcheiden ſich zwei Welten, und wir ſollten deshalb niemals vergeſſen, daß dieſe Welten auch auf anderen Gebieten vielleicht niemals zueinanderkommen werden.

Digitized by Google

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Das Innere der Hagia Sophia, der größten Moschee Konstantinopels

Stambul mit der Suleiman-Moſchee, der ſchönſten der Rieſenſtadt
Im Vordergrunde die Baſarkuppeln

Die alte Landmauer Konſtantinopels, durch welche ſeinerzeit die Türken in Byzanz eindrangen

Digitized by Google

Mevlud im Kriegsjahr

(Unverfälschtes orientalisches Leben. — Die Geburt Mohammeds. — Zeichen und Wunder. — Die Mevlud-Dichtung. — Drei Huris aus dem Paradiese. — Der Herrscher dieser Welt. — Duft von Rosenwasser. — Am Geburtstage des Propheten. — Der Scherif von Mekka. — Alte Gräber.)

Als der erste Balkanzug in der alten Kaiserstadt am Bosporus einlief, ging gerade einer der höchsten Feiertage der mohammedanischen Welt, das Mevludfest, zu Ende. Noch strahlten die aus Anlaß des Tages überall an den Moscheen, den schlanken Minaretts und den öffentlichen Gebäuden angebrachten kleinen, geheimnisvoll wirkenden Lämpchen ihr mattes Licht aus und im Verein mit der milden Vollmondnacht gab es den Konstantinopel zum erstenmal Betretenden ein wundervolles Bild unverfälschten orientalischen Lebens mitten im Kriegsjahr.

Mevlud, das ist die Geschichte der Geburt des großen Begründers der mohammedanischen Heilslehre, des Mannes, dessen Geburt der ganze Islam alljährlich festlich begeht. Seine Mutter war Emineh, eine junge Witwe, deren Gatte Abdullah erst vor zwei Monaten gestorben war. Das Kind, dem sie das Leben schenken würde, sollte vaterlos sein. Ein tiefer Kummer zehrte an ihrer Seele, eine fressende Sorge, der sie wenige Jahre nach der Geburt des Kindes erliegen sollte.

Es ist das Recht der Völker, in dem Dunkel, das ein solches Ereignis umgibt, große Zeichen und sprechende Wunder zu sehen. Der Himmel erscheint ihnen voll Stimmen und Erscheinungen. Schon in ältester Zeit haben fromme Männer diese Erscheinungen nach der Überlieferung aufgezeichnet. Die Geschichte von der Geburt und dem Leben des Religionsstifters, die „Menkabe", wie man es nannte, wurde begierig angehört und besonders

an dem überlieferten Tage der Prophetengeburt, dem 12. Tage des arabiſchen Monats Rebi ul Ewel. Als dann die Osmanlitürken ein eigenes Reich gegründet hatten und im Fortſchritt ihrer Kultur die erſten Verſuche zur Gründung eines Schrifttums machten, da war es die „Mevlud", die Geburt des Propheten Mohammeds Bin Abdullahs, die ihre Dichter mit Vorliebe in dem alttürkiſchen epiſchen Versmaß behandelten.

Schlicht und rührend iſt die Weiſe, die dieſe Mevluddichter anſtimmen. Sie ſingen von den Vorzeichen, die der Geburt des großen Mannes vorausgingen:

Als nun die Ankunft Mohammeds ſtand bevor,
Was aus den Zeichen deutlich ging hervor, —
Sah Emineh ein ſeltſam Licht im Dunkeln,
Vor ihren Augen Sonnenräder funkeln.
Aus ihrem Haus wie greller Blitz es fällt —
Mit hellem Licht füllt ſich die ganze Welt. . . .

Und nun mehren ſich die Zeichen. Fahnen werden von geheimnisvollen Händen auf der Kaaba und an anderen Orten aufgepflanzt. Die Engel ſteigen in Scharen vom Himmel herab und halten ihren Umzug um das Heiligtum. Der Mutter erſcheinen drei Huris aus dem Paradieſe und kündigen ihr die Geburt des Kindes Muſtapha an. Mit lieblichen Worten beſchreiben ſie die Anmut und die göttliche Weisheit des erwarteten Sohnes, des künftigen Religionsſtifters. Und dann erzählt Emineh:

„Ich war vor Glut ſchon dem Verſchmachten nah,
Ein Glas Scherbet ſchnell reichten ſie mir da.
Weißer als Schnee und kälter war der Trank,
Mit ſeiner Süße er mich ganz bezwang —
Ich ſchlürfte ihn, — da wurde mir ſo licht. —
War ſelbſt mein Körper Licht? — Ich wußt' es nicht.
Ein weißer Vogel kam mit breiten Schwingen,
Die meinen Leib mit aller Macht umfingen. —

Da kam zur Welt der Herrscher dieser Welt.
Und Licht erfüllte Erd' und Himmelszelt."

Die weiteren Verse schildern dann den Jubel der Schöpfung über die Geburt des Heilbringers. Die schlichte und innige Religiosität der alten Türken setzte sich in dieser altertümlichen „Mevlud" ein Denkmal, das in jeder Hinsicht und besonders in sprachlicher und religiöser Beziehung von größter Bedeutung ist.

Die Mevlud bringt gerade wegen der alten kernigen türkischen Sprache, in der sie abgefaßt ist, religiöse Vorstellungen dem Volke näher. Ihr Vortrag wird daher gerade für diejenige Feier verwendet, bei der das religiöse Gefühl aus den tiefsten Tiefen der Seele hervorquillt, — für die Totengedenkfeier. Priester mit besonders schönen Stimmen tragen die Verse der Mevlud nach der alten dafür üblichen Melodie vor. Während des Vortrages verbreitet sich in dem Halbdunkel der mit Andächtigen angefüllten Moschee der Duft von Rosenwasser, das nach altem Brauch über die Zuhörer ausgegossen wird, und zur Erinnerung an den Labetrank, den die drei Huris der Mutter des Propheten in ihren Nöten reichten, werden Scherbet und Süßigkeiten verteilt. Diese schöne Zeremonie ist getränkt von der dem Islam eigenen schlichten Anmut. Die Geschichte der neuen Türkei kennt manche derartige ergreifende Feier, die den zahlreichen Toten, den berühmten und unberühmten, galten, die für das Vaterland den Tod gefunden haben.

Am Geburtstage des Propheten, der unter der türkischen Verfassungsära der Reihe der großen vom Staate amtlich gefeierten Feste hinzugefügt wird, pflegt aber auch eine mit allem Glanz vor sich gehende Mevludfeier bei Hofe abgehalten zu werden. In den alten Chroniken wird stets angegeben, wo diese Mevlud gehalten wurde.

Wie in den Regeſten der deutſchen Kaiſer geſagt wird, wo und auf welcher Pfalz der Kaiſer die großen chriſtlichen Feſte begeht, ſo heißt es von den Sultanen, daß ſie die „Mevlud" in der oder jener Reſidenz begangen haben. Auch bei dieſer Feier geht es ſo zu wie bei den Totengottesdienſten. Auch hier werden Wohlgerüche, Scherbet, Süßigkeiten und dazu auch ſeidene Taſchentücher verteilt. An dieſem Tage findet gewöhnlich ein Telegrammwechſel mit dem Scherif von Mekka ſtatt, der dem Kaiſerlichen Hof die ſüßeſten Datteln überſendet, die bei den heiligen Stätten wachſen.

Die Mevlud iſt für das türkiſche Volk ebenſo ein religiöſes wie ein nationales Feſt. Es iſt dasjenige Feſt, das in der Überlieferung des Volkes und ſeiner Dynaſtie eine bedeutende Rolle ſpielt. Denn ſowohl die osmaniſche Geſchichte wie die Annalen des türkiſchen Schrifttums ſind mit der Mevlud durch die engſten Bande verbunden. Es war das Lieblingsfeſt der Khane der Osmanlitürken ſchon zu der Zeit, als Bruſſa noch die Hauptſtadt des Reiches war. Und hier liegen auch die alten Mevluddichter begraben, die zuerſt die türkiſche Sprache für die gebundene Rede verwendeten.

Eine Mörſerparade vor Enver Paſcha

(In Paradeaufſtellung. — Tod und Verderben. — Mit Lorbeer geſchmückt. — Wie ein regierender Herrſcher. — Rückſichtsloſe Draufgänger. — Keine Abſperrungen für Journaliſten. — Ein eindrucksvolles militäriſches Schauſpiel. — Eine Veteranin dieſes Weltkrieges. — Wie beim Examen in der Kriegsakademie. — Führer und Volksgenoſſen. — Zur Tarimkaſerne. — Das Signal zum Gebet.)

Über den weiten Hof des Kaiſerlich Osmaniſchen Hauptquartiers gellt das Signal eines öſterreichiſch-un-

garischen Hornisten. Es ruft der Haubitzenbatterie, die in Paradeaufstellung, mit der Front nach dem türkischen Kriegsministerium zu, aufgefahren ist, sein: „Habt acht" zu. Von dem Seraskerat her kommt ein mittelgroßer, untersetzter, breitschultriger Offizier mit leicht federnden Bewegungen in dem schlanken, sehnigen Körper. Aller Augen richten sich auf ihn, die der türkischen Soldaten sowohl, die rings den weiten Platz absperren, wie auch die der braungebrannten, österreichisch-ungarischen Dardanellenkämpfer, die unter Führung ihres Hauptmanns Manouschek die letzten Monate hindurch auf Gallipoli und an den Dardanellen aus den Tiefen ihrer Mörser Tod und Verderben auf die Engländer und Franzosen sandten und nach der feigen Flucht ihrer Gegner nunmehr zu anderweitiger Verwendung frei geworden sind. Und die Siegesfreude lacht aus den gebräunten Gesichtern. Die österreichisch-ungarische Kolonie Konstantinopels hat es sich nicht nehmen lassen, ihrer Feldgrauen Mützen und Blusen, sowie die Rohre der Geschütze mit Lorbeer zu schmücken, dessen immerwährendes Grün in den umliegenden versteckten Gärten Stambuls ebenso leuchtet wie an den Hängen der heimatlichen, auch hart umkämpften Adriaküste.

Die Mitglieder der Kolonie sind ausdrücklich zu dieser Parade ihrer tapferen Landsleute geladen, die Enver Pascha heute abnehmen will. Wie ein regierender Herrscher wird er empfangen. Die blinde Verehrung, die ihm das türkische Heer entgegenbringt, überträgt sich unwillkürlich auch auf alle anderen, die mit diesem seltenen Manne in Berührung kommen. Die Männer bezaubert er durch sein frisches und forsches Auftreten, seine bestimmte kurze Art in Frage und Antwort und seine überraschende Kenntnis aller militärischen Dinge. Den Frauen

aber erſcheint er als der kühne Vorwärtsſtürmer, der rückſichtsloſe Draufgänger und der auch körperlich von der Natur begünſtigte „ſchöne Mann“. Während der ganzen Parade konnte ich ihn aus allernächſter Nähe beobachten. Denn in der mit alten Vorurteilen, von Kaſten- und Cliquenweſen erfüllten Türkei gibt es trotzdem keinerlei Abſperrungen für Journaliſten, wie etwa drüben im alten Europa. Man ſieht es als vollkommen ſelbſtverſtändlich an, daß ſie als Vertreter der öffentlichen Meinung möglichſt ausgiebig Gelegenheit erhalten, der Öffentlichkeit das Weſentliche ihrer Beobachtungen mitzuteilen. So kam es, daß Enver Paſcha nicht nur von den türkiſchen, öſterreichiſch-ungariſchen und deutſchen hohen Militärs, ſondern auch von Zeitungsberichterſtattern ſeines Landes wie der Verbündeten und natürlich auch von Amerikanern umſchwärmt war, die ja auch bei uns in Deutſchland faſt noch mehr Entgegenkommen finden, wie wir deutſchen Journaliſten — hier in der Türkei.

Es war ein prachtvolles Bild, als zu Beginn der Parade der feſche öſterreichiſch-ungariſche Hauptmann auf ſeinem Grauſchimmel dem türkiſchen Generaliſſimus entgegenſprengte und mit gezogenem Säbel Meldung erſtattete. — Wer hätte noch vor wenigen Jahren daran gedacht, daß im türkiſchen Seraskerat Öſterreich-Ungarns Heeresmacht ein ſo eindrucksvolles, militäriſches Schauſpiel wie die Vorführung ihrer weltberühmt gewordenen ſchweren Geſchütze darbieten würde. Und voll neidloſer Freude ſtanden die Führer unſerer deutſchen Militärmiſſion, der Chef des Generalſtabes Exzellenz Bronſart von Schellendorf und der deutſche Militärattaché Herr von Loſſow dabei und lauſchten im Verein mit Enver Paſcha den intereſſanten Erläuterungen, die der Batteriekommandant an einem der Geſchütze über deſſen Zuſammen-

ſetzung und Feuerwirkung gab. Es war gewiſſermaßen eine Veteranin dieſes Weltkrieges, eine Haubitze, die ſchon in den Côtes Lorraines und in Flandern, vor Warſchau und am Iſonzo mitgekämpft hatte. Und auch Enver Paſcha entzog ſich dem tiefen Eindruck der geſchichtlichen Darlegungen nicht, die der Kommandant mit glänzenden Augen in Erinnerung an ſchwere, aber ſchöne Tage ſeines Berufes gab. Es machte ihm offenbar Spaß, die öſterreichiſch-ungariſchen Bundesbrüder durch recht viele Fragen nach der Arbeitsweiſe ihrer Geſchütze zu erfreuen, und jedesmal klappten Frage und Antwort wie bei einem Examen in der Kriegsakademie zuſammen. Man konnte deutlich erkennen, wie der für ſeine hohe Stellung als türkiſcher Kriegsminiſter dem Laien faſt noch zu jugendlich erſcheinende Enver Paſcha auch über die kleinſten Einzelheiten der Mörſerbatterie dennoch völlig unterrichtet war und wie er ſchon in ſeinem Geiſte die Möglichkeiten einer nahen Zukunft erwog. Er wollte auch den Unterſchied zwiſchen den Skoda- und den Kruppgeſchützen ganz eingehend dargelegt haben und beſtellte zu dieſem Zwecke bereits für den nächſten Tag die Vorführung zweier Konkurrenzgeſchütze.

Unter den feierlichen Trompetenklängen des öſterreichiſch-ungariſchen Generalmarſches zog ſodann die Batterie an dem türkiſchen Generaliſſimus vorüber. Es war ein eigenartiges, militäriſches Schauſpiel, die türkiſche Beſpannungsmannſchaft mit ihren grauwollenen Uniformen, den grünen Gamaſchen und den tropenhelmartigen Feldmützen neben den feldblauen öſterreichiſch-ungariſchen Kanonieren defilieren zu ſehen. Aber man konnte faſt keinen Unterſchied in der Haltung der beiderſeitigen Mannſchaften bemerken. Und ſo ſorgſam eingeſpielt wie die Truppen es aufeinander ſind, ſind es auch ihre Führer

und die Volksgenoſſen. Es war und wurde ſchließlich aus dieſer Parade ein Feiertag der Angehörigen der verbündeten Nachbarmonarchie in der türkiſchen Hauptſtadt. Denn als Enver Paſcha mit freundlichen Dankesworten an den k. und k. Militärbevollmächtigten Generalmajor Pomiankowski und den Hauptmann Manouſchek wieder ins Seraskerat zurückgekehrt war, marſchierte die Batterie aus der Türkenſtadt Stambul hinüber ins Europäerviertel, zur Taximkaſerne in Pera, auf deren Hof ihr Führer und ihre Mannſchaften im Namen der öſterreichiſch-ungariſchen Kolonie von dem Direktor Weinzedl der öſterreichiſch-ungariſchen Schule mit einer herzhaften patriotiſchen Anſprache begrüßt wurden.

In ſeinen Dankesworten erinnerte der Führer der Truppe ſeine Soldaten daran, was die öſterreichiſch-ungariſche Kolonie ſtets für die an der Dardanellenfront mitkämpfenden Öſterreicher und Ungarn getan habe. — Und dann kam etwas Schönes, etwas viel Schöneres als das übliche Hoch auf den regierenden Monarchen. Denn der böhmiſche Horniſt blies das Signal zum Gebet, und während die Soldaten ſalutierten, entblößten alle Anweſenden ihr Haupt und gedachten im ſtillen Gebet des greiſen Monarchen in der Wiener Hofburg, deſſen Lebensabend auch durch die Erfolge ſeiner wackeren Kanoniere im fernen Türkenland mit verſchönt worden iſt.

Hassan Fehmi, der Kriegsdichter

(Von Allahs Gnaden. — In der „Teutonia". — O alte Burschenherrlichkeit! — Jenenser Erinnerungen. — Zum Fuchsturm. — Wie ein Traum. — Das liebe ferne Deutschland. Goethes „Fischer". — Da war's um ihn geschehn! — Im Gassengewirr der alten Osmanenstadt. — Der Zauber deutscher Dichtung. — Ein Hamburger Dichterfürst. — Zum goldenen Himmelsthrone. — Talaat Bey als Mäzen. — Tschanak-Kalés Name.)

An demselben Februartage 1916, an dem Deutschland trauernd die Bahre eines seiner besten Lyriker und Kriegsliederdichter — Gustav Falke — umstand, verlor die Türkei in Hassan Fehmi einen ihrer bedeutendsten Poeten und zugleich ihren einzigen Kriegsdichter. Auch uns Deutsche trifft sein Verlust außerordentlich schwer. Denn dieser Dichter von Allahs Gnaden war zugleich der glühendste Bewunderer und eifrigste Wegbereiter unseres Goethe in der Türkei. Ihm verdankt sie die Übertragung des Goetheschen Egmont und zahlreicher Goethescher Dichtungen ins Türkische, und durch seinen liederreichen Mund, der nun für immer verstummt ist, wurden zugleich die Dichtungen des Großen von Weimar nicht nur den Intellektuellen in der Türkei, sondern dem ganzen türkischen Volke in zahlreichen Vorträgen nähergebracht.

Ich lernte ihn persönlich kennen, als die hiesige deutsche Zeitung, der „Osmanische Lloyd", einen Bierabend in dem deutschen Vereinslokal, der „Teutonia", anberaumt hatte, um die damals mit dem ersten Balkanzuge nach Konstantinopel gekommenen deutschen Redakteure, Journalisten und Schriftsteller mit den führenden Geistern der Türkei auf dem Gebiete der Politik, Kunst und Literatur bekannt zu machen. An einem der Tische saß ein-

ſam ein ſchlanker junger Mann in europäiſchem Gehrock, aber mit dem Fez auf dem Haupte. Er blickte etwas ſpöttiſch, aber auch beluſtigt zugleich mit ſeinen klugen, braunen Augen durch die funkelnden Gläſer des Kneifers in das ſchwerfällige Getriebe dieſes deutſch-türkiſchen Bierabends. Nur daß er als Türke bereits die dritte Maß beſtellte, ermutigte mich, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und ich war nicht wenig erſtaunt, als er, deſſen Name — wie üblich — bei der gegenſeitigen Vorſtellung unverſtändlich geblieben war, plötzlich das Glas erhob, das braune Naß gegen das Licht hielt und mit ſeiner leiſen, ſingenden Stimme in tadelloſem Deutſch zu mir ſagte: „O alte Burſchenherrlichkeit, wohin biſt du entſchwunden?“ — Und dann plauderte er wie ein alter Korpsſtudent von Bonn und Heidelberg, von Leipzig, Wien und Jena. — „In Jena,“ ſagte er zu mir, „habe ich vor vier Jahren zum letzten Male deutſches Bier getrunken, und heute abend kommt die Erinnerung mächtig über mich. Ich ſehe noch ganz deutlich die nebeligen Saalewieſen bei Lichtenhain vor mir, deren im Dunkel leuchtende Weidenſtümpfe Goethe die Anregung zum ‚Erlkönig‘ gaben!“

Und ich ſelbſt gedachte jenes letzten ſozialdemokratiſchen Parteitages in der alten Muſenſtadt, wo wir bürgerlichen Journaliſten allabendlich nach den heißen Redeſchlachten der Genoſſen durch den ſtillen, finſteren Wald zum Fuchsturm hinaufkletterten, um am offenen Herdfeuer unter der alten Linde vor der Fuchsturmkneipe die mitgebrachten Thüringer Bratwürſte zu röſten. — Drei Mitglieder jener fröhlichen Tafelrunde, unter ihnen der luſtige Adolf Petrenz von der „Täglichen Rundſchau“ und Georg Chriſtmann vom „Mannheimer General-Anzeiger“ deckt längſt der kühle Raſen auf dem Felde der Ehre. Und

die anderen ſitzen in Flanderns und Polens Schützengräben, wo es keine weißen Holzkannen mit Lichtenhainer Bier gibt. Wie ein ferner Traum liegen jene Tage zurück, wo der trunkfeſte, aber etwas laut gewordene Petrenz auf dem Heimweg mit der Jenenſer Polizei in Konflikt geriet und ſein wütendſter politiſcher Gegner, der jetzt gleich ihm in Wallhall wandelnde ungekrönte König der deutſchen Sozialdemokratie, Reichstagsabgeordneter Adolf Frank, für ihn einſprang, damit er am nächſten Morgen ſeinen Berichterſtatterpflichten wieder nachgehen konnte.

Haſſan Fehmi lachte, daß ihm die Tränen die Wangen herunterliefen, als ich ihm dieſe Jenenſer Schnurren und Schwänke erzählte, und verſank gleich mir in einem Meer von Erinnerungen an das liebe ferne Deutſchland. Als ſich dann in vorgerückter Stunde noch Profeſſor Dr. Schrader und Felix Salten aus Wien an unſeren Tiſch herangeſchlängelt hatten, rezitierte der junge Dichter in tiefſter Andacht ſeine meiſterhafte Übertragung von Goethes „Fiſcher“. Ich laſſe den Wortlaut der letzten Strophe folgen, da er die Beſonderheit des türkiſchen Versmaßes und die Anpaſſungsfähigkeit des türkiſchen Dichters am beſten verdeutlicht:

Kabardy jükselüb ssular scharil, scharil
Bürehne paji yslanub balikdschinin
Dschenanini bir ischtiaki bi aman
Ihata itdi, ajni hal olur nassyl
Gelindsche jardan selam aschk esser
(Wie bei der Liebſten Gruß)
Kadin terennümü tekellüm ejledi:
Balikdschi artyk bir as, bis asda kendisst
(Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin)
Ejildi, gösden oldu akibet nihan.
(Und ward nicht mehr geſehn.)

Am nächsten Tage führte Hassan Fehmi den Wiener Kollegen, der nur wenige Tage hierbleiben konnte, durch die alte Märchenstadt Stambul, und am Abend konnte Felix Salten nicht genug von dem damit verbundenen Besuch der mitten im Basarviertel liegenden Moschee erzählen, die kaum je eines Fremden Fuß betritt und deren einzige, aber unvergleichliche Wirkung in der eigenartigen Anbringung der Moscheelampen besteht, die ihren Widerschein in den prächtigen Fayencefliesen des seltsamen Baues finden, und deren zauberhafte Wirkung der türkische Dichter von einer besonderen Stelle aus entdeckt hatte. Aber auch sonst muß die Wanderung mit dem liebenswürdigen türkischen Poeten durch das Gassengewirr der alten Osmanenstadt ein besonderes Vergnügen gewesen sein. Und jetzt, wo sie ihn zu Grabe getragen haben, bedaure ich doppelt, mich der damaligen Entdeckungsreise nicht angeschlossen zu haben.

* * *

Mitten in dem beginnenden Konstantinopeler Frühling, der uns täglich einen tiefblauen Himmel mit weißen Lämmerwölkchen, eine herrliche Blumenfülle und weite Ausblicke auf Meer und Gebirge bot, wurde Hassan Fehmi plötzlich abberufen. Innerhalb weniger Stunden umschattete sich sein für alles Schöne und Gute, vor allem für den Zauber deutscher Dichtung so empfänglicher Geist, und in der Blüte seiner Jahre ging er hinüber. — An der Grabstätte Sultan Mehmeds des Eroberers, an der die Türken die Edelsten ihres Volkes beisetzen, fand sein Leib die ewige Ruhe. Sein Geist aber wandelt gemeinsam mit dem unseres großen Gustav Falke den Gefilden der Seligen entgegen, an deren Pforte des deutschen

Dichters früh verstorbenes Töchterlein, dessen Tod den Hamburger Poeten zu einem seiner schönsten und ergreifendsten Lieder bewegte, die beiden Geistesfürsten an den Händen fassen und zum goldenen Himmelsthrone geleiten wird, wo Gottvater und Allah ihnen den immergrünen Lorbeer für die Kriegs- und Siegeslieder, die sie ihren Völkern schenkten, überreichen werden.

* * *

Hassan Fehmi, der ein Liebling der Götter gewesen sein muß, weil sie ihn so früh zu sich riefen, hat nicht, wie so mancher deutsche Dichtersmann, hungern oder von Stipendien leben müssen. Er war im Hauptamt trotz seiner jungen Jahre der Kabinettchef des allmächtigen Ministers des Innern, Talaat Bey, und dieser sowie andere Mäzene haben ihm die Herausgabe seiner und Goethes Werke nach Möglichkeit erleichtert. Das letzte Gedicht Hassan Fehmis war den eben siegreich aus den Dardanellen heimkehrenden türkischen Kämpfern gewidmet. Es lautet in der Übersetzung etwa folgendermaßen:

Groß sei und machtvoll, mein türkisches Volk;
Aus deinem Schoße sandtest du Tausende
In einem Ansturm zum heiligen Kampf.
Brünst'ge Gebete stiegen zum Himmel auf.
Aus allen Gauen des türkischen Landes
Schallt der Ruf „Allah!" zu Gottes Thron!

Auf jedem Antlitz die heilige Sorge —
In jedem Auge erhabener Ernst —
Die Lippen zittern von heiligen Tönen —
Des Türken starke schwellende Brust
Spart für den Feind den mächtigen Angriff,
Den Ansturm des Löwen mit furchtbarer Kralle. —

Wo findet der Feind den Mut, zu zertreten
Mit seinen Füßen das blühende Land?

An den trotzigen Felsen zerschellte, zerstäubte,
Vernichtet wurde des Feindes Macht,
Heil und unsterblichen Ruhm den Kriegern,
Die das Licht des Lebens dem Volke schenkten.

Geliebte Gasis! Geister der Helden!
Die höchsten Ehren seien euch gezollt!
Das teuere Blut, das ihr vergossen,
Machte uns das Land vom Feinde frei! —
Und überall tönt Tschanak-Kalés Name!

Beim türkischen Hindenburg

(Allahs Ruhm. — Zum vierten Gebet. — Nach Mekka. — Ruhestörender Lärm. — Das Nachmittagskonzert im Seraskerat. — Der Trank aus der Levante. — Im Vorzimmer. — Das sind die Dollarprinzessen ... — Endlich Hochzeit. — Zu neuen, unbekannten Zielen. — Der Retter aus höchster Gefahr. — Erlebnisse an der Westfront. — Beim Donner der Geschütze. — Bis zum Kriegsende. — Eine nimmermüde Wacht. — Die Padischah-Hymne. — Zu neuen Siegen.)

„Allah ist groß und Mohammed ist sein Prophet!" Der Muezzin ruft's von der Loggia des Seraskerats, in dem sich das türkische Hauptquartier befindet, in den weiten Lichthof des Gebäudes hinab, und Allahs Ruhm erfüllt alle die weiten Gänge und prachtvollen Zimmer des Gebäudes, das einst die Residenz der Großherren war und heute gewissermaßen das militärische Zentrum der Türkei bedeutet.

Ein wunderbarer Anblick, dieser Mann mit Turban und im Priestergewand, der um die vierte Nachmittagsstunde in den höchsten gutturalen Tönen der klangreichen türkischen Sprache vom Generalissimus der Armee bis zum letzten Nefer (Musketier) hinab auch die Gläubigen in Uniform zum vierten Gebet ruft.

Wie mit einem Zauberschlage bleibt alles in den Gängen und Zimmern stehen und verharrt schweigend in tiefer Andacht. Auch die deutschen Offiziere und Mannschaften achten die fromme Sitte und lauschen. Aber auch die Chauffeure auf dem Hofe und die Arbeiter, welche elektrische Anlagen einrichten, Telephonanlagen anbringen oder den schadhaften Parkettfußboden ausbessern, halten inne, hocken sich auf die Erde hin und neigen das Angesicht in der Richtung nach Mekka.

Unwillkürlich denkt man daran, wie etwa im Generalstabsgebäude zu Berlin eine solche Störung des Dienstbetriebes aufgefaßt werden würde, und hört mit heiterem Lächeln die Erzählung eines im Dienst der türkischen Armee nun schon bald ergrauten deutschen Offiziers von einem braven deutschen Unteroffizier an, der in der ersten Zeit seines Hierseins den würdigen, alten Priester einfach abführen lassen wollte, weil er den Sinn der feierlichen Handlung vollkommen mißverstand und als ruhestörenden Lärm auffaßte.

Aber der Muezzin ist und bleibt nicht der einzige, der das Interesse des Besuchers der heiligen Hallen des Seraskerats fesselt. Kaum eine Viertelstunde später sind im Lichthofe des Gebäudes 36 Militärmusiker, darunter vier mit Bombardons und ein riesiger Neger mit einer ebenso riesigen Pauke aufmarschiert, um das übliche Nachmittagskonzert für das Kriegsministerium auszuführen. In früheren, friedlichen Jahren saß und stand dann alles auf den Balustraden des Lichthofes und den Wandelgängen umher, plaudernd, rauchend und Kaffee trinkend. Aber auch heute ist an ein Arbeiten während der nächsten halben Stunde nicht gut zu denken, und so greifen denn auch unsere deutschen Offiziere zu den kleinen, allerliebsten Schälchen mit dem braunen Trank aus der Levante, den

die Ordonnanzen in unendlichen Mengen herbeiſchleppen und zu dem die „Deurieme" und die „Baffra" ſo ausgezeichnet mundet. Nur der Aufenthalt auf den Gängen iſt während dieſer Zeit durch eine Verfügung Enver Paſchas ſtreng verboten. Mit ernſter Miene hält die türkiſche Ordonnanz jedem Beſucher des Seraskerats einen kleinen Zettel unter die Naſe, der dieſe Verfügung in den drei Landesſprachen wiedergibt. Und ſo nimmt man ſtill in einem der vielen Vorzimmer Platz, um von dort aus dem ganz ausgezeichneten Spiel der Kapelle zu lauſchen.

Ich ſitze inmitten einer Gruppe höherer Offiziere im Vorzimmer des Marſchalls Liman von Sanders. Er iſt ſoeben erſt von einer Beſichtigungsfahrt an die Dardanellen und nach Gallipoli zurückgekehrt und ſein liebenswürdiger Adjutant, Major Prigge, hat mich alsbald zu einer Audienz bei ihm vorgemerkt.

In einer Ecke träumen zwei braun gebrannte junge Leutnants, die nach den anſtrengenden Dardanellenkämpfen ſich ein paar Tage in der türkiſchen Hauptſtadt aufgehalten haben und zur Meldung bei Exzellenz befohlen ſind. Die Muſik ſpielt gerade den Walzer aus der „Dollarprinzeſſin" und ihre Gedanken gehen weit zurück in irgendeinen oſtpreußiſchen oder hannoverſchen Ballſaal, wo ſie vor langer, langer Zeit zum letztenmal fröhlich getanzt haben. Man weiß nicht, ob ſie unbedingt an eine Dollarprinzeſſin denken, oder nicht vielmehr an irgendein blondes oder braunes deutſches Mädchen, das irgendwo in der Heimat ihrer harrt und es vielleicht nicht verſtehen wird, daß ſie nun, wo die Dardanellen ſo glanzvoll befreit ſind, nicht augenblicks zurückkehren, um endlich Hochzeit zu machen.

Wer möchte es über das Herz bringen, ihnen klar zu machen, wie weit auch hier unten noch der Tag des Frie-

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Blick von Pera und Galata auf Stambul und die über das Goldene Horn führende „Neue Brücke"

Das zerstörte Tschanak-Kalé an der Dardanellenstraße
Die Hauptstadt der Trojalandschaft

dens entfernt ist. Was wissen sie viel davon, daß auf der Strecke „Berlin—Bagdad" Konstantinopel erst auf halbem Wege liegt, daß im fernen Mesopotamien wie oben an der Kaukasusfront die Kameraden der beiden noch durch alle die Tage und Nächte dieser Kriegszeit nicht minder schwer als die beiden da unten an den Dardanellen zu kämpfen haben und daß die Fahrt der türkischen Heere schon in diesem Augenblicke wieder zu neuen, fernen, unbekannten Zielen geht?

Da erscheint der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, die Tür zum Arbeitszimmer unseres türkischen Hindenburg öffnet sich und der Marschall geleitet seinen hohen Gast ins Zimmer. Bald danach werde ich hereingebeten.

Voll tiefer innerer Bewegung trete ich dem Manne gegenüber, der dem deutschen Namen hier unten neuen unsterblichen Ruhm gewann und den zugleich die Türkei als ihren Retter aus höchster Gefahr ansehen muß. Er ist ein hochgewachsener, schöner, breitschultriger Mann mit leicht ergrautem Haar und einer tiefbronzenen Gesichtsfarbe. Man hat mich bereits vorher darauf aufmerksam gemacht, daß sein Gehör im Donner der Kanonen von Gallipoli etwas gelitten habe und da in diesem Augenblick draußen die unermüdliche Kapelle gerade mit einem kräftigen, preußischen Militärmarsch einsetzt, so kostete es mich immerhin einige Mühe, auf die liebenswürdigen Fragen des Marschalls Rede und Antwort zu stehen.

Aber er hat mir bereits alle Wege zu einem Besuche der Dardanellen und Gallipolis geebnet, den ich nächster Tage auszuführen gedenke. Und so dreht sich unser weiteres Gespräch hauptsächlich um meine Erlebnisse an der Westfront, die der Marschall bereits in meinem Werke „Im Kaiserlichen Hauptquartier" zum großen Teile nach-

gelesen hat. Er las sie, wie er mir mitteilt, in seinem Hauptquartier auf Gallipoli in den freien Stunden, die ihm die Monate währenden Kämpfe mit den Engländern und Franzosen ließen, und es war ihm ein großer Genuß, die Schilderungen aus der erhebenden großen Zeit unseres geliebten Vaterlandes, zumeist beim Donner der Geschütze, zu lesen. Er wußte auch, daß ich am Isonzo war und freute sich, mich hier empfangen zu können, da er überzeugt ist, daß die sich hier abspielenden kriegerischen Ereignisse mir eine Fülle des interessantesten Stoffes zu weiterer Berichterstattung bieten werden. Er wünschte mir schließlich alles Glück dazu, daß ich bis zum Kriegsende den türkischen Heeren folgen wolle, die nicht minder rüstig und erfolgreich den Feind von ihren Grenzen ferngehalten haben wie die im Westen und an der Isonzofront und die voller Siegeszuversicht auch für die Zukunft sind, nachdem das Dardanellenabenteuer unserer Gegner so kläglich Schiffbruch gelitten hat. Noch freilich ist an den Dardanellen manches zu tun und eine nimmermüde Wacht sowohl dort wie auf Gallipoli vonnöten, um der Entente das Wiederkommen zu verleiden.

Die Freude über die Vertreibung der die Hauptstadt des türkischen Reiches bedrohenden Gegner leuchtet dem Marschall aus dem Gesicht, dessen viele Falten durch die letzten Monate hindurch Schützengräben der Sorge um des türkischen Reiches Bestand und das deutsche Ansehen gewesen sind. Er wünscht mir gute Fahrt und ich beuge mich tief über seine Hand, die er mir zum Abschied entgegenstreckt, diese feste, braune Hand, die den türkischen Marschallstab mit nicht minderem Stolze führt als droben im fernen Osten unser Hindenburg den preußischen.

Draußen schließt die Militärkapelle in diesem Augen-

blick ihr Nachmittagskonzert mit der melodiſchen Padiſchah-Hymne ab. Mir aber klang ſie zugleich wie eine Huldigung an den verdienſtvollen Führer der V. Osmaniſchen Armee, die nun, um mit dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg zu reden, zu anderweitiger Verwendung frei geworden iſt, und jetzt mit ihrem großen Führer neuen Kämpfen und neuen Siegen entgegenmarſchiert.

II

Die Dardanellen- und Gallipoli-Kämpfe

1

Um Konſtantinopel

(Die „Weltmutter". — Ein delphiſcher Orakelſpruch. — „Neu-Rom". — In Anadolu. — Das Janitſcharenkorps. — Bis unter die Tore von Wien. — Die Bedeutung der Dardanellenſtraße. — Vor den Mauern von Konſtantinopel. — Das Sperrecht der Türkei. — Im Tripoliskrieg. — Die heiligſte Pflicht der Osmanen. — Von der Bagdadbahn. — Das Heil für die Türkei. — Ein ſegensreiches Ereignis. — Das Flottenabenteuer der Alliierten. — Geſchichtlich denkwürdige Stätten.)

An einem der herrlichſten Punkte der Erde, da, wo ſich Europa und Aſien bis auf wenige hundert Meter nähern und wo gleichzeitig zwei Meere — das Mittelländiſche und das Schwarze Meer — alle Vorbedingungen für einen Welthandelsplatz geſchaffen haben, liegt die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches — Konſtantinopel — „die Mutter der Welt", wie ſie die orientaliſchen Dichter nennen, die „Pforte der Glückſeligkeit" (Der-i-Seadet), wie ſie der Osmanli gemeinhin nennt. — Bis in die älteſten Zeiten der Menſchheitsgeſchichte hinauf geht der Ruf von Byzanz, und ſelbſt die Sage hat ſich ſeiner bemächtigt, denn die Stadt ſoll ihren Urſprung einem delphiſchen Orakelſpruch verdanken. Um 660 v. Chr. wird ſie zum erſtenmal genannt. 430 v. Chr. war ſie

bereits die heiß begehrte Beute der Perſer, deren König Dareios ſie ſich auf ſeinem Kriegszug gegen Griechenland unterwarf. Dann kamen nacheinander die Spartaner, die Athener, Philipp von Mazedonien, die Goten und die Römer, durch die das bereits unter byzantiniſcher Herrſchaft prächtig ausgeſtaltete Stadtweſen noch weiterhin verſchönert wurde und als „Neu-Rom" den Glanz der Mutterſtadt weit überſtrahlte.

Aber rund tauſend Jahre nach ihrer Begründung begann der unaufhaltſame Abſtieg der byzantiniſchen Macht und ein neues Volk drängte zur Herrſchaft, das der Türken. — Im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts waren die Osmanli durch die aus dem Oſten hereinbrechenden Mongolen aus ihrer Urheimat Choraſan verdrängt worden. Unter ihrem Führer Suleiman Schah, dem Großvater Osmans, aus dem Stamme der Oghuſen, wanderten ſie in Form einer Nomadenhorde nach Vorderaſien hinüber, wo ihnen den weiteren Weg nach Weſten die Meerengen ſperrten, welche, vom Schwarzen zum Mittelländiſchen Meere ziehend, als der Bosporus und die Dardanellenſtraße ebenfalls ſchon in der Geſchichte eine große Rolle geſpielt haben. Die Türken ſetzten ſich daher in Anadolu (Morgenland), dem heutigen Anatolien, feſt, in dem ſchon zwei Jahrhunderte früher ein anderer türkiſcher Stamm, die Seldſchukken, ein mächtiges Reich geſchaffen hatten. Unter dem Sohne Suleimans — Ertrogul —, der ebenſo wie ſein Nachfolger Osman Vorderaſien zur Wiege der türkiſchen Macht geſtaltete, ging die Herrſchaft der Seldſchukken langſam, aber unaufhaltſam zurück. Aus den eigenen Reihen der Byzantiner entſtand dieſen in dem aus jungen, griechiſchen Chriſten gebildeten Janitſcharenkorps ihr furchtbarſter Gegner. Es führte in der Folge die Türken von

Sieg zu Sieg, und an der schließlichen Bezwingung der Meerengen und später von Byzanz waren die Janitscharen in erster Linie beteiligt.

Aus der Geschichte her ist bekannt, daß sie es waren, die beim Übergange der Osmanli über die Meerengen unter Osman 1357 die erste Stadt, welche den Türken in Europa in die Hände fiel, nämlich Gallipoli, — die Hauptstadt der gleichnamigen Halbinsel — eroberten, und ebenso waren sie es, die beim Sturm auf Konstantinopel unter Mohammed II. am 29. Mai 1453 durch das Tor des heiligen Romanos als erste in die Kaiserstadt eindrangen und dort die Herrschaft der Osmanen aufrichten halfen, unter der sie sich seit dieser Zeit befindet.

Mit Recht betrachten wir deshalb den Übergang der Türken über die Meerengen und die Eroberung Gallipolis als den entscheidenden Schritt zur Niederzwingung von Byzanz und der nachfolgenden Eroberung des ganzen südöstlichen Europas bis unter die Tore von Wien, obgleich zwischen der Bezwingung von Gallipoli und der von Byzanz noch ein volles Jahrhundert lag. Denn obwohl in jenem Jahrhundert Adrianopel die erklärte Kalifenstadt war, konnten die Türken doch nicht eher an die Ausdehnung ihres Reiches nach Westen wie auch nach Osten hin denken, ehe nicht Byzanz zu ihren Füßen lag.

Genau 461 Jahre nach diesem weltgeschichtlich so denkwürdigen Maientage hat das alte Osmanenreich nun selbst zum ersten Male ernstlich um das Schicksal seiner Reichshauptstadt kämpfen müssen. — Schon Mohammed der Zweite hatte die Bedeutung der Meerengen für Konstantinopel erkannt und deshalb an der engsten Stelle des Bosporus die beiden Schlösser Rumeli-Hissar und Anadolu-Hissar und an den Dardanellen Kilid-Bahr und Kalé-Sultanié (Tschanak-Kalé), das eine auf europä-

iſcher, das andere auf aſiatiſcher Seite, erbauen laſſen. Und 200 Jahre ſpäter fügte der Großweſir Achmed Köprülü zwei weitere Schlöſſer — Kum-Kalé und Sedd-ul-Bahr — an der Einfahrt aus dem Mittelmeer in die Dardanellen, hinzu. Alle dieſe Schlöſſer wurden mit Rieſenkanonen für Steingeſchoſſe bewehrt und rund um ſie ſchuf die Türkei ſpäter ausgedehnte Batterien. Im Jahre 1770 erkannte man in Konſtantinopel zum erſten Male die Bedeutung dieſer inzwiſchen ſehr ſorglos behandelten Befeſtigungsanlagen. Denn damals konnten ſieben ruſſiſche Kriegsſchiffe, vom Mittelmeer her kommend, bis Kefes Burnu, alſo bis unter die Kanonen von Kalé-Sultanié, vordringen, und 1807 erſchien eine ganze engliſche Flotte ſogar unter den Mauern von Konſtantinopel. So kam denn 1809 zunächſt ein Vertrag mit England zuſtande, der die Dardanellen künftighin für nichttürkiſche Kriegsſchiffe ſperrte. Dieſer Vertrag wurde 1841 durch den Dardanellenvertrag der fünf Großmächte erweitert. Es folgte die Pariſer Meerengenkonvention von 1856, das Londoner Protokoll von 1871 und der Berliner Kongreß von 1878, die ſämtlich dieſes Sperrecht der Türkei beſtätigten, ſo daß nur mit ihrer Erlaubnis in der Folge noch dreimal fremde Kriegsſchiffe die Meerengen durchfahren durften, ſo die der Türkei verbündete Engliſch-Franzöſiſche Flotte im Anfang des Krimkrieges, 1878 die engliſchen Schiffe, welche Konſtantinopel gegen Rußland, und im November 1912 mehrere Panzerkreuzer der Großmächte, welche die Europäer in Konſtantinopel ſchützen ſollten.

Am 18. April 1912 wurde der Türkei abermals eine Verſtärkung der Dardanellenbefeſtigungen nahegelegt, für die ſich ſchon Moltke in den vierziger Jahren ſehr nachdrücklich eingeſetzt hatte. Denn an dieſem Tage ſtieß

eine italieniſche Flottenabteilung im damals ſchwebenden Tripoliskriege von der Ägäis her gegen die Meerengen vor, und in der Nacht vom 18.—19. Juli des gleichen Jahres gelang es fünf italieniſchen Torpedobooten bis in die mittleren Dardanellen vorzudringen und faſt unbeſchädigt wieder daraus zurückzukehren. Es wurde denn auch damals die Einfahrt durch Minen geſperrt, während gleichzeitig die Kruppgeſchütze der beiden Schlöſſer von Kum-Kalé und Sedd-ul-Bahr ſowie die auf den umliegenden Batterien das italieniſche Flottenabenteuer zu einer vorübergehenden Erſcheinung geſtalteten.

Als trotzdem Rußland, England und Frankreich nach dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg Miene machten, — die Ruſſen vom Schwarzen Meere her, die anderen auf dem Wege über Gallipoli, durch die Dardanellenſtraße und aus der trojaniſchen Ebene her — gegen die Hauptſtadt des türkiſchen Reiches vorzuſtoßen und dem alten Reiche damit den Garaus zu machen, wenigſtens in bezug auf ſeine Herrſchaft auf europäiſchem Boden, war und wurde es die heiligſte Pflicht der Osmanen, ihre ganze Kraft aufzubieten, um dieſes Beginnen zu vereiteln. Denn mit Konſtantinopel wurde zugleich die Unantaſtbarkeit der Meerengen bedroht und ebenſo die wichtigſte Lebensader des Reiches, der Verkehrsſtrang der Orientbahn, an den in den letzten Jahren deutſcher Unternehmungsgeiſt und deutſche Arbeit die Bagdadbahn angegliedert hatte, und aus deren Fertigſtellung der Türkei ganz neue, ungeahnte Lebensmöglichkeiten erwuchſen. Denn ſie erſchloß die älteſten Provinzen des Osmanenreiches, erſchloß vor allem das geſegnete Anatolien einer direkten Verbindung mit dem Weſten. Der Traum eines Weltverkehrs zu Lande von Helgoland bis zum Perſiſchen Golf ſchien gerade in Er-

füllung gehen zu wollen, als die Kriegsfurie die brennende Fackel auch in die Türkei warf und gleich im Augenblick des Kriegsbeginns dieſe vor die folgenſchwerſten Entſcheidungen ſtellte. Denn heute wiſſen wir es aus dem Munde türkiſcher Staatsmänner, daß die Entente zunächſt ein heftiges Liebeswerben um die Türkei in Szene geſetzt hatte, und ſo ſehr wir ihren endlichen Beitritt zur mitteleuropäiſchen Mächtegruppe begrüßt haben, ſo ſehr ſind wir uns auch mit ihr inzwiſchen darüber klar geworden, daß nur in dieſem Schritt das Heil für die Türkei lag.

Aber auch für Deutſchland, Öſterreich-Ungarn und Bulgarien iſt der Eintritt der Türkei in ihren Kriegsbund zu einem ſegensreichen Ereignis geworden. Unabſehbar wären auch für uns die Folgen einer Eroberung der Meerengen und Konſtantinopels durch die gegneriſchen Mächte geworden. Vielen iſt erſt mit der endgültigen Vertreibung der Engländer und Franzoſen aus den Dardanellen und von Gallipoli die ungeheure Bedeutung des Flottenabenteuers der Alliierten zum Bewußtſein gekommen, und ſo erſcheint es angebracht, jetzt, wo die Dardanellenſtraße zum Grabe nicht nur aller Hoffnungen der Entente, ſondern auch des ſtolzeſten Teils ihrer Flotten geworden iſt, rückſchauend einen Blick auf dieſe für alle Zeiten geſchichtlich denkwürdig gewordenen Gegenden zu werfen.

Der Aufmarsch an den Meerengen

(Die Halsschlagader der türkischen Hauptstadt. — Ein Mittelpunkt des internationalen Handelsverkehrs. — Das Volk von Byzanz. — Lebensmittelwucher. — Mitkämpfer aus Deutschland und Österreich-Ungarn. — Marschall Liman von Sanders. — Die Aufgaben der deutschen Militärmission. — Marschall von Usedom. — Die verstärkte türkische Flotte. — Englands Niedertracht. — General Pieper. — Die deutsch-türkischen Flieger. — Einigender Haß. — Das russische Abenteuer am Bosporus. — Die Alliierten an den Dardanellen.)

Die Meerengen, welche sich in etwa 360 km Länge vom Schwarzen zum Mittelländischen Meere erstrecken, bilden gewissermaßen die Halsschlagader der türkischen Hauptstadt. Sie führen ihr von Norden und Süden her täglich neue Kräfte und damit neues Leben zu, indem sie gleichzeitig zwei Weltteile voneinander scheiden und dennoch miteinander verbinden. Europa im Rücken, Asien vor sich, Rußland im Norden, und durch die Dardanellenstraße in fast schnurgerader Linie mit dem Suezkanal in Verbindung stehend, liegt Afrika gewissermaßen zu ihren Füßen, während durch den Kanal gleichzeitig noch die Verbindung mit Australien und durch die Straße von Gibraltar die mit dem fünften Weltteil — Amerika — hergestellt wird. Nicht mit Unrecht darf sich Konstantinopel daher als den Nabel der Welt betrachten, solange ihm die Meerengen einen freien und ungehinderten Verkehr mit allen Meeren und Ländern gestatten.

Vor dem Weltkriege hat denn auch die Stadt einen Mittelpunkt des internationalen Handelsverkehrs gebildet, war sie ein großartiger Völkerjahrmarkt, auf dem es geschäftig, bunt und laut herging, wo der vielgestaltige Orienthandel seine Waren einer ganzen Welt darbot, bis eines Tages die gewaltige Hand des Kriegs-

gottes die unsichtbaren Tore an den Meerengen verschloß und mit einem Schlage der gewaltige Ernst der Zeit an das leichtverdienende, genußfrohe und zur Entartung neigende Volk von Byzanz herantrat. — Konstantinopel ist bekanntlich nicht die Türkei. Die Türken verschwinden fast vor den Griechen, Armeniern, Juden, Levantinern, Italienern, Russen, Franzosen, Engländern und Amerikanern, die weitaus die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen.

Während drüben in den vielen hundert Moscheen der Türkenstädte Stambul und Skutari die heißen Gebete der Gläubigen für einen glücklichen Ausgang der kriegerischen Verwicklungen zu Allahs Thron emporstiegen, trug der europäische Teil der Reichshauptstadt dem Ernst der Zeiten vielfach nur dadurch Rechnung, daß er mit den noch vorhandenen Waren Lebensmittelwucher trieb, allerlei Spionage Vorschub leistete oder aber schleunigst den Staub der in nationaler Begeisterung aufschäumenden, aber tiefernst gewordenen Weltstadt am Bosporus von den Füßen schüttelte, um die hier verdienten Millionen auf neutralem Boden zu verzehren. Da auch schon während der Balkankriege dieser Teil der Landesbevölkerung sich vielfach unzuverlässig gezeigt hatte, so verzichtete die Türkei diesmal auf ihre Dienste an der Front und berief aus dem verbündeten Deutschland und Österreich-Ungarn andere, bessere, treue und ausdauernde Mitkämpfer für die großen Schlachten, die es schon bald nach dem Ausbruch des Weltkrieges an vier verschiedenen Fronten in der Türkei zu schlagen galt.

Man weiß, daß die Türkei ursprünglich eine neutrale Haltung in dem Weltkriege zu beobachten gedachte. Die zwei unmittelbar voraufgegangenen Balkankriege hatten ihre Kräfte stark geschwächt, und sie befand sich mitten in

einem großzügigen Reformwerk in militärischer und maritimer Beziehung, als die ersten Augusttage des Jahres 1914 gleich einem gewaltigen Gewittersturm auch über die Türkei dahinbrausten. In dem preußischen General der Kavallerie, Marschall Liman von Sanders, hatte sich die Türkei einen Reorganisator der Armee, in dem englischen Admiral Limpus einen solchen für die Marine erkoren. Aber während Liman v. Sanders an der Spitze der von ihm gebildeten und geleiteten deutschen Militärmission von allem Anfang an mit großem Eifer und unermüdlicher Arbeitskraft die Ausgestaltung des von dem verstorbenen Freiherrn von der Goltz in großzügiger Weise angebahnten Reformwerks zur Schaffung eines schlagkräftigen und schlagfertigen türkischen Heeres betrieb, ging die Arbeit des englischen Admirals und der von ihm geleiteten englischen Marinemission ihre eigenen, dunklen Wege.

Wohl waren die Meerengen als die gegebene Operationsbasis für alle türkischen Flottenunternehmungen gegen Norden und Süden stark bewehrt und verstärkt worden. Vor allem hatte man aus den älteren und zuletzt noch aus den Erfahrungen des Tripoliskrieges heraus mit seinen verschiedenen italienischen Flottenangriffen auf die Dardanelleneinfahrt die entsprechenden Lehren gezogen. — In dem Oberwerftdirektor von Kiel, dem Admiral à la suite und jetzigen türkischen Marschall von Usedom erstand der Türkei ein tatkräftiger Förderer des weiteren Ausbaues der Dardanellenbefestigungen nach dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg, während gleichzeitig der bis dahin als Chef der deutschen Mittelmeerdivision tätig gewesene Vizeadmiral Souchon das Kommando über die durch den Hinzutritt des damals schnellsten deutschen Großkampfschiffes im Mittelmeer, der „Goeben“,

jetzt „Sultan Jawuz Selim I.“ genannt, und des Kreuzers „Breslau“, der jetzigen „Midilli“, verstärkte türkische Flotte übernahm.

Groß waren neben den Aufgaben der verschiedenen türkischen Armeen sogleich nach dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg auch die Aufgaben ihrer Flotte. Nach zwei Meeren hin hatte sie — je nach den Umständen — offensiv und defensiv zu sein und daneben an dem Schutz der Reichshauptstadt wie der Meerengen mitzuwirken. Bekanntlich hatte die Türkei sogleich nach den Balkankriegen auf englischen Werften mehrere neue Kriegsschiffe, darunter das Großkampfschiff „Sultan Osman“, bestellt. An dem letzteren hing das Herz der türkischen Nation, denn die Millionenbeträge für ihn waren durch eine nationale Sammlung in der ganzen Türkei, an der sich auch der kleinste Mann beteiligt hatte, zusammengekommen. Allein als am 5. August 1914 die damals noch neutrale türkische Regierung zum Schutze der durch den beginnenden Weltkrieg bedrohten Sicherheit der Meerengen diese für jeden Verkehr sperrte, nahm dies das seegewaltige England, das eben erst noch feierlich erklärt hatte, es werde die Rechte der kleineren Staaten im Weltkriege gegen alle Übergriffe schützen, zum Vorwand, um die türkischen, zur Ablieferung bereit liegenden Kriegsschiffe für seine Kriegführung zu beschlagnahmen. Inzwischen war von dem damaligen türkischen Marineminister und jetzigen Oberbefehlshaber der IV. Kaiserlich Osmanischen Armee in Syrien — Djemal-Pascha — festgestellt worden, das fast an allen türkischen Kampfschiffen in den Meerengen sowie im Marinearsenal von Tophané und den Kaiserlichen Marinewerften im Goldenen Horn von den Engländern Sabotage getrieben worden war, um die türkische Flotte seeuntüchtig zu machen.

Selbſtverſtändlich erfolgte daraufhin die Entlaſſung der engliſchen Marinemiſſion und die Erſetzung durch deutſche Offiziere, Betriebsleiter, Ingenieure und Arbeiter.

In der Perſon des Generals Pieper gewann die Türkei außerdem einen um die Munitionserzeugung für die Zeit, da die Türkei noch von jedem direkten Verkehr mit ihren Verbündeten abgeſchnitten war, hochverdienten Mann, und ſchließlich erfuhr ſie auch durch die Ankunft einer größeren Anzahl tüchtiger deutſcher Flieger eine wertvolle Bereicherung ihrer in San Stefano und an den Dardanellen befindlichen Flugplätze. Die Leitung der großangelegten Fliegerſchule in San Stefano übernahm der kühne und ſchneidige Major Serno als Chef der türkiſchen Feldfliegertruppen, während an den Dardanellen der mit reichen Fachkenntniſſen ausgeſtattete Hauptmann Körner aus Metz die Leitung erhielt.

Mit der Sperrung der Meerengen hatte ſich die Türkei aber nicht nur die Feindſchaft Englands, ſondern auch die Rußlands zugezogen. Die beiden Mächte, welche ſeit alter Zeit eiferſüchtig darüber gewacht hatten, das keiner von ihnen die Herrſchaft über die Meerengen erhielt, waren durch den gemeinſamen Haß gegen Deutſchland plötzlich geeint und machten nun, der eine von Süden, der andere von Norden her den Verſuch, in die Meerengen einzudringen. England holte ſich ſogar einen Teil des franzöſiſchen Mittelmeergeſchwaders zu Hilfe, während Rußland allein mit ſeiner Schwarzen Meer-Flotte, die es im Laufe des Weltkrieges durch Einfügung mehrerer Großkampfſchiffe verſtärkt hatte, gegen die Waſſerſtraße anrannte. Es glaubte das Abenteuer um ſo mehr allein wagen zu können, weil ja der Weg vom Schwarzen Meer nach Konſtantinopel durch den Bosporus nur rund 30 km lang iſt, während England und Frankreich neben der Dar-

danellenstraße, die eine Länge von 60 km hat und besonders stark ausgebaut ist, auch noch die Halbinsel Gallipoli in ihre Berechnungen einstellen mußten.

Vom Bosporus zur Ägäis

(Geographisches und Geschichtliches von den Meerengen. — Am Bosporus. — Von Dareios und dem Osmanenzug. — Das Marmarameer. — In der Dardanellenstraße. — Die Flüsse der Dardanellenenge. — Etwas von den Befestigungen. — Die Minensperre. — Ein gefährlicher Engpaß. — Viel gewagt und nichts gewonnen.)

Man hat sich daran gewöhnt, die Meerengen in drei verschiedene Teile: den Bosporus, das Marmarameer und die Dardanellen einzuteilen. Die etwa 360 km lange Wasserstraße bildet gewissermaßen einen Schlauch, der sich dicht vor seinem oberen Ende in Gestalt des Marmarameers beträchtlich erweitert. Der nördlichste Teil der Wasserstraße, der Bosporus (Rinderfurt), spielt bereits in der griechischen Sage eine Rolle insofern, als hier Jo, auf ihrem Wege von Asien nach Europa in eine Kuh verwandelt, die Meerenge durchschwommen haben soll. Die in der Richtung von Nordosten nach Südwesten verlaufende Wasserstraße ist durch einen vulkanischen Erdeinbruch entstanden, durch den zugleich das Schwarze Meer einen Abflußkanal zum Marmarameer hin erhielt. Mächtige Basaltfelsen am nördlichen Eingang auf der asiatischen Seite gestalten im Verein mit über 200 m hoch ansteigenden, schön geschwungenen Bergen auf der europäischen Seite und den dazwischen liegenden, überaus fruchtbaren und gut angebauten Tälern den Bosporus zu einem überaus anziehenden Landschaftsbilde. Dazu treten sehr bald das malerische Bild des Sommerkurorts The-

rapia, die wunderschönen Buchten von Büjükderé, Beikos und Stenia, die lange Reihe von Palästen, Schlössern, Ruinen und Landhäusern zu beiden Seiten der Wasserstraße und schließlich das einzigartige Stadtbild von Konstantinopel, so daß in Friedenszeiten eine Fahrt auf dem Bosporus zu den Höhepunkten eines Besuches der türkischen Reichshauptstadt gehörte.

Eine Fülle sagenhafter und geschichtlicher Erinnerungen kam hinzu. Durch den Bosporus ging der Argonautenzug mit seinen bekannten Schrecknissen: dem Kampf mit dem Riesen Amykos, der Tötung der Harpyien und der Durchfahrt durch die Symplegaden, jenen der Sage nach beweglichen und zusammenschlagenden Felsen, die sich heute als eine kleine Gruppe ziemlich ungefährlicher Klippen inmitten der Brandung an der Einfahrt aus dem Schwarzen Meer in den Bosporus erheben. Da, wo sich der Bosporus zu seiner größten Enge von 550 m zusammenzieht, war der Punkt, an dem Dareios auf seinem Feldzuge gegen die Skythen durch den Griechen Mandrokles von Samos eine Brücke über die Meerenge schlagen ließ und von einem in den Fels gehauenen Throne aus dem Übergange seiner 700000 Mann zusah. Die Türken haben an dieser engsten Stelle des Bosporus auf ihrem Siegeszuge nach Europa auf dem diesseitigen und jenseitigen Ufer die festen Schlösser von Rumeli-Hissar und Anadolu-Hissar erbaut. Ihre modernen Befestigungen der Meerenge aber liegen heute viel weiter nördlich, unmittelbar an der Einfahrt in den Bosporus und sind von solcher Stärke, daß die Russen einen ernsten Angriff auf sie überhaupt nicht unternommen haben.

Unterhalb Konstantinopels öffnet sich sogleich das Marmarameer, die Propontis der Alten. Es bildet die Scheide zwischen der Halbinsel von Gallipoli und Klein-

Der künſtliche Hafen der Engländer vor Sedd-ul-Bahr,

den die engliſch-franzöſiſche Flotte aus einem franzöſiſchen Linienſchiff, dem engliſchen Dampfer „River Clyde" und einem franzöſiſchen Meſſagerie-Maritime-Dampfer ſchuf

Windmühlen auf Gallipoli

Digitized by Google

Küſtenbefeſtigungen an den Dardanellen

Ein Beobachtungs- und Telephon-Unterſtand auf Gallipoli

Digitized by Google

asien. Auch mit ihm beschäftigt sich die griechische Sage. An seiner Ausmündung in die Dardanellenstraße liegt die felsige, 150 qkm große Marmarainsel, deren prächtiger Marmor das Baumaterial für die Paläste des alten Byzanz lieferte.

Die Straße der Dardanellen nimmt ihren Anfang zwischen den Städten Gallipoli und Lapsaki und verläuft von da bei einer Länge von 60 km sowie einer Breite bis zu $7^1/_2$ km und einer Wassertiefe von 50 bis 90 m in nordöstlich-südwestlicher Richtung. Auch in der Dardanellenstraße ist die Strömung sehr stark, sie steigt stellenweise von 2,8 km in der Stunde über 8 km und macht kleineren Schiffen und besonders bei Gegenwind auch den größeren Segelschiffen Schwierigkeiten. Auch die Dardanellenstraße verdankt einem vulkanischen Einbruch ihr Entstehen und sie verläuft ebenso wie der Bosporus als eine ziemlich geradlinige Rinne. Das durch die Halbinsel Gallipoli gebildete rechte Ufer ist, dem Charakter der ganzen Halbinsel entsprechend, einförmig, öde und steil. Das asiatische Ufer, das zugleich den westlichsten Ausläufer der Troashalbinsel darstellt, ist dagegen von wohlhabenden Städtchen und Dörfern besetzt, und an den Höhen ziehen sich blühende Gärten und Weinberge hin.

Aus der Geschichte her ist bekannt, daß im heutigen Lapsaki einst Themistokles wohnte und dem Artaxerxes zum Dank für die Überlassung des herrlichen Ruhesitzes auf den das Dorf umgebenden Höhen Wein zog. — Zu beiden Seiten der Dardanellenstraße münden eine Anzahl kleinerer und größerer Flüsse, so südlich von Lapsaki der Soghanli Deré und der Bergas Tschai, ferner unterhalb Tschanak-Kalé der antike Rhodios, heute Kodscha-Tschai genannt, und schließlich fast unmittelbar am Ausgang der Dardanellenstraße der aus der Trojaebene

herkommende Menderé-Tschai, der Skamandros der Alten. — Von den von der Gallipolihalbinsel her einmündenden Flüssen ist vor allem der Karawoa-Deré, — der alte Agespotamoi — zu nennen, wo die Spartaner unter Lysander 405 v. Chr. den entscheidenden Seesieg über die Athener errangen, und weiter die im Kampf um die Halbinsel oft genannten Kerewis-Deré und Soghan-Deré zu nennen, während der vielgenannte Sighin-Deré an der Nordfront der Halbinsel unmittelbar in die Ägäis mündet. An größeren Orten kommt neben Gallipoli auf der Nordseite der Dardanellenstraße nur noch Akbasch, Maidos und Kilid-Bahr, sowie die am Endpunkt der Straße liegende Feste Sedd-ul-Bahr in Betracht.

Auf dem asiatischen Ufer sind neben Lapsaki und Tschanak-Kalé noch das ebenfalls am Endpunkt der Straße liegende Kum-Kalé zu nennen. Bei näherer Betrachtung erscheint der Hellespont in drei auch in strategischer Beziehung besonders behandelten Teilen: der inneren Dardanellenstraße, die von Gallipoli bis zu dem 31 km südwestlich gelegenen Kap Nagara reicht, dem mittleren Straßenteil bis Tschanak-Kalé mit 6½ km Länge, und der äußeren Dardanellenstraße bis Sedd-ul-Bahr in Länge von 22 km. — Ich habe schon erwähnt, daß die alten türkischen Befestigungen der Straße im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr ausgebaut und durch Batterien verstärkt worden sind. So wurde gleich am Eingang der Straße an der Südwestspitze Gallipolis das zum Festungsbereich von Sedd-ul-Bahr gehörige Kap Helles mit einer zweistufigen Batterie versehen, deren Front gegen die offene See gerichtet ist, die aber auch das gegenüberliegende asiatische Ufer beherrscht. Die Dardanellenstraße ist hier, an ihrem äußersten Eingang, nahezu 6 km breit. Auf der asiatischen Seite ist das alte Schloß

von Kum-Kalé ebenfalls verstärkt durch die auf einer Anhöhe stehende Batterie Orchanie und einige weitere starke moderne Befestigungen auf der Höhe von Jeni-schehir. — Nach der inneren Dardanellenstraße zu schließen auf der asiatischen Seite die Batterien von Intepé, des Forts Dardanos und der drei zum Festungsbezirk von Tschanak-Kalé gehörenden Forts Hamidié, Tschimenlik und Medjidié an. Hinter Tschanak-Kalé ist das alte Steinfort Nagara am Fuße des von einer alten Schanze gekrönten Xerxeshügels durch ein mächtiges neues Erdwerk mit wirkungsvollen Küstengeschützen ersetzt und durch zwei neue Strandbatterien verstärkt worden. Außerdem läuft von hier die innere Minensperre der Dardanellen zum europäischen Ufer hinüber, wo das viereckige Granitwerk von Boghali Kalessi, — auch ein aus alter Zeit stammendes Befestigungswerk — seine Kanonen drohend über die Dardanellenstraße hinausreckt. Nach Süden zu schließen die Befestigungen von Kilid-Bahr auf dem europäischen Ufer an. Auch hier ist das alte, malerisch gelegene Schloß durch eine Reihe neuerer Werke ergänzt worden. Es folgen dann noch die Befestigungsanlagen von Eski-Hissarlik, an die unmittelbar die von Sedd-ul-Bahr anschließen. Selbstverständlich schließt auch zwischen Sedd-ul-Bahr und Kum-Kalé eine tiefliegende Minensperre den Zugang zu der Straße selbst ab.

Während die Dardanellenstraße, wie bereits erwähnt, an ihrer Ausmündung in die Ägäis fast 6 km breit ist, nähert sie sich bei Kefes-Burnu auf 3½ km und ist zwischen Kilid-Bahr und Tschanak-Kalé nur noch 1¾ km breit, um gleich darauf an ihrer engsten Stelle — bei Nagara — auf nur 350 m zusammenzuschrumpfen. Wenn man bedenkt, daß auf dieser kurzen Strecke allein

21 Befestigungswerke angebracht sind, die fast durchweg von den besten Kruppgeschützen gekrönt werden, und daß den eindringenden feindlichen Schiffen sich die Straße als ein förmlicher Engpaß präsentiert, so daß sie in ihrer Bewegungsfreiheit außerordentlich beschränkt sind, so versteht man einerseits nicht den am Ende ja auch verunglückten Versuch des verbündeten englisch-französischen Geschwaders, den Zugang zu den Meerengen — selbst mit einem so ausgezeichneten Schiffsmaterial, wie sie es besaßen, — zu erzwingen, während andererseits das Wagnis unbedingt von großer Kühnheit und Todesverachtung des Gegners zeugt.

Alles hängt von den Dardanellen ab

(Diplomatenkämpfe. — Gegen England und Frankreich. — „Alles hängt von den Dardanellen ab!" — Freiherr v. Wangenheim. — Die Abschaffung der Kapitulationen. — „Goeben" und „Breslau" erscheinen. — Die Oberhand am Bosporus. — Ein Zusammenstoß mit den Russen. — Auf nach Sebastopol! — Das Vertrauen zu den deutschen Waffenbrüdern. — Erste Beschießung der Außenforts an den Dardanellen. — Der Heilige Krieg. — Die Januar- und Februar-Flottenkämpfe. — Landungsversuche in Sedd-ul-Bahr und am Saros-Golf. — Eine höchst kritische Lage. — Der entscheidende Schlag.)

Dem feindlichen Flottenkampf um die Meerengen ging ein diplomatischer vorauf. Die Sympathien der Türken waren ja unstreitig schon bei den ersten großen Erfolgen Deutschlands und Österreich-Ungarns auf unserer Seite, aber England und vor allem Frankreich hatten im Lande der Osmanen auch mächtige Freunde und Anhänger. Nur Rußland durfte hier auf keinen Fall irgendein Entgegenkommen erhoffen, denn seine Absichten auf die Meer-

engen hatte es denn doch zu allen Zeiten gar zu offen dargetan. Gegen England konnten wir Deutſchen mit Recht ſein Verhalten in Ägypten und die Bedrückung der Mohammedaner in Indien ins Feld führen und auch Frankreich hatte ſich auf dieſem Gebiete ſchwere Sünden in Marokko und Tunis zuſchulden kommen laſſen. Seine Hoffnungen auf Syrien kannte man auch in Konſtantinopel zur Genüge und immer, wenn es galt, der Türkei Schwierigkeiten zu machen, ſtanden die beiden jetzt Verbündeten auf der gegneriſchen Seite. Deutſchland dagegen konnte auf die wichtigen Kulturwerke hinweiſen, die es in Anatolien und Meſopotamien zum Segen der Türkei durchzuführen gerade im Begriff ſtand, als der Feuerſchein vom 1. Auguſt 1914 die ganze Ernte zu vernichten drohte, die mit unſeren Millionen in dem großen Werk der Bagdadbahn und in den Entwäſſerungsanlagen bei Konia ausgeſät war. Deutſchland brauchte ferner nur die Namen von der Goltz und Liman von Sanders zu nennen, um vor allem die türkiſche Armee für ſeine Sache zu begeiſtern, und dazu kam das, was ſeine Bundesgenoſſen, die Öſterreicher und Ungarn, zur Aufrechterhaltung einer unabhängigen Türkei gegenüber den Aſpirationen des Moskowitertums ſeit den Tagen Peters des Großen getan hatten.

* *
*

„Alles hängt von den Dardanellen ab!“ So lautete die Parole für die Türkei, als ſie ihre folgenſchweren Entſchlüſſe für ihre fernere Zukunft zu faſſen hatte. Und da gab es am Ende keine andere Wahl, als ſich mit den Mittelmächten auf Gedeih und Verderb zu verbünden. Noch verſuchten die feindlichen Mächte, den heraufziehenden

Sturm zu beſchwören. Sie erklärten ſich mit der Abſchaffung der Kapitulationen einverſtanden, auf denen ſie bis dahin eiferſüchtig beſtanden hatten und ſie zogen ſogar ihre Flotten aus der Dardanelleneinfahrt zurück, die von ihnen gleich beim Kriegsbeginn zum Proteſt gegen die inzwiſchen erfolgte Sperrung der Waſſerſtraße blockiert worden war. Doch das alles konnte die letzten Entſchließungen der Osmanen nicht mehr ändern.

Bereits am 10. Auguſt 1914 waren vor den Dardanellen unter dem Kommando des Chefs der Deutſchen Mittelmeerdiviſion — Admiral Souchon — das Großkampfſchiff „Goeben" und der kleine Kreuzer „Breslau" erſchienen und hatten die Einfahrt in die Waſſerſtraße verlangt und erhalten. Vier Stunden ſpäter erſchien auch ein engliſches Geſchwader vor Kap Helles, — aber es war ſchon zu ſpät. In einer gewaltigen Fahrt, deren Einzelheiten bereits der Geſchichte angehören, hatten die beiden Kriegsſchiffe in der Nacht nach dem Kriegsausbruch zunächſt die franzöſiſche Algierküſte bei Bône und Philippeville bombardiert und waren dann durch Funkſpruch nach Konſtantinopel beordert worden. Durch ihr Erſcheinen vor der türkiſchen Reichshauptſtadt gewann Deutſchland endgültig die Oberhand am Bosporus und Englands falſches Spiel war zu Ende.

Aber noch blieb die Türkei neutral. Sie kaufte als Erſatz für die ihr von England vorenthaltenen Kriegsſchiffe die beiden deutſchen, nannte ſie „Jawuz Sultan Selim I." und „Midilli" (nach der Inſel Mytilene) und machte Admiral Souchon zum Oberbefehlshaber ihrer Flotte. — Erſt zwei und einen halben Monat ſpäter kam es oben am Schwarzen Meer zu einem Zuſammenſtoß mit den Ruſſen. Dieſe hatten mittels bewaffneter Handelsſchiffe am Eingange des Bosporus eine große

Reihe Minen gelegt, und als am 27. und 28. Oktober 1914 Teile der türkischen Flotte zu Übungen im Schwarzen Meere ausgefahren waren, sahen sie sich plötzlich von der russischen Flotte in ein Gefecht verwickelt, in dessen Verlauf den Türken die Versenkung des Minendampfers „Pruth", die Kaperung eines Kohlendampfers und die Zerstörung des Kanonenboots „Kubanetz" gelang, während gleichzeitig ein anderes Kanonenboot durch ein Torpedogeschoß schwer beschädigt wurde. Durch diese Attacke war Rußland ohne vorherige Kriegserklärung gegen die Türken in den Krieg eingetreten und die Folge davon war, daß wenige Stunden später bereits die „Goeben" und die „Breslau" sowie der Kreuzer „Hamidié", das Kanonenboot „Berc" und einige Torpedoboote einen Angriff auf die stärkste Seefestung Rußlands — Sebastopol —, ferner auf die große Handelsstadt Odessa und auf die Feste Novorossisk unternahmen.

Ein Freudenschrei des ganzen türkischen Volkes begrüßte die erfolgreiche Unternehmung und stärkte das Vertrauen zu den deutschen Waffenbrüdern, die schon bald darauf an den Dardanellen und auf Gallipoli weiter wirksam in den Kampf gegen die feindlichen Mächte eintreten sollten. — Am 1. November 1914 hatten die Botschafter der Entente Konstantinopel verlassen. Gleichzeitig kreuzte die englische und französische Flotte vor den Dardanellen und machte die Schiffahrt durch willkürliche Durchsuchungen und Beschlagnahmungen unmöglich. Ein zum Schutze der Handelsschiffahrt aus den Dardanellen ausgelaufener türkischer Kreuzer wurde von dem feindlichen Geschwader mit einer Beschießung bedroht und am 3. November — also genau drei Monate nach dem Ausbruch des Weltkrieges — erschien ein englisch-französisches Geschwader von zehn Kriegsschiffen, darunter

die großen Panzer „Inflexible", „Indefatigable", sowie die französischen Panzer „République" und „Bouvet" und beschossen die türkischen Außenforts bei Kap Helles, Sedd-ul-Bahr und Kum-Kalé. In vier Stunden sandten sie etwa 250 schwere Granaten zu diesen Werken hinüber und kehrten dann um, weil auf einem der englischen Schiffe eine Geschoßexplosion erfolgte. Am 13. November folgte der tags zuvor erlassenen offiziellen Kriegserklärung der Türkei die Verkündung des Heiligen Krieges in Konstantinopel, durch welche die Mohammedaner der ganzen Welt zum Kampf gegen die Entente aufgerufen wurden.

Diese bereitete nunmehr mit unendlichen Truppen-, Munitions- und Proviantsendungen das große Dardanellenunternehmen vor, das das ganze folgende Jahr hindurch die Augen der Welt auf die Meerengen und Gallipoli zog. Als Basis wurden die ägäischen Inseln Lemnos, Imbros und Tenedos benutzt. Während dort langsam ein Landungsheer von etwa 70000 Mann angesammelt wurde, zu dem die Franzosen in der Hauptsache Zuaven und Senegalneger, sowie Truppen der Fremdenlegion, die Engländer Kanadier und Australier stellten, unternahm die vereinigte Flotte vom 19. Februar 1915 ab fortgesetzt weitere Angriffe gegen die Außenforts der Dardanellen. Doch die Türken waren auch nicht lässig gewesen. Bereits am 15. Dezember des Vorjahres hatten sie ein bis Tschanak-Kalé vorgedrungenes feindliches Unterseeboot zum Sinken gebracht, und einen Monat später — am 15. Januar — lief das französische Unterseeboot „Saphir" auf eine ihrer Minen und sank.

Als dann am Vormittag des 19. Februar 1915 vier englische und ebensoviele französische Kriegsschiffe das

Feuer auf ihre Außenforts eröffneten, trafen die Türken das Admiralsschiff und zwei andere Schiffe in dem siebenstündigen Gefecht so gut, daß der Kampf daraufhin von den Gegnern abgebrochen wurde. Am nächsten Tage erschienen diese abermals und bombardierten die Befestigungen von Kap Helles und Kum-Kalé und ebenso am dritten Tage, doch aus so großer Entfernung, daß die türkischen Batterien sie nicht erreichen konnten. Erst am 25. Februar, als die feindliche Flotte in Stärke von 17 größeren Schlachtschiffen, darunter dem inzwischen noch von Malta eingetroffenen Großkampfschiff „Queen Elizabeth" und einer beträchtlichen Zahl kleinerer Fahrzeuge die Einfahrt in den ersten Abschnitt der Dardanellen forcierte, und die beiden starken Innenforts bei Dardanos zu bombardieren begann, gelang es den Außenforts doch trotz mehrfacher schwerer Beschädigungen, einen Panzer vom Typ „Agamemnon" und zwei andere feindliche Schiffe so stark zu beschädigen, daß alle drei sich aus der Kampflinie zurückziehen mußten.

Auch in den folgenden Tagen bis zum 2. März wurde vor allem Sedd-ul-Bahr und ebenso Kap Helles und Kum-Kalé weiterhin mit einem wahren Eisenhagel überschüttet, worauf der Gegner am 3. März in Sedd-ul-Bahr mit der geplanten Landung beginnen zu können glaubte. Gleichzeitig setzten die Engländer ihre Schlachtschiffe im Golf von Saros an, um von hier aus mit ihren gewaltigen Schiffsgeschützen (bis zu 38 cm Kalibern hinauf) die an der engsten Stelle der Gallipolihalbinsel befindlichen Sperrforts von Bulair niederzukämpfen und alsbald auch hier Truppenlandungen zu versuchen. Am Morgen des 3. März setzte der Gegner bei Sedd-ul-Bahr eine Patrouille von einem halben Hundert Mann ans Land, die jedoch von der inmitten der

rauchenden Trümmer der alten Feſte ausharrenden türkiſchen Wachmannſchaft unter der Führung des Tſchauſch (Unteroffizier) Mehmed mit dem Bajonett niedergemacht wurde. Die Antwort darauf war eine erneute ſchwere Beſchießung der Außenforts am nächſten Tage und das Erſcheinen von 400 Mann Landungstruppen bei Kum-Kalé. Auch dieſe wurden zum großen Teil von den Türken niedergemacht. Der Reſt floh auf die Schiffe zurück.

Inzwiſchen begann eine indirekte Beſchießung der Dardanellenforts vom Golf von Saros aus. Am 7. März war die feindliche Flotte bis zu den Innenforts von Dardanos und Kefes Burnu vorgedrungen und zerſtörte dieſe Werke zum großen Teil, ebenſo wie ſie bereits einen Angriff auf das Fort Hamidié — das ſtärkſte der Dardanellenſtraße — verſuchte. Aber noch immer gaben ſich die Türken nicht geſchlagen. Neue Erdwerke gähnten am nächſten Morgen den Angreifern entgegen, und das mit bewunderungswürdiger Tapferkeit verteidigte Außenfort Kum-Kalé machte ihnen ebenfalls große Schwierigkeiten. Auch die Minenſperre und eine große Anzahl Treibminen geſtalteten den Aufenthalt der feindlichen Flotte in der Meerenge nicht behaglicher. — Nachdem bereits am 6. März drei türkiſche 28 cm-Granaten das Verdeck der „Queen Elizabeth" durchſchlagen hatten, am 7. März das engliſche Schlachtſchiff „Agamemnon" zwei Treffer erhalten hatte und ein franzöſiſcher Panzerkreuzer durch die Türken außer Gefecht geſetzt worden war, verſuchte man in den nächſten Nächten vor allem die äußere Minenſperre in den Dardanellen zu beſeitigen, während gleichzeitig in der Bucht von Saros 2000 Mann an Land zu bringen verſucht wurden, ein Unternehmen, das ebenfalls mißglückte.

An den türkiſchen Küſtenbatterien zeichneten ſich in

dieſer Zeit von deutſcher Seite beſonders Oberſt Wehrle von der Schießſchule in Jüterbog aus, während im Fort Hamidié Oberſtleutnant Woſſidlo und Hauptmann Herrſchel treue Wacht hielten. Die Inſpektion des Meerengenſchutzes lag zu dieſer Zeit in den Händen des Admirals von Uſedom, dem ſpäterhin Vizeadmiral Merten aus Wilmersdorf zur Seite trat. Den Heldentod erlitt gleich in den erſten Tagen der tapfere Kommandeur des Forts Orchanié, Leutnant zur See Woermann aus Elberfeld.

Vor Tſchanak-Kalé lagen die türkiſchen Kriegsſchiffe „Haireddin Barabaruß“ und „Torgut Reis“, die einſt auch der deutſchen Flotte als Linienſchiffe angehörten und die mit ihren weittragenden 28 cm-Kanonen durch indirektes Feuer den im Golf von Saros liegenden feindlichen Schlachtſchiffen zu ſchaden verſuchten. — Doch das war auch alles, was die Türken und ihre Verbündeten um dieſe Zeit der ungeheuren Übermacht der Feinde entgegenzuſetzen hatten. — Heute kann es ruhig ausgeſprochen werden, daß die nächſtfolgenden Tage die Türken in eine höchſt kritiſche Lage brachten, und daß ſie es nur ihrer todesverachtenden Tapferkeit ſowie der klugen Berechnung und Vorausſicht ihrer deutſchen Bundesgenoſſen zu danken haben, daß es damals nicht zu einer Kataſtrophe kam. Denn damals, als ein großer Teil der Dardanellenbefeſtigungen in Schutt und Aſche lag, als eine Überrumpelung vom Golf von Saros her drohte, während gleichzeitig die feindliche Flotte von Tag zu Tag ſtärkeren Zuzug erhielt und auf der vollen Höhe ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt war, wurde den Türken die Munition knapp. Wohl hatte der tüchtige Fachmann General Pieper durch Einrichtung einiger Geſchoßfabriken in etwas vorſorgen können, wohl behalf man ſich

hier und da mit Manöverkartuſchen und anderen Liſten, um das feindliche Feuer von militäriſch wichtigen Punkten abzulenken, aber mit tiefer Sorge ſah man an allen Geſchützſtänden in der Dardanellenſtraße dem entſcheidenden Schlage entgegen, den die Alliierten ſchon in den nächſten Tagen führen mußten, wollten ſie nicht die bis dahin erreichten Erfolge leichtſinnig wieder preisgeben. Und dieſer Tag kam ſchneller, als man glaubte und fürchtete. Es war der ewig denkwürdige 18. März 1915!

Der entſcheidende Tag

(Die Zerſtörung Erenköis. — Ruhe vor dem Sturm. — Ein energiſcher Nachtangriff. — Die feindliche Flotte in Sicht! — Die erſte Granate. — Ein ſchauriges Feuermeer. — Die ganze Hölle losgelaſſen. — Von der zweitgrößten Seeſchlacht der Weltgeſchichte. — Kilid-Bahr und Tſchanak-Kalé unter Feuer. — Ein ehrenvoller Rückzug. — Der Untergang des „Bouvet". — „Irreſiſtible" folgt nach. — Der „Ocean" wird aufgegeben. — Stolze Siegesfreude. — Was der Amerikaner erzählt. — Im Trommelfeuer der Schiffsgeſchütze. — „Jok!" — Ein Schlachtenpanorama. — Die Beſchießung von Hamidié. — Innerhalb drei Minuten. — Der engliſche Flieger. — Das Finale. — Ungeheure Freude. — Die geſamte Artillerie intakt.)

Mit eiſerner Beharrlichkeit hatten die Verteidiger der türkiſchen Batterien am europäiſchen und aſiatiſchen Ufer der Dardanellen ſeit dem letzten großen Angriff vom 7. März die zerſchoſſenen Werke wieder inſtand zu ſetzen begonnen, während die feindliche Flotte ſich darauf beſchränkte, ab und zu einzelne Schüſſe in die Meerenge zu ſchicken und die Hügel, auf denen ſie die gefahrdrohenden Batterien vermutete, mit eiſernen Grüßen zu überſchütten. Auch beſchoß ſie die Ortſchaften an den

äußeren Dardanellen, so vor allem das ebenso liebliche wie harmlose Erenköi, das dabei vollständig in Trümmer sank. — Ferner schickte man einige Boote in die Nähe der Minenfelder, die jedoch prompt von den Sperrbatterien beschossen und teils zum Sinken gebracht, teils zur Flucht gezwungen wurden. Im allgemeinen jedoch herrschte Ruhe, — allein es war die Ruhe vor dem Sturm. Von London und Paris aus war inzwischen die Weisung ergangen, die Dardanellen unter allen Umständen zu nehmen, und wenn auch die Gegner späterhin ihre bösen Ansichten abgeleugnet und erklärt haben, daß die nun folgenden Ereignisse nichts anderes bedeuten sollten, als eine Unterstützung der geplanten Landungsoperationen, so mag man aus den Schilderungen der Augenzeugen entnehmen, was in Wirklichkeit an dem berühmten 18. März bezweckt werden sollte.

Zunächst wurde von dem vereinigten englisch-französischen Geschwader in der Nacht vom 10. zum 11. März ein energischer Nachtangriff auf die Minensperren und Scheinwerfer der Türken in der Meeresstraße unternommen. — Aber dieses große Nachtgefecht war nur das Vorspiel zu einem weit größeren, zu einer der größten Seeschlachten, die die Weltgeschichte überhaupt kennt. Sie setzte genau eine Woche später — am Vormittag des 18. März — an der gleichen Stelle ein und gestaltete sich zu der Entscheidungsschlacht der vereinigten englisch-französischen Flotte um den Besitz der Dardanellenstraße.

Obwohl längs der ganzen Meerenge dieser Tag erwartet worden war, glaubte man doch gerade an jenem sonnigen Frühlingsmorgen nicht ohne weiteres mit ihm rechnen zu müssen. Die meisten Offiziere des Stabes befanden sich auf einer Inspektionstour nach den äußeren

Befestigungen, als plötzlich der Fliegerhauptmann Serno von einem Fluge mit der Meldung zu Exzellenz Usedom Pascha zurückkehrte, daß vor dem Eingang der Meerenge die Linienschiffe „Queen Elizabeth", „Lord Nelson", „Agamemnon", „Triumph", der Panzerkreuzer „Inflexible" und drei andere kleine englische Kreuzer, sowie das französische Admiralsschiff im Gefolge von drei französischen Linienschiffen, U- und Torpedobooten, Minensuchbooten usw. im Anmarsch seien.

Kaum war die Meldung erstattet, als auch schon die erste Granate über Tschanak-Kalé dahinsauste. „Sie schlug," so erzählt der Vertreter der „Chicago Daily News" Swing, der der ganzen Schlacht beiwohnte und dessen anschaulichem Bericht ich folge, „etwa 500 m seitwärts von uns in die Stadt ein, nahe genug, um uns jäh in die Höhe fahren zu lassen infolge der gewaltigen Erschütterung. In der Ferne mehrten sich die Schüsse und hörten sich an wie Donnergrollen. Treffer, die in der Nähe einschlagen, erzeugen nur einen heftigen Knall, wie ein Flintenschuß, den man sich ins Unendliche verstärkt denken muß. Alles sprang von den Plätzen auf und sah sich nach dem Rauch um. Kaufläden, die in den ruhigen Tagen nach dem ersten Bombardement neu eröffnet worden waren, schlossen sich wieder, so daß die Straße plötzlich voller heimeilender Menschen war. Schüsse über Schüsse rasselten, und es begann der Auszug der Bevölkerung nach der sicheren Ostseite der Stadt. Uns freilich war es noch nicht zum Bewußtsein gekommen, was der Tag bringen sollte; wir gingen zum Fort, in der Annahme, wir könnten wieder unseren alten Beobachtungsposten auf dem Turm von Kalé-Sultanié einnehmen. Wir glaubten, es befände sich zunächst nur das Fort Hamidié, das weiterhin am Meere liegt, unter

Feuer, und die Granate, die in die Stadt gefallen war, sei nur zu hoch gegangen.

Hatten wir erwartet, in dem äußeren Hof des Forts jemand zu finden, so war das nicht der Fall. Alle Mann befanden sich bereits in Deckung. An der Wasserseite, direkt neben dem Fort Tschimenlik befindet sich eine niedrige dicke Mauer, hinter der wir uns zuerst in Deckung brachten. Neun Schlachtschiffe befanden sich in der Dardanellenstraße etwa 12 bis 15 km von uns entfernt. Wir stellten sofort fest, daß die Alliierten eine entscheidende Unternehmung planten, bei der zunächst sechs Linienschiffe in der vordersten Reihe die Offensive leiteten. Fünf von den neuen Einheiten waren Engländer, vier waren Franzosen. Zur Zeit waren sie in zwei fortwährend im Kreise herumfahrenden Schlachtreihen formiert und unterhielten eine heftige Kanonade. Eine Anzahl Schüsse ging zu den Forts auf der europäischen Seite der Dardanellenstraße hinüber, und die Küste dort drüben war bis hinauf zu den Hängen der Hügel vom Rauch verdeckt, durch den hindurch wir nur gelegentlich den alten Turm von Kilid-Bahr unterscheiden konnten. Aber nicht alle Geschosse erreichten die gegenüberliegende Seite. Eins fiel ins Wasser nur etwa 150 m seitlich von unserem Standort und ließ uns schleunigst unsere Köpfe zurücknehmen. Ein anderes Geschoß schlug in das Fort Tschimenlik ein, und Staub und Steine fegten über die Mauer. Wir erwogen die Sicherheit unserer Position und stellten fest, daß wir gegen Granatsplitter nicht gedeckt seien — Splitter von solchen Geschossen, die die äußeren Traversen von Tschimenlik trafen. Somit zogen wir uns in den Schutz der großen Mauer des alten Forts Kalé Sultanié zurück.

Der Kollege Schreiner bedauerte gerade, daß unsere

neue Deckung keine Gelegenheit zur Beobachtung gäbe, als ein Geſchoß mit pfeifendem Flug über unſere Köpfe hinwegſauſte, und in die Stadt einſchlug, höchſtens 500 m von uns entfernt. Ein Haus wankte, ſtürzte, flog auf und eine ganze Wolke von ſchwarzer Erde und Rauch ſprang vor unſeren Augen in die Höhe, wie aus einem mächtigen Krater heraus. Der Luftdruck war direkt niederſchmetternd. Von dieſem Augenblick gegen dreiviertel zwölf Uhr bis nachmittags ſechs Uhr kann ich mich nur einer wirklichen Feuerpauſe von mehr als wenigen Sekunden erinnern, die ohne ſolche Detonationen geblieben wäre. Als wir die Stadt beobachteten, kam ein anderes Geſchoß geflogen und ein anderes Haus ging ſegelnd und keuchend auseinander. Ein Geſchoß, das in das innere Fort hinter uns einſchlug, ſandte einen Schauer von Staub und kleinen Steinen in die Erde, zu unſeren Füßen, wo zwei Hündchen, die ſich bei dem Höllenlärm nichts denken konnten, über die rollenden Steine amüſierten und ihnen nachſprangen. Wir allerdings zogen uns unter den Torbogen zurück, der unter der maſſiven Mauer hindurchführt, und ich machte mir bereits Gedanken über den Grad der Sicherheit, den der Hügel uns wohl bieten möge, der im Oſten über der Stadt liegt und auf dem das Hoſpital ſteht. Unter dem Torbogen war die Luft gelb vom Staub der Exploſionen. Wieder und wieder fielen die Geſchoſſe in die Nähe des Forts und warfen Schauer von kleinen Steinen über die Mauer. Schließlich traf eine Granate die Mauer ſelbſt, und anſtatt der kleinen Steine begannen jetzt große Steinblöcke auf die Erde unmittelbar vor uns niederzuprasſeln. Einige Türken, die wie wir unter dem Torbogen ihre Zuflucht gefunden hatten, gaben uns die keineswegs tröſtliche Erklärung, daß der alte Torbogen nicht übermäßig kräftig ſei, und während die Mauer-

Dschevat Pascha, der heutige Oberkommandierende von Gallipoli

Vor einer türkiſchen Kriegsapotheke auf Gallipoli

Leipziger Preſſe-Büro, Leipzig

Die Stadt Gallipoli vor ihrer Zerſtörung

Digitized by Google

blöcke zu unſeren Füßen tanzten, hielten wir einen neuen Kriegsrat ab mit dem Ergebnis, daß es beſſer ſei, uns von hier zu entfernen.

Ich war für den Hügel beim Hoſpital, aber durch die Stadt laufen? Andauernd ſchlugen Geſchoſſe in die Stadt, und die meiſten in den Teil links nach dem Waſſer zu, wo die Straße nach dem Hoſpital entlang führte. Es war aber ſchon beſſer dorthin zu ziehen und unſer Glück in der Stadt zu verſuchen, um einen ſicheren Beobachtungspoſten zu erreichen, von dem aus wir etwas vom Gefecht ſelbſt ſehen konnten. Das konnten wir von hier aus nicht; da hier unſere Sicherheit ebenfalls äußerſt zweifelhaft war, ſo war es ſchon beſſer, unter gleichem Riſiko einen Platz zu ſuchen, von dem aus man wenigſtens ſehen konnte. Alſo eins, zwei, drei, wir ſchoſſen aus dem Torbogen hinaus und ſprangen über den Vorhof. Der Staub war ſo dick, daß wir kaum atmen konnten. Nicht ganz 100 m, und wir waren in der Stadt. Ich hatte das Gefühl, es ſei ſicherer in der Stadt, als in dem Hof mit den umherſtürzenden Mauerblöcken. Durch das Tor, das aus dem äußeren Vorhof in die Stadt führt, rannten wir hindurch. Nur wenige Soldaten waren zu ſehen. Alle gingen ruhig ihrem Dienſte nach. An der nächſten Straßenkreuzung kam wieder der ominöſe Krach, und eine Bäckerei, etwa 50 m ſeitwärts, fiel zuſammen und ſpie ihr Inneres aus in Geſtalt einer Fontäne von Trümmern und Schutt. Ein größerer Feldſtein rollte auf uns, den Häuſern entlang. Stillſchweigend beobachteten wir ſein Hüpfen, maßen die Entfernung über die Straße und die Geſchwindigkeit, mit der der Stein ankam; wenn er ſo weiter rollte, mußten wir ſpringen, um noch hinüberzukommen; aber der Stein verlangſamte ſein Tempo. Somit kamen wir eher über die Kreuzung als er.

Alles das spielte sich ab in der kurzen Spanne Zeit, die man dazu braucht, um eine Straße von 6 m Breite zu überschreiten.

Ein Häuserblock weiter — und eine andere Explosion sandte Mörtel und Steine über unsere Köpfe hinweg. Wir sahen nicht, wo dieses Geschoß einschlug. Bei dem nächsten Häuserblock trafen wir zusammen mit einer Schar von Leuten aus der Stadt, die mit ausgesprochener Würde nach dem Hospital hinaufmarschierten. Da ich selbst ziemlich aufgeregt war, so imponierte mir ihre Ruhe. So oft eine Granate krepierte, sprang ich irgendwo hin zur Seite infolge einer unkontrollierbaren Reflexbewegung. Ein freundlicher alter Patriarch aus der Stadt gedachte mich zu trösten. Bei jeder Explosion lächelte er mich breit an, und mit einer beruhigenden Gebärde sagte er das eine Wort, das von allen türkischen Worten wohl das ausdrucksvollste ist: „Jok*)!" Das sollte in diesem Falle bedeuten: „Sei nicht aufgeregt, mein lieber Freund von der westlichen Zivilisation! Gewiß, die Explosionen sind ernste Dinge, und ihr Geräusch ist abscheulich. Aber wir alle müssen eines Tages sterben, und es ist das beste, man setzt im Tode eine würdige Miene auf. Und deine Sprünge ändern die Situation weder so noch so auch nur ein bißchen. Also „Jok". Ich lächelte ihn wieder verständnisvoll an, aber bei der nächsten Explosion hüpfte ich wieder wie vorher, und mit einer neuen Geste beschwichtigte er mich und versicherte erneut: „Jok". So kamen wir zu einem anderen Häuserblock, wo wir die Leute aus der Stadt überholten. Links von uns führte die Straße direkt am Wasser entlang. Hier marschierte eine Abteilung Soldaten und nahm hinter den freier dastehenden Häusern Aufstellung, so daß kein beobachtendes englisches Schiff auf den Ge-

*) nein — es ist nichts.

danken kommen konnte, hier in der Nähe seine Bomben einschlagen zu lassen. Aber sie waren eben in Deckung abgezogen, als eine Granate in kurzer Entfernung von uns seitwärts ins Wasser fiel und die Splitter aufspritzten und — rund um uns, rechts und links — einige davon über unseren Köpfen hinweg niederfielen; aber das war auch unsere letzte nähere Bekanntschaft mit dem Artilleriefeuer.

Von dem Hospitalhügel aus hatten wir ein wundervolles Panorama von der Schlacht. Direkt zu unseren Füßen lag die Stadt, neben der Wasserfront der fast würfelförmige Turm von Kalé-Sultanié, nun teilweise eingehüllt in den Rauch eines kleinen Feuers, das die brennende Bäckerei verzehrte. Auf der äußersten Linken lagen die regulären Wälle der Traversen des Forts Hamidié, nur 2 km jenseits der Straße die Befestigungen von Kilid-ul-Bahr, die kleine Stadt nach uns zu, die Forts dahinter, mit der Front gegen den Eingang der Dardanellen gerichtet. Die Straße abwärts zur Linken hinter einer niedrigen Landzunge lagerten gewaltige Rauchwolken. Dort feuerten die Batterien von Dardanos. Links und rechts noch weiter hinten meldete gelegentliches Aufblitzen das Vorhandensein der Tätigkeit der zahlreichen anderen Batterien. Unmittelbar vor uns, zwischen den beiden Küsten, lag die alliierte Flotte, jetzt ausgebreitet in einer einzigen Schlachtlinie, die links hinter Dardanos begann und nach rechts zurückreichte bis dorthin, wo die Dardanellenstraße in das Mittelmeer mündet.

Mit der Zeit erreichten wir den Bergrücken. Die Zahl der feindlichen Schiffe hatte sich inzwischen von 9 auf 14 vermehrt. Es galt wahrlich eine Schlacht! Wenn es sich nur allein um das Malerische bei der Sache gehandelt hätte, so war die Aussicht von einer unübertrefflich mar-

tialiſchen Schönheit. Der Nachmittag war klar, die Sonne ſtand unabläſſig an dem wolkenloſen Himmel hinter den Kriegeſchiffen. Das Waſſer war von einem tiefen neapolitaniſchen Blau, die lieblichen Hügel am Hellespont waren getaucht in ein tiefes bläuliches Grün. Das einzig Hinderliche war der Rauch. Aber er ſchimmerte in unzähligen Farben, die variierten von dem Grauweiß einer Keſſelexploſion über das Orange einer feuernden Batterie bis zum Schwarz einer durch eine einſchlagende Granate verurſachten Erdfontäne. Die ſchimmernden weißen Türme im Waſſer, verurſacht von den Geſchoſſen, die dort explodierten, ſah man von allen Ecken und Enden, gegenüber den europäiſchen Befeſtigungen, gegenüber dem Fort Hamidié und da drüben auf der Seeſeite, wo die feindlichen Schiffe manövrierten. Die feindliche Flotte ſegelte nicht nur in einem Meer von Waſſer, ſondern auch in einem Meer von Rauch, der zum Teil von ihren eigenen Kanonen und Schornſteinen herrührte, aber doch auch nicht weniger häufig von Granaten, die von den Forts herübergeflogen kamen. Wohin man blickte, überall Zeichen des Kampfes: die Stadt ſandte immer wieder ihre ſchwarzen Rauchwolken in die Luft, Erde und Waſſer ſprangen andauernd rings um das Fort Hamidié herum auf. Bei Kilid-ul-Bahr folgte eine Erdfontäne der anderen. Und die feindliche Flotte zog bei ihrem großen Kreislauf andauernd durch Säulen von Waſſer hindurch, wie eine Sklavenkette, die durch einen Palaſt mit tauſend Säulen wandert. Aber keine Feder kann auch nur annähernd ein ſolches Ereignis ſchildern. Der Sprache fehlen dafür die Worte und die Ausdrucksmittel.

Der erſte Verſuch, das Bild da unten ſich zu eigen zu machen, war der, es als ein Ganzes aufzufaſſen. Aber der Sinn des Menſchen ſteht nach Einzelheiten, und eine

Zeitlang beobachteten wir das Feuer vom Fort Hamidié, wo wir so viele prächtige Freunde unter der Besatzung hatten. Das Feuer der Schiffe lag gut. Gar viele Geschosse fielen direkt hinter oder vor die schmale Linie der Traversen. Geyser von Wasser brachen über das Fort hinweg, und der überall lagernde Ton spritzte in Garben himmelwärts. Viele Geschosse flogen zu hoch und endeten in dem in der Schußrichtung liegenden Teil der Stadt. Dann beobachteten wir eine Zeitlang des Feuer in den Befestigungen auf der europäischen Seite. Unterbrochen wurde unsere Beobachtung nur dann, wenn uns darin eine unerfreuliche Detonation in der Stadt zu unseren Füßen aufschreckte. Das Feuer, das sich auf Kilid-ul-Bahr richtete, war gewaltig. Die Schiffe funkten fortwährend, und zwischen dem alten Turm und den Forts schien der Erdboden geradezu aufgewühlt zu werden. Wir konnten deutlich das Geheul der Geschosse vor der Explosion hören und dann den Knall und dann wieder das Zischen und Sausen der fliegenden Granatsplitter. Schließlich richtete ich mein Glas auf die Schiffe selbst. Ich hatte bereits etwa 5 Minuten beobachtet, als ich sah, daß ein Schiff, das vierte von links, von einer enormen Zusammenballung von grauem Rauch eingeschlossen war. Es war der „Bouvet". Ich schrie Schreiner an, er möge aufpassen, und so beobachteten wir, wie der Rumpf links überholte. Das Hinterschiff verschwand im Wasser, das Vorderschiff ging in die Höhe, und dann sank das Ganze langsam in die Flut. Dieses Schauspiel dauerte weniger als drei Minuten, und wirkte, wie wenn es nur ein kleiner Teil eines Manövers gewesen sei. Aber wir empfanden, was das bedeutet, und schrien uns aufgeregt an. In diesem Moment waren wir mitten in der Schlacht und dachten nur an den Sieg, nicht an den Verlust so vieler

Menſchenleben da draußen. Für eine Minute ſchien es, als wollten die Schiffe zu feuern aufhören, und ich nahm an, daß alle Operationen ſolange aufhören würden, bis das Rettungswerk im Gange ſei, aber ein Krach und dann ein anderer von der Stadt her — der Aufſchlag — raubte mir meine humanen Illuſionen, und ich ſchloß daraus, daß auch für die Flotte ebenfalls der Sieg im Vordergrund alles Wollens ſtand.

Zuerſt konnte man zwei Rettungsboote ſehen, die über die Stelle hinwegfuhren, wo der „Bouvet" gelegen hatte. Es nahm eine grauſam lange Zeit in Anſpruch, bis ſie den Ort erreichten, wo einige 120 Überlebende im Waſſer ſchwammen, dann ſetzte man weitere Boote aus. Die Metallteile ſandten gelegentlich Lichtblitze zu uns hinüber, ſo daß ich ſchon einen Augenblick lang glaubte, man ſignaliſiere mit dem Heliograph. Am Eingang der Dardanellenſtraße erſchienen jetzt Torpedobootzerſtörer, Torpedoboote und Minenfiſcher, und mit größerer Geſchwindigkeit erreichten ſie die Unglücksſtätte. Aber ein Zerſtörer und ein Minenfiſcher gingen unter, getroffen von den Steilgeſchoſſen der Haubitzenbatterien.

Der „Bouvet" war durch Artilleriefeuer zum Sinken gebracht. Kurz ehe er ſank, war er zweimal getroffen, einmal an Deck, einmal in Höhe der Waſſerlinie, und zwar von den 35,5-cm-Geſchoſſen einer der großen Batterien. Es war ein älteres Schiff mit ſchwerem Aufbau, wie der Typ der in den neunziger Jahren gebauten Schiffe ihn häufig aufweiſt. Die Schnelligkeit mit der das Linienſchiff unterſank, erklärt ſich wohl aus der Tatſache, daß es auf einer Seite zu viel Waſſer ſog, deſſen Gewicht rechtzeitig auszugleichen unmöglich wurde. Man kann natürlich nicht genau ſagen, wie viele von der Beſatzung des „Bouvet" mit untergegangen ſind. Beobachter, die

näher ſtanden als wir, ſchätzten die Zahl der Leute, die ſich im Waſſer ſchwimmend erhalten konnten und gerettet wurden auf 120. Wenn dieſe Schätzung richtig iſt, darf man annehmen, daß mindeſtens 500 Mann ſich nicht retten konnten, da das Schiff eine Friedensbeſatzung von über 600 Mann hatte.

Eine Unterbrechung brachte in die nervenquälende Eintönigkeit des Feuers die Ankunft eines engliſchen Fliegers in einem Waſſerflugzeug. Er flog direkt über uns in einer Höhe von nicht mehr als etwa 1000 m. Aus der Richtung von Kilid-ul-Bahr miſchte ſich jetzt in das Gebuller der großen Geſchütze ein anderer Ton. Ein Schrapnell ſchoß aufwärts und platzte in einem reichlich großen Ball von Rauch nicht weit von dem Flieger. Infanteriefeuer knatterte von allen Seiten, ſo daß wir baß erſtaunten, wo ſo viele türkiſche Soldaten ſich während unſeres dreiwöchentlichen Aufenthaltes hier verborgen haben konnten. Das regelmäßige Tak-Tak-Tak des Maſchinengewehrfeuers bildete die Obertöne der durch das Bombardement erzeugten wilden Sinfonie. Aber der Flieger ſetzte kaltblütig ſeine Beobachtungen fort. Er beſchrieb drei Kreiſe über dem Fort Hamidié. Dann kam er wieder zurück, flog über uns hin und entſchwand in der Ferne.

Von unſerem Beobachtungspoſten aus bemerkten wir ein anderes Schiff in Not. Es war die „Irreſiſtible". Sie fiel mir auf wegen der großen Rauchwolken, die über ihr hingen. Dieſe waren von hellerer Farbe als das Orange einer feuernden Breitſeite. Es ſchien zuerſt, als hätte ſie ein großes Beiboot bei ſich, aber ſpäter verſchwand dieſer Eindruck. Nach Beendigung des Kampfes erfuhren wir von einem offiziellen Beobachter, daß ſich meine Beobachtung beſtätigte. Er hatte ebenfalls das Boot geſehen,

das von der Besatzung auf der abgekehrten Seite ins Wasser gelassen worden war. Dieses Manöver wiederholte sich noch zweimal, und vor Dunkelwerden lag die „Irresistible" still und von ihrer Mannschaft verlassen im Wasser neben Dardanos und wurde vom Fort aus durch das Feuer seiner Kanonen zum Sinken gebracht. Ich beobachtete dieses Feuer auf die „Irresistible" von unserem ersten Beobachtungspunkt neben der Mauer an der Wasserfront. Die Sonne war bereits untergegangen, und nur ein einziges Schiff war außer ihr noch in Sicht, ein Schiff vom Typ der „Vengeance". Ich konnte die „Irresistible" am fernen Horizont gerade noch erkennen, die Blitze der auf sie feuernden Kanonen beleuchteten den Himmel. Man konnte das Pfeifen der fliegenden Geschosse hören, und dann, noch ehe wir den Aufschlag hörten, konnten wir feststellen, wie gut der Schuß saß. Das erste Geschoß fiel neben dem Schiff ins Wasser, die beiden nächsten waren „dicke Treffer", und dann wurde es dunkel, und wir verließen unseren Posten, nachdem wir im ganzen sechs Treffer gezählt hatten. Die stolze „Irresistible" aber versank gegen ½8 Uhr abends.

Von unserem Hügel aus hatten wir noch ein weiteres Schiff in Not beobachtet, das war die „Ocean". Meine Aufmerksamkeit wurde auf sie gelenkt durch über ihren Schornsteinen gewissermaßen feststehende Dampfwolken. Sie sahen aus, wie wenn die Schornsteine Wattebäusche trügen. Der Dampf kam aus den Sicherheitsventilen, während das Schiff still lag. Das Schicksal des Schiffes vom Vengeance-Typus — es war, wie gesagt, die „Ocean" — wurde erst später bekannt. Aber zwei wichtige Tatsachen waren damals schon sicher; die Besatzung wurde noch während des Abends von Torpedobooten und Zerstören aufgenommen, und während der ganzen Nacht

wurde von größeren Schiffen kein Versuch gemacht, das beschädigte Schiff in Sicherheit zu schleppen. Frühmorgens war das Schiff verschwunden. Das Schiff war gegen 10 Uhr abends gesunken.

Das Bild der Schlacht fand seinen Abschluß gegen 4 Uhr nachmittags durch ein Feuer in einem Hause, das militärischen Zwecken diente, bei Kilid-ul-Bahr. Es war in Brand geschossen und sandte eine schwarze Rauchwolke hinüber nach dem Marmarameer. Die Flammen dieses brennenden Hauses konnte man deutlich erkennen, und es war zu befürchten, daß bei dem scharfen Winde, der den ganzen Nachmittag über wehte, das Feuer sich ausdehnen würde auf die benachbarten Baulichkeiten. Dieses brennende Gebäude war das Finale einer Szene, die eine der eindrucksvollsten war. Etwas später brach auch ein Feuer aus in Tschanak-Kalé, in einiger Entfernung hinter dem Fort Hamidié. Durch den Wind verbreitete es sich ziemlich heftig und legte etwa 40 türkische Häuser in Asche, die aus Holz gebaut sind und meist wie Zunder brennen. Glücklicherweise standen diese Häuser an dem kleinen Rhodios-Fluß, und über ihn hinweg konnten die Flammen den Hauptteil der Stadt nicht erreichen.

Wir kannten bereits die Gewohnheit der Engländer, gegen 5 Uhr das Feuer einzustellen — five o'clock tea! — Wir beschlossen daher, um diese Zeit unseren Hügel zu verlassen und nach der Stadt zurückzukehren. Wir alle waren erschöpft von den Anstrengungen dieses Tages. Ich glaube, ich hatte nicht einen Augenblick in meiner gespannten Aufmerksamkeit nachgelassen, und so hatte ich jetzt das Gefühl, wie wenn ich den ganzen Tag über härteste physische Arbeit geleistet hätte. Aber die Engländer vergaßen heute ihre Gewohnheit, und so stiegen wir denn noch eine halbe Stunde, ehe das Geschieße aufhörte,

hinunter zur Stadt. Wir ſetzten uns in ein Café, das neben der Straße, die zum Hoſpital führt, am Fuße des Hügels liegt, und tranken ein uns wie Labſal vorkommendes Glas Tee. Wir verglichen unſere Beobachtungen miteinander. Dann gingen wir zum Hauptquartier, in der Hoffnung, dort die Generale zu finden und von ihnen Einzelheiten über die Reſultate der Schlacht des heutigen Tages zu erhalten. Nahe ihrem Hauſe waren zwei große Splitter einer Granate eingeſchlagen, und eben reinigten Soldaten ſie vom Schmutz und ſchickten ſich an, ſie als eine Art Denkmal aufzuſtellen. Die Generale waren noch nicht zurück. Wir blieben gerade lange genug, um für einige Momente uns an der aufgeregten Diskuſſion der Ereigniſſe dieſes Tages zu beteiligen und Zeugen zu werden der ungeheuren Freude, die das Reſultat der Schlacht erregte. Dann eilten wir zum Fort. Nachdem wir dort das Bombardement auf die unglückliche „Irreſiſtible" mit angeſehen hatten, war es dunkel, und wir hatten nur noch geringe Möglichkeit zu beobachten, welchen Schaden die Geſchoſſe der feindlichen Flotte angerichtet hatten. Der äußere Hof des alten Forts, durch den wir vor ſechs Stunden hindurchgezogen waren, war überſät mit Geſtein. Das Haus, etwa 30 m von der Mauer, war halb zerſchoſſen. Innerhalb der Mauer war ein Durcheinander von Ruinen und Steinen. Unſer alter Freund, der Turm von Kalé-Sultanié, hatte drei Wunden abbekommen. Ein Geſchoß hatte aus einer Ecke ein Stück herausgeriſſen. Die Mauer, unter der wir geſtanden hatten, war teilweiſe ausgehöhlt, und der Feigenbaum, der ſich gegen das alte Gemäuer angelehnt hatte, war entwurzelt. Überall lagen Steintrümmer und Splitter, bedeckt mit Staub. Aber die geſamte Artillerie des Forts war intakt. Tags darauf haben wir uns die weiteren Beſchädigungen angeſehen,

die in den Forts auf asiatischer Seite stattgefunden haben, und erfuhren das gleiche, wie von denen auf der europäischen Seite. Das Aussehen der Umgegend des Forts Hamidié war beim ersten Anblick toll. Hinter dem Fort und neben ihm in der Erde befand sich nichts als Krater. Die Zelte im Fortgelände waren zerstört, und bedauernd sahen wir die Ruinen des Offizierzeltes, wo wir so manche Plauderstunde verbracht hatten. Aber wir waren in hohem Grade überrascht, daß die Beschädigungen von militärisch wichtigen Kunstbauten so außerordentlich gering waren. Die Traversen und Kanonen waren zu jeder neuen Aktion bereit und alle Tätigkeit von heute konzentrierte sich darauf, die Reparaturen zu vervollständigen. Die Vertiefungen in den Granatlöchern waren angefüllt mit Wasser, so daß das Fortgelände aussah wie eine Reihe von Teichen von ungefähr 20 m Durchmesser. Granatsplitter lagen überall umher. Ein Neuling hätte es kaum glauben mögen, daß in einer solchen Szenerie von Zerstörung auch nur ein Mann und eine Kanone das Bombardement überlebt haben sollten.

Was aber die gute Verfassung des Forts Hamidié besonders bemerkenswert macht, ist die Tatsache, daß es unter dem Feuer der „Queen Elizabeth" lag, eines Überdreadnoughts, wie ein größerer in keiner Marine der Erde existiert. Sie stand am weitesten rechts außerhalb des Bereiches der Geschütze des Forts, und mit ihren acht 38,1-cm-Kanonen bedachte sie nur dieses eine Fort, das sie mit ihren gigantischen Geschossen ununterbrochen sechs Stunden lang überschüttete. Das Fort Hamidié hatte dem gewaltigsten Ansturm widerstanden, den der Seekrieg bisher kennt.

2

Das Heldenlied von Gallipoli

(Liman von Sanders auf Gallipoli. — Der Sieger von Ari-Burnu. — Voller Kampfbegeiſterung. — Eine Umſchau. — Die Linie von Bulair. — An der Heptaſtadion-Fähre. — Seſtos und Abydos. — Von Hero und Leander. — Das rettende Ufer von Gallipoli. — Eine geſtorbene Stadt. — Das Makron Teichos. — Von Lyſimacheia. — Kein ernſtlicher Angriff. — Am Golf von Saros. — Die tüchtige türkiſche Artillerie. — Vernichtende Raubzüge. — In der „Hölle von Gallipoli". — Bedürfnisloſigkeit und Entſagung. — Ein moderner Homer. — Die Siegesfahnen über Gallipoli. — Ein unſichtbares Denkmal.)

Sechs Tage nach dem denkwürdigen 18. März 1915 übertrug die Oberſte Türkiſche Heeresleitung dem Marſchall Liman von Sanders den Oberbefehl über die Landſtreitkräfte an den Dardanellen. Dieſe waren in der Kaiſerlich Osmaniſchen V. Armee zuſammengefaßt. — Eine ungeheuere Aufgabe erwartete den Marſchall. Wohl ſtand die Linie von Bulair wie eine einzige gewaltige Feſtungsmauer, gleich denen im deutſchen Weſten und Oſten, zur Abwehr des Gegners da und hatte ihre Feſtigkeit bei den erſten Landungsverſuchen der Engländer vom Golf von Saros her bereits erwieſen. Aber damit war nur der unmittelbare Zugang zu Lande nach Konſtantinopel verſperrt. Vom Süden her und in breiter Front war ſie noch nicht berannt worden und alle Anzeichen ließen darauf ſchließen, daß die Feinde die Abſicht hatten, gleichzeitig an mehreren Stellen der Halbinſel, ſowohl im Süden wie im Weſten zu landen und dann vereinigt den Sturm auf Konſtantinopel zu wagen. Ihre Preſſe erklärte zwar nach berühmtem Muſter das Ganze als einen „militäriſchen Spaziergang" nach der türkiſchen Reichs-

hauptſtadt, aber trotzdem boten die Oberbefehlshaber eine ſolche Fülle von Machtmitteln zur See wie zu Lande auf, daß man bei ihnen ohne weiteres eine genaue Kenntnis der ihnen bevorſtehenden Schwierigkeiten vorausſetzen konnte und daher auch anzunehmen berechtigt war, ſie würden ihr großes Ziel unter allen Umſtänden und mit allen Mitteln zu erreichen ſuchen.

Um die nun bald beginnenden Kämpfe um Gallipoli zu verfolgen, erſcheint es zweckmäßig, zunächſt das Gelände einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

In zwei Halbinſeln läuft die ſüdöſtliche Spitze Europas zwiſchen dem Schwarzen und dem Mittelländiſchen Meere aus. Die nördliche, welche Konſtantinopel trägt und durch die berühmte Tſchataltſcha-Linie ſtrategiſch nach Weſten zu geſchützt iſt, wird im Norden vom Schwarzen, im Süden vom Marmarameer beſpült und iſt durch den Bosporus (Rinderfurt) vom gegenüberliegenden aſiatiſchen Feſtland geſchieden. Die ſüdliche Halbinſel verläuft ſchmal und langgeſtreckt zwiſchen dem Golf von Saros einerſeits und der Dardanellenſtraße andrerſeits und ſtößt unmittelbar in die Ägäis vor, in der ihr die Inſeln Samothrake, Imbros und Tenedos vorgelagert ſind. Sie iſt ſtrategiſch durch die Linie von Bulair gegen Norden zu geſichert und war im Altertum unter dem Namen „Thrakiſcher Cherſonnes" bekannt, während ſie heute nach der Hauptſtadt der Halbinſel, dem alten Kalliupolis, Gallipoli genannt wird. Ihre Geſchichte iſt noch älter als die Konſtantinopels. Denn bereits um 550 v. Chr. gründete Miltiades ein Fürſtentum auf dem Cherſonnes.

Der Umſtand, daß im Altertum der nächſte und bekannteſte Weg von Anadolu nach dem europäiſchen Feſtland durch das fruchtbare und reiche Myſien und umgekehrt ging, und zwiſchen Abydos einerſeits und Seſtos

andererſeits die engſte Stelle des Helleſpont ſich befand, (7 Stadien gleich 1350 m) brachte es mit ſich, daß die Heere des Altertums und des Mittelalters faſt ausſchließlich hier, wo auch die Heptaſtadion-Fähre der Alten verkehrte, die Dardanellenſtraße überquerten. Zudem befanden ſich diesſeits und jenſeits bereits wohlhabende Ortſchaften, die in den Kämpfen der Athener, Spartaner, Mazedonier, Perſer, Römer und Byzantiner eine hervorragende Verpflegungsbaſis boten. Seſtos, das heutige Akbaſch, war in älterer Zeit ſogar der Hauptort des Thrakiſchen Cherſonnes. Es wurde 363 v. Chr. von dem Athener Chares zerſtört, von den Byzantinern neu befeſtigt.

Das gegenüberliegende Abydos, heute ein kahler, langgeſtreckter und von den Batterien des Forts Nagara gekrönter Bergrücken, auf dem nur noch wenige Trümmer von der einſtigen Größe der Stadt zeugen, ſoll urſprünglich eine ſemitiſche Niederlaſſung geweſen ſein. Es wurde um 700 von Milet koloniſiert und beſtand bis zur Türkenzeit.

Bei Abydos ging u. a. der Perſerkönig Xerxes auf ſeinem unglücklichen Feldzuge gegen Griechenland (480 v. Chr.) über die Meerenge. Zwiſchen Abydos und Seſtos ſchlug er die berühmten beiden Brücken, aus je 360 und 314 Schiffen beſtehend, die von der ſtarken Strömung wiederholt mitgeriſſen wurden, weshalb er das Meer mit Ketten peitſchen ließ. Auch Alexander von Mazedonien ging hier mit ſeinen Heeren nach Aſien hinüber und ebenſo ſetzte das Kreuzfahrerheer (1190) unter Kaiſer Friedrich Barbaroſſa an dieſer Stelle über die Dardanellen. Von Abydos nach Seſtos ſchwamm nach der Sage allnächtlich auch Leander zu ſeiner Hero hinüber, bis ihn die Flut des Hellespont verſchlang, worauf ihm die unglückliche Prie-

sterin der Aphrodite von Sestos freiwillig in den Tod folgte. — Das wenige Kilometer nördlicher gelegene Lapsaki, — das alte Lampsakos — ist bekanntlich die Stadt, wo Aphrodite den Priapos gebar und wo in der Folge der Kultus dieses Gottes seinen Hauptsitz hatte. Lord Byron tat es in neuerer Zeit Leander gleich und gewann — glücklicher als sein Vorbild und seine heutigen Landsleute bei ihren Kämpfen um die Meerenge — das rettende Ufer von Gallipoli. Zwischen Abydos und Sestos sind dann auch 1357 die Osmanen nach Europa herübergegangen.

Die Stadt Gallipoli, der heutige Hauptort der Halbinsel, die die Türken damals zunächst eroberten, liegt an einem kleinen und flachen Hafen mit malerischem Leuchtturm am Südwest-Ufer des Marmarameeres, da, wo die Einfahrt in die Dardanellenstraße beginnt. Sie ist auf einem zwischen zwei Buchten vorspringenden Steilufer angebaut und wurde von den Athenern gegründet. Die Byzantiner befestigten sie sehr stark und die Italiener, Griechen und Venezianer gestalteten sie zu einem wichtigen Stapelplatze. Die Nikänischen Kaiser statteten sie mit verschiedenen Rechten aus, und nachdem die Osmanen sie erobert hatten, verstärkte Sultan Bajesid sie durch ein Kastell. Erst in neuerer Zeit verlor Gallipoli seine strategische Bedeutung. Es zählte zuletzt 14 000 Einwohner, darunter 6000 Türken, 4000 Griechen und 500 Angehörige anderer Nationalitäten, ging also gegen 30 000 Einwohner im Jahre 1896, in den letzten 20 Jahren um mehr als die Hälfte seiner Einwohnerschaft zurück. Der Hafen wurde von einigen österreichischen Lloyddampfern, aber sonst nicht viel angelaufen. Er war vor allem ein Stapelplatz für landwirtschaftliche Artikel. Mit Ausnahme weniger Häuser am Hafen und der unbedeutenden Mo-

ſcheen war die Stadt Gallipoli aus Holz erbaut, und das Leben in den Baſaren, in denen Türken, Armenier, Albaneſen und Griechen die Stände innehatten, ging von Jahr zu Jahr zurück. Den Archäologen intereſſierten die in der Stadt verſtreuten Bruchſtücke antiker Bauten, ſowie die im Süden der Stadt gelegenen Tumuli, angeblich Gräber Thrakiſcher Könige. Ein aus dem Altertum ſtammendes Kaſtell verlor in dem großen Erdbeben, das Gallipoli am 9. Auguſt 1912 zum großen Teil in Trümmer legte, jede Bedeutung und ſeit dem jetzigen Kriege iſt die Stadt überhaupt geräumt.

Nördlich von Gallipoli zieht ſich, am Marmarameer beginnend, bis zum Golf von Saros hinüber die befeſtigte Verteidigungslinie von Bulair hin, dazu beſtimmt, die Landung feindlicher Truppen auf der Halbinſel zu verhindern und die Umgebung der Dardanellenſtraße zu Lande zu ſchützen.

Schon Miltiades hatte zum Schutze gegen die räuberiſchen Thraker über den bis 167 m anſteigenden Iſthmus, der in einer Breite von 7 km die Halbinſel Gallipoli mit den Thrakiſchen Küſtenbergen verbindet, eine Quermauer, das Makron Teichos, gezogen; ſie wurde 448 durch Perikles, 398 durch den ſpartaniſchen Feldherrn Derkyllidas und zum Teil noch in byzantiniſcher Zeit erneut. Ihrem alten Laufe entſprechend wurden während des Krimkrieges (1853—54) 14 km nördlich von Gallipoli längs einer Senkung durch engliſche und franzöſiſche Ingenieure als Rückenſchutz der Dardanellenfeſtungen eine Fortlinie mit der Front nach Nordoſten angelegt, die 1877 bis 1878 verſtärkt und bis Bulair vorgeſchoben wurde, wonach die Befeſtigungsanlage heute ihren Namen trägt. In der Nähe von Bulair wird übrigens die 323 v. Chr. gegründete Reſidenz des Lyſimachos, des Königs von

Auf dem Friedhof von Tschanak-Kalé
(Der türkische Dichter Dielal Sahir Bey als Soldat am Grabe seines Großvaters, des Gouverneurs der Dardanellen)

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin
Dolma Bagtsche, der Palast Sultan Mehmeds V.

An den Dardanellen

Der Transport einer 15 cm-Kanone

Schiffsgeschütz an den Dardanellen

Digitized by Google

Thrakien und früheren Feldherrn Alexander des Großen — Lysimacheia — vermutet.

Bei der Wiederaufnahme des Balkankrieges machten die Türken hier im Februar 1913 in Verbindung mit Truppenlandungen mehrere erfolglose Vorstöße gegen die bulgarischen Belagerungsstellungen. — Die Linie von Bulair hat selbstverständlich auch in diesem Kriege die größte Bedeutung für die Sicherung der Dardanellen gegen Unternehmungen vom Lande und vom Golf von Saros her gehabt. Die Halbinsel Gallipoli ist hier nur 5500 m breit, aber der Fortgürtel von Bulair zieht sich auf einer beherrschenden Höhenstellung hin und die drei Hauptforts: Aj-Tabya, Merkes-Tabya und Yldis-Tabya waren zu Beginn des Weltkrieges schon dermaßen verstärkt, daß während des ganzen englisch-französischen Feldzuges gegen die Dardanellen und Gallipoli hier überhaupt kein ernstlicher Angriff unternommen worden ist. Auch die Zwischenwerke waren bereits im Balkankriege sehr gut ausgebaut worden und zur Verbindung mit der nächstgelegenen Station der Orientbahn — Usun-Köprü — stellt man eine moderne Automobilstraße her. Nach dem Golf von Saros zu findet sich viel Sumpf und Schwemmland, und einige kleine englische Abteilungen, die trotzdem zu Beginn des Dardanellenkrieges vom Golf her zu landen versuchten, wurden dort jedesmal von der wachsamen und tüchtigen türkischen Kavallerie auf ihre Schiffe zurückgetrieben. So erklärt es sich, daß fast von allem Anfang an nur der mittlere und südliche Teil der Halbinsel für ernsthaftere feindliche Angriffe in Betracht kam.

Die ganze Halbinsel Gallipoli ist 80 km lang und in der Mitte durchschnittlich 17 km breit. Die Raubzüge des Altertums haben vor allem den früheren Urwald der Halbinsel fast ganz vernichtet, so daß sie heute in der

Hauptsache einen Karstcharakter zeigt. Der Humus der niedrigen Kalkberge ist in die engen und zahllosen Täler und Schluchten abgeschwemmt und nur diese zeigen mehr als eine kümmerliche Buschwerkvegetation. Erdbeben und Unwetter haben außerdem das Ihrige dazu beigetragen, das mittlere und südliche Gelände der Halbinsel noch rauher und unwegsamer zu gestalten. Mit Recht kann die tapfere Kaiserlich Osmanische V. Armee daher von sich sagen, daß sie in der nahezu neun Monate hindurch ununterbrochen tobenden Schlacht auf der Halbinsel in einem modernen Inferno, in der „Hölle von Gallipoli" gelebt hat. — Die geringe Landwirtschaft, die überhaupt nur an den Mündungen der im Sommer völlig austrocknenden Flüsse der Halbinsel möglich war, reichte selbstverständlich auch nicht im entferntesten zur Verproviantierung der stattlichen, unter dem Oberbefehl des Marschalls Liman von Sanders stehenden Armee aus und die rückwärtigen Verbindungen waren infolge des Fehlens jeder direkten Eisenbahnverbindung mehr als mangelhaft. So hat denn neben dem persönlichen Mut und der Ausdauer der Verteidiger Gallipolis auch ihre große Bedürfnislosigkeit und ihre tapfer und langgeübte Kunst der Entsagung einen wesentlichen Anteil an dem schließlichen Erfolge gehabt.

Mit einer an antike Vorbilder erinnernden Todesverachtung haben die Türken und ihre deutschen Mitkämpfer in dem öden und unwirtlichen Gelände, unter einem immerwährenden Hagel von Geschossen aller Kaliber, unter dem Feuer der schwersten Schiffsgeschütze, englischer und französischer Feldkanonen, einer Unzahl von Maschinengewehren, gegenüber Minensprengungen, Fliegerbomben, Lufttorpedos und Handgranaten bis zum siegreichen Ende standgehalten. Und es bedarf nicht erst wie

in alter Zeit eines Homer, um einer ſtaunenden Mit- und Nachwelt dieſen heroiſchſten Kampf der Weltgeſchichte bis in die tiefſten Tiefen der Seele hinein nahezubringen. Gallipoli und die Dardanellen, als Grab der engliſch-franzöſiſchen Landungsarmeen und des engliſchen Seeruhms, müſſen in dem großen Heldenliede dieſes Weltkrieges an erſter Stelle genannt werden, wenn anders wir nicht den Manen der Helden von Bulair bis hinunter zum Kap Helles ſchweres Unrecht antun wollen. Schon heute, wo die Siegesfahnen über Gallipoli und den Meerengen wehen, erhebt ſich auf der beherrſchenden Höhe von Kilia-Tepé ein mächtiges Grabdenkmal für eine Anzahl deutſcher Mitkämpfer in der Dauerſchlacht von Gallipoli. Wir Nachfahren ſollten dafür ſorgen, daß ein weit größeres, wenn auch unſichtbares Denkmal für alle Helden der Gallipolikämpfe in jedes Türken und Deutſchen Herz errichtet wird.

Landungen und Kämpfe

(Türkiſche Vorbereitungen. — Die rückwärtigen Verbindungen. — Eine Beſchießung „Henri IV.“. — Auf dem Ghaſi-Tepé. — Wie es um Kum-Kalé ging. — Ein Siegestag. — Mißbrauchte Hilfsvölker. — „Eine der ſchwerſten Waffentaten des Krieges“. — Der unverdächtige Zeuge. — Wie die 29. Diviſion landete. — Eine ſchwere Nacht. — Türkiſche Scharfſchützen. — In einer Todesfalle. — Mauern von Stacheldraht. — Ein Bild entſetzlichſter Verwüſtung. — Die ſchrecklichſte aller Landungen. — Am Schloß von Sedd-ul-Bahr. — Die Todesfahrt auf dem „River Clyde“. — Im Schrapnell-Taifun. — Die rettende Sandbank. — Eine menſchliche Sardinenbüchſe. — Teuer erkauft. — Hamiltons Bericht.)

Faſt den ganzen Monat April hindurch bauten die Türken, während gleichzeitig die engliſchen und franzöſiſchen

Kriegsschiffe weiterhin vom Golf von Saros aus und von der Dardanelleneinfahrt her die Befestigungen von Gallipoli und auf dem asiatischen Ufer beschossen, ihre Befestigungen aus. Marschall Liman von Sanders verfolgte dabei die Taktik, die türkischen Kräfte in eine geschlossene Formation zu bringen, um bei Landungsversuchen des Feindes möglichst umfassende und scharfe Gegenstöße führen zu können. Zu diesem Zwecke erhöhte er die Marschfähigkeit der Truppen und förderte ihre Schießausbildung, da der später eingetretene langwierige Schützengrabenkrieg klug vorausgesehen worden war. — Hand in Hand damit ging die planmäßige Anlegung guter rückwärtiger Verbindungen und der Ausbau der vorhandenen spärlichen Heerstraßen. Die von Deutschland gestellten Pioniere und Artilleristen wurden auch auf diesem Gebiete Lehrmeister der Türken, die sich mit Feuereifer an die Arbeit machten und in wenigen Wochen die Halbinsel mit einem Netz ausgezeichneter, auch für die schwere Artillerie fahrbar gemachter Straßen, sowie mit Verschanzungen, Geschützständen, Feldstellungen, Drahthindernissen, aber auch mit Munitions- und Proviantlagern, Feldbäckereien, Lazaretten und mehrfachen guten Querverbindungen nach dem asiatischen Ufer hinüber versahen. Das vorhandene Artilleriematerial wurde nachgesehen, verbessert und verstärkt.

Zum ersten Male bewährte sich die Riesenarbeit in der Nacht vom 14. zum 15. April 1915. In dieser Nacht gelang es der Gebirgsbatterie der 5. Division, in der Nähe von Karachali, dem französischen Linienschiff „Henri IV" ein so vorzüglich geleitetes Feuer auf den Hals zu schicken, daß es sich wochenlang nicht mehr im feindlichen Flottenverbande sehen ließ. Am Sonntag, den 25. April, endlich brach der große Tag auch für das türkische Landheer

an. Der Oberbefehlshaber hatte den Tag kommen sehen und war bereit, als im Morgengrauen englische und französische Expeditionstruppen unter dem schützenden Feuer ihrer Flotten bei Kum-Kalé an der asiatischen Küste und an mehreren Stellen Gallipolis, so bei Ari-Burnu, Kaba-Tepé, Kum-Tepé, an der Mündung des Sighin-Deré, bei Kap Helles, Sedd-ul-Bahr und in der Mortobucht zu landen begannen. Von der Höhe des Ghasi-Tepé, unweit des Bulair-Forts von Merkes-Tabia, überschaute Liman von Sanders mit seinem Stabe die weite Halbinsel, um die rings das Feuer der feindlichen Schiffskanonen lohte, während gleichzeitig die schweren Granaten an allen wichtigeren Punkten der Halbinsel und drüben zu Häupten der Trojaebene einschlugen.

Auf dem asiatischen Ufer ging es an diesem Tage ganz besonders heiß her. Unter dem Oberbefehl des früheren preußischen Generals Weber Pascha stehend, hatten hier die Türken vor allem den Angriff auf Kum-Kalé abzuwehren. Wohl versuchte der Gegner durch gleichzeitiges Erscheinen vor Jeniköi und in der Besika-Bucht den Anschein zu erwecken, als ob hier ebenfalls Landungen beabsichtigt seien. Doch hatte er es in Wirklichkeit nur auf das alte Sandschloß am Meer abgesehen, wo schließlich 17 feindliche Schiffseinheiten das Fort und die dahinterliegende Trojaebene mit dem Skamander bombardierten, um die Ausladung ihrer Truppenbestände zu ermöglichen. Die Türken warteten den Einbruch der Dunkelheit ab, und gingen dann auf das von ihnen geräumte Kum-Kalé vor, wo sich besonders auf dem türkischen Begräbnisplatz ein mörderischer Nahkampf entspann, der bis 4 Uhr morgens andauerte. Am Morgen war die Feste wieder in türkischen Händen. Noch zweimal mußten die todesmutigen Türken Kum-Kalé wieder preisgeben. Aber am

29. April erscholl ihr Siegesruf aus der historischen Trojanerebene hinüber zu den gespannt aufhorchenden Truppen auf Gallipoli: „Zur Stunde steht auch nicht ein einziger Feind mehr auf der asiatischen Küste der Meerengen!" — Und er kam auch niemals wieder. Denn alle weiteren Landungsversuche bei Kum-Kalé scheiterten gerade so wie dieser erste.

Wieder einmal hatte England eines seiner Hilfsvölker dazu mißbraucht, ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Denn die türkischen Sieger fanden auf dem leichenübersäten Schlachtfelde ausschließlich französische Regimentsangehörige vor. Die Engländer hatten während dieser Zeit klug und verschlagen die natürlichen Deckungen, welche ihnen die Gallipolihalbinsel im Süden bot, benutzt und hier ihre Landungsmanöver vorgenommen. Trotzdem ließen sie in ihrer Presse die Geschichte dieser ihrer ersten Landung als „eine der schwersten Waffentaten des Krieges" ausposaunen. Ich zitiere hier den englischen Bericht, weil er nicht nur in sehr anschaulicher Weise das Landungsmanöver selber beschreibt, sondern gleichzeitig auch dem Heldenmut der Türken und ihrer Verbündeten mit ganz besonderer Offenheit und mit bemerkenswertem Freimut gerecht wird. Es heißt da:

„Die Geschichte der Landung der 29. englischen Division, unterstützt durch Einheiten der Marinedivision und durch Mannschaften der Kriegsschiffe, bedeutet eine der schwersten Waffentaten des Krieges. Die Landung auf dem ‚Y' benannten Strand wurde durch die Kreuzer ‚Dublin', ‚Amethyst' und ‚Saphire' gedeckt. Hier landeten zwei Bataillone und eine Kompagnie. Sie stießen zuerst auf keinen Widerstand. Als sie aber versuchten, weiter landeinwärts vorzudringen, waren sie äußerst heftigen Angriffen ausgesetzt. Da die auf dem ‚W'-Strand und

‚V'-Strand gelandeten Truppen über den äußersten Rand der Küste nicht weiter vordringen konnten, wurde die ‚Y'-Abteilung vom Feinde umgangen und gezwungen, sich nach schweren Verlusten zurückzuziehen. Wir mußten uns infolgedessen entschließen, diese Truppen wieder einzuschiffen, was unter dem Schutze der schweren Schiffskanonen ausgeführt wurde.

Die Landung auf dem ‚Y'-Abschnitte war die erfolgreichste von allen, da sie dank der Taktik des Landungsschiffes ‚Implacable' fast ohne Verluste ausgeführt werden konnte. Nachdem das Deckungsschiff ‚Swiftsure' eine heftige Beschießung der Klippen oberhalb des ‚X'-Strandes eröffnet hatte, ging der ‚Implacable' selbst mit herabgelassenem Anker dicht an das Ufer heran, bis er die Sechsfarbengrenze erreicht hatte. Aus einer Entfernung von knapp 400 m pflasterte er die Klippe mit 25-Zentimeter-Schrapnellen und beschoß den Vorstrand mit seinen 15-Zentimeter-Kanonen. Unter dem Schutze dieses Granatenhagels konnten die Landungstruppen festen Fuß fassen und sich eingraben. Sie gingen dann ungefähr 700 m landeinwärts vor, wurden aber von starken feindlichen Kräften angegriffen, wobei ihr rechter Flügel infolge des Versagens der Truppen vom ‚W'-Strand in Gefahr kam. Eine türkische Batterie in der Nähe des Dorfes Krithia gab ihnen auch schwer zu schaffen. Einen ganzen Tag hielten die Truppen vom ‚X'-Strand aus, aber in der Nacht griffen die Türken mit großer Macht an, und unsere Leute wurden allmählich zu den Klippen zurückgedrängt. Hier hielten sie die ganze Nacht in tapferster Weise aus und konnten am nächsten Morgen nochmals vorgehen.

Ich komme nun zu den verzweifelten Kämpfen, die den ganzen Tag über um den ‚W'-Strand und die umliegen-

den Hügel zwiſchen Kap Teke und Kap Helles tobten. Hier fanden die Engländer eine flache Sandbucht vor, auf der einen Seite von dem 70 m hohen Kap Teke, auf der anderen Seite von den Ausläufern der Klippen flankiert, die das Kap Helles bilden. Die Truppen gingen deshalb auf einer weiten Sandfläche, die auf beiden Seiten von Hügeln umgeben iſt, an Land und verſuchten ſich ihren Weg durch dieſes halbkreisförmige Tal zu bahnen. Überall hatten die Türken Gräben angelegt, die durch Stacheldraht geſchützt und mit ſtarken Truppen beſetzt waren, während ihre im zerklüfteten Gelände verborgenen Scharfſchützen jeden Schußbreit Boden mit tödlichem Gewehrfeuer bedeckten. Die paſſendſte Bezeichnung, die man dieſem Platz eben geben kann, iſt die einer Todesfalle. Alle Boote, die an der Landung beteiligt waren, hatten bis zu der Annäherung an den Strand ein ſchweres Feuer auszuhalten. Die vier Boote, die zu den Klippen zur Rechten ſteuerten, erreichten auch das Ufer, wonach die Truppen ſofort die Klippen erkletterten und auf dem Abhang unterhalb der türkiſchen Gräben Fuß faßten. Hier wurden ſie aufgehalten und konnten nicht weiter. Die Abteilung, die am entgegengeſetzten Ende am Kap Teke an Land kam, ſetzte ſich in gleicher Weiſe auf den Klippen feſt und klammerte ſich auf beiden Seiten an die Abhänge. Dagegen ſahen ſich die Soldaten, die auf dem Strande ſelbſt landen mußten, einer feſten Mauer von Stacheldraht gegenüber und waren einem furchtbaren Kreuzfeuer aus Maſchinengewehren, Gräben und von überall verborgenen Scharfſchützen ausgeſetzt. Alles wurde aufgeboten, um die Drähte zu zerſchneiden, aber faſt alle, die im Zentrum landeten, wurden niedergeſchoſſen. Am Nachmittag des nächſten Tages gelang es den Engländern, ein wenig nach dem Lande vorzudringen, und einige Kom-

pagnien gingen an den Klippen entlang in östlicher Richtung vor, um den Truppen, die zwischen Kap Helles und Sedd-ul-Bahr landen wollten, Hilfe zu leisten. Eine Zeitlang war dieses Vorgehen erfolgreich, aber unsere Linien waren unterdessen außerordentlich geschwächt worden und mußten wieder auf die Höhen, die den Kapstrand umgaben, zurückfallen. Hier besetzten sie die Gräben, aus denen sie die Türken tags zuvor vertrieben hatten.

In der Nacht wurde die Lage sehr ernst, da die Türken große Verstärkungen herangebracht hatten und in heftigster Weise angriffen. Nur mit Hilfe der Mannschaft der Kriegsschiffe und der Marinedivision konnte die dünne Khakilinie die Nacht hindurch gehalten werden. Am nächsten Tage wurden auf dem ‚W'-Strand weitere Truppen gelandet, die sich mit den Abteilungen auf dem ‚X'-Strand vereinigen konnten. Überall zeigte sich auf diesem Abschnitt ein Bild entsetzlicher Verwüstung. Man muß den Schauplatz der Kämpfe gesehen haben, um die denkwürdigen Kämpfe vom 25. April würdigen zu können.

Die schrecklichste aller Landungen fand jedoch auf dem ‚V'-Strand zwischen Kap Helles und Sedd-ul-Bahr statt. Die Bodenverhältnisse sind hier im allgemeinen dieselben wie auf dem bereits beschriebenen ‚W'-Strand, nur sind die Hügel hier sehr verschieden von denen, die den ‚W'-Abschnitt beherrschen, denn auf ihnen befinden sich die Forts von Sedd-ul-Bahr, die früher den Eingang zur Meerenge verdeckten. Das malerische Schloß von Sedd-ul-Bahr war zwar von unseren Schiffen übel zugerichtet worden, aber es bot doch noch eine Menge soliden Mauerwerks, in dem Scharfschützen und Maschinengewehre sehr gut verborgen werden konnten. Hinter der Festung und dem Schloß liegen die Überreste des Dorfes Sedd-ul-Bahr, das durch die wiederholte Beschießung vollständig

zerstört worden ist. Trotzdem bieten die Ruinen und Gärten ausgezeichnete Deckung für die Scharfschützen des Feindes, die von dort aus den gesamten Vorstrand bestreichen können. Hinter den Trümmern des Dorfes steigt der Boden wieder zu einer Höhe, die als Hügel 141 bekannt ist, an.

Hier hatten die Türken ein förmliches Labyrinth von Gräben und Drahtverhauen errichtet, von dem sie den Strand auf kürzeste Entfernung beherrschten. Unter solchen Umständen erschien es fast unmöglich, hier Truppen in offenen Booten zu landen. Es wurde daher zum erstenmal der Versuch gemacht, einen mit Truppen gefüllten Transportdampfer absichtlich auf den Strand laufen zu lassen, so daß sich die Mannschaft unter der Deckung des Schiffes dem Lande nähern konnte. Der Transportdampfer ‚River Clyde' dampfte, nachdem er mit mehr als 2000 Mann beladen war, langsam auf das Ufer zu, ihm voran fuhr die übliche Anzahl von Dampfpinassen und Booten, die die Abteilung landen sollten. Die Bemannung der Boote litt furchtbar unter dem Sturm von Gewehrfeuer, Schnellfeuer und den vier Revolverkanonen, die das Ufer bestrichen. In dichter Nähe des Ufers befindet sich eine Sandbank, die ungefähr 4—5 Fuß hoch ist. Hinter diese krochen die Überlebenden und Verwundeten, um sich vor dem tödlichen Bleihagel zu schützen. Inzwischen war der ‚River Clyde' dicht auf einem Felsenriff aufgelaufen. Mit Hilfe eines kleinen Dampfbootes und eines Leichters wurde eine Art Landungsbrücke hergestellt. Der ‚River Clyde' war während der ganzen Zeit einem förmlichen Taifun von Gewehr- und Schrapnellfeuer ausgesetzt. Die Geschosse schlugen wie Hagelkörner gegen die gepanzerten Seiten. Die Truppen an Bord wußten, daß sie fast sicherer Vernichtung entgegengingen, wenn sie das Schiff ver-

ließen, trotzdem meldeten sich ungefähr 200, um über das Fallreep die Klippen zu erreichen. Einige wurden auf dem Fallreep niedergeschossen, andere fanden auf dem Dampfboote den Tod, andere wieder auf dem Riff, und die Überlebenden fielen, kurz nachdem sie den Strand erreicht hatten. Nur wenige blieben übrig und zogen sich unter dem Schutze der bereits erwähnten Sandbank zurück. Es war nicht daran zu zweifeln, daß sämtliche Leute bei der Fortsetzung der Landungsversuche vernichtet worden wären; der Angriff mußte deshalb verschoben werden.

Auch am nächsten Tage mißlang ein Versuch, und darauf eröffneten die Schlachtschiffe ‚Cornwallis' und ‚Albion' und später auch die ‚Queen Elizabeth' ein wütendes Feuer auf Sedd-ul-Bahr, auf die dahinter befindlichen Hügel und die türkischen Laufgräben, in der Absicht, die Revolverkanonen zum Schweigen zu bringen. Während des ganzen Tages lag der ‚River Clyde' mit seinen 2000 Leuten, die gleich Sardinen zwischen den Decks zusammengedrängt waren, auf dem Strand. Die Kugeln hagelten auf die Stahlplatten, konnten aber nicht durchdringen, und die Scharfschützen am Strande schossen jeden ab, der seinen Kopf am Deck zu zeigen wagte. Die Türken auf dem asiatischen Ufer versuchten den Dampfer mit Haubitzen zu zerstören, aber diese Absicht wurde durch die Kriegsschiffe vereitelt; trotzdem wurde das Schiff von einigen großen Granaten durchschlagen. Erst in der Nacht auf den 24. gelang es uns, im Schutze der Dunkelheit auf dem Ufer festen Fuß zu fassen.

Die Landung auf der Südspitze der Halbinsel kam uns teuer zu stehen."

Nicht viel weniger elegisch lautete Hamiltons Bericht, den er über diese ereignisreichen Tage nach London drahtete. Es heißt darin:

„Die Landung an der Sighen-Deré-Mündung war den Kings Own Scottish Borderers und dem Marine-Bataillon ‚Plymouth' anvertraut. Die Landungsstelle bestand hier aus einem schmalen Landstreifen südwestlich von Kirte, hinter dem sich eine 260 Fuß hohe, mit Gestrüpp bewachsene Klippe erhob. Beide Bataillone konnten sich zuerst auf der Höhe der Klippe festsetzen, und es wurde planmäßig versucht, mit den Truppen, die bei Kum-Tepé gelandet waren, in Fühlung zu kommen.

Unglücklicherweise trat eine starke Abteilung des Feindes vom Sighin-Deré her dazwischen. Unsere Truppen beim Kum-Tepé waren vollauf beschäftigt, die Türken vor unserer Front anzugreifen. Der Versuch, die Verbindung mit den Truppen bei Kum-Tepé herzustellen, mußte aufgegeben werden.

Im Laufe des Tages wurden türkische Kräfte, die auf den Klippen über dem Kerewis-Deré vorgingen, beobachtet, und Oberst Kö war gezwungen sich einzugraben. Von da ab waren unsere Bataillone kräftigen, wiederholt einsetzenden, von Feldartillerie unterstützten Angriffen ausgesetzt, wobei die Geschütze unserer Deckungsschiffe infolge der Beschaffenheit des Terrains keine nennenswerte Hilfe leisten konnten.

Die Schotten unternahmen wiederholt Gegenangriffe mit dem Bajonett, aber die Türken waren den Unsrigen weit überlegen. Oberst Kö, der inzwischen seinen Wunden erlegen ist, wurde schon sehr früh am Morgen verwundet, und die Zahl der getöteten Offiziere und Mannschaften war sehr hoch. Gegen Abend war von den Scottish Borderers nur noch die Hälfte übrig geblieben, und diese hatten Gräben zu halten, die für die vierfache Zahl bestimmt waren. Die Tapferen waren von den unausgesetzten Kämpfen völlig erschöpft, und da auf rechtzeitiges

Eintreffen von Verstärkungen nicht zu rechnen war, mußte der Befehl zur Wiedereinschiffung gegeben werden. Dank der Mitwirkung der Schiffe ‚Goliath', ‚Dublin', ‚Amethyst' und ‚Saphir' und der Aufopferung einer kleinen Nachhut der Scottish Borderers konnte die Einschiffung der beiden Bataillone gut vonstatten gehen.

Die Landungsstelle bei Kum-Tepé besteht aus einem Sandstreifen, der ungefähr 200 m lang und 8 m tief ist und sich am Fuße einer Klippe hinzieht. Hier wurden die Royal Fusiliers an Land gesetzt unter Mitwirkung S. M. S. ‚Implacable', zugleich mit Armierungskräften vom Anson-Bataillon der Marine-Division. ‚Implacable' dampfte mit einer Kühnheit, die bei den Truppen sehr bewundert wurde, dicht an den Strand heran und feuerte aus allen Schlünden. Dank dieser Unterstützung konnten die Royal Fusiliers mit geringen Verlusten landen. Das Bataillon ging dann gegen die türkischen Stellungen auf Hügel 114 vor, mußte aber vor heftigen Gegenangriffen weichen."

„Die Landung bei Kap Helles sollte auf eigenartige Weise erfolgen. Drei Kompagnien der Dublin-Schützen sollten in Booten das Land erreichen, dicht gefolgt von dem Kohlendampfer ‚River Clyde', der den Rest der Dublin-Schützen, die Munster-Schützen, ein halbes Bataillon vom Hampshire-Regiment und andere Einheiten an Bord hatte. Der Plan war, den ‚River Clyde' mit samt seiner unter Deck befindlichen Menschenfracht am Strand auflaufen zu lassen, sobald die ersten Boote der Dublin-Füsiliere das Land erreicht hatten. Die vom Schiffe mitgeführten Leichter sollten eine Brücke zum Lande bilden, und so hofften wir, 2000 Mann mit größter Schnelligkeit an Land zu werfen. Der Rest der Truppen sollte dann von den in der Nähe ankernden Kriegsschiffen in Booten nachkommen.

Kap Helles liegt unmittelbar westlich von Sedd-ul-Bahr. Zwischen dem Dorf und dem dortliegenden Fort bietet der Boden ein regelrechtes Amphitheater. Die mit frischem Grün bewachsenen Terrassen dieses natürlichen Amphitheaters, die bis zu einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Strand sanft ansteigen, können in ihrer ganzen Ausdehnung von dem Feuer des Verteidigers bestrichen werden.

Bis zum letzten Augenblicke schien es, als ob die Landung ohne Widerstand erfolgen sollte. Aber kaum hatte das erste Boot den Grund berührt, als der Sturm losbrach. Ein Wirbelwind von Stahl und Feuer fegte über den Strand, die einfahrenden Boote und den an Land gesetzten Dampfer.

Die Dublin-Füsiliere und die Marine-Besatzung der Schleppboote erlitten außerordentlich schwere Verluste, bevor sie noch das Land erreicht hatten.

Diejenigen, denen es gelungen war zu landen und den schmalen Sandstreifen bis zum Fuße der Anhöhe zu durchlaufen, fanden unter einer Klippwand einigen Schutz. Doch von den Booten vermochte keines den Rückweg anzutreten, sie wurden samt ihrer Besatzung auf dem Strand vernichtet.

Nun war für den ‚River Clyde' der Augenblick gekommen, seine lebende Fracht von sich zu geben. Aber die Aufgabe wurde durch die Schwierigkeit, die Leichter in die richtige Stellung zu bringen, in verhängnisvoller Weise verzögert. Eine starke Strömung hinderte das Werk, und das Feuer des Feindes war so intensiv, daß fast alle Leute, die mit der Herstellung dieser Schiffsbrücke beschäftigt waren, niedergeschossen wurden. Schließlich wurden aber die Leichter, dank der hervorragenden Tätigkeit der Ma-

rine-Mannſchaften, in Stellung gebracht, und die Ausſchiffung begann.

Eine Kompagnie der Munſter-Füſiliere zeigte den Weg. So kurz aber auch die Entfernung bis zum Strande war, nur wenige überlebten den Hagel von Geſchoſſen, der von vorne und von beiden Flanken aus über ſie herniederging. Als die zweite Kompagnie folgte, gab die Schiffsbrücke in der Strömung nach.

Die Leichter, die dem Ufer am nächſten waren, gerieten in tiefes Waſſer, und viele, die den Kugeln entgangen waren, ertranken, als ſie zum Ufer zu ſchwimmen verſuchten, von der ſchweren Ausrüſtung in die Tiefe gezogen. Neue, furchtloſe Arbeiter traten vor, die Leichter wurden von neuem in Stellung gebracht, und die dritte Kompagnie der Munſter-Füſiliere ſtürmte an Land, wobei Schrapnells, Flinten und Maſchinengewehre ihnen die ſchwerſten Verluſte zufügten. Die Landungsverſuche wurden nun unterbrochen. Als ſie wieder aufgenommen wurden, gerieten die Leichter wiederum in tiefes Waſſer, mit Brigadegeneral Napier, Hauptmann Coſteker und Mannſchaften vom Hampſhire-Regiment an Bord. Es blieb nichts anderes übrig, als ſich auf den Leichtern platt hinzulegen, und hier war es, wo General Napier und Hauptmann Coſteker den Tod fanden.

Bis dahin hatten ungefähr 1000 Mann das Kohlenſchiff verlaſſen, und von dieſen war faſt die Hälfte tot oder verwundet, ehe der kärgliche Schutz am Fuße des Hügels erreicht war. Weitere Verſuche, hier Truppen auszuſchiffen, wurden nun aufgegeben.

24 Stunden nach Beginn der Landung befanden ſich auf dem Strande von Kap Helles die Überlebenden der Dublin- und Munſter-Füſiliere und zwei Kompagnien des Hampſhire-Regiments. Der Brigadier und ſein Brigade-

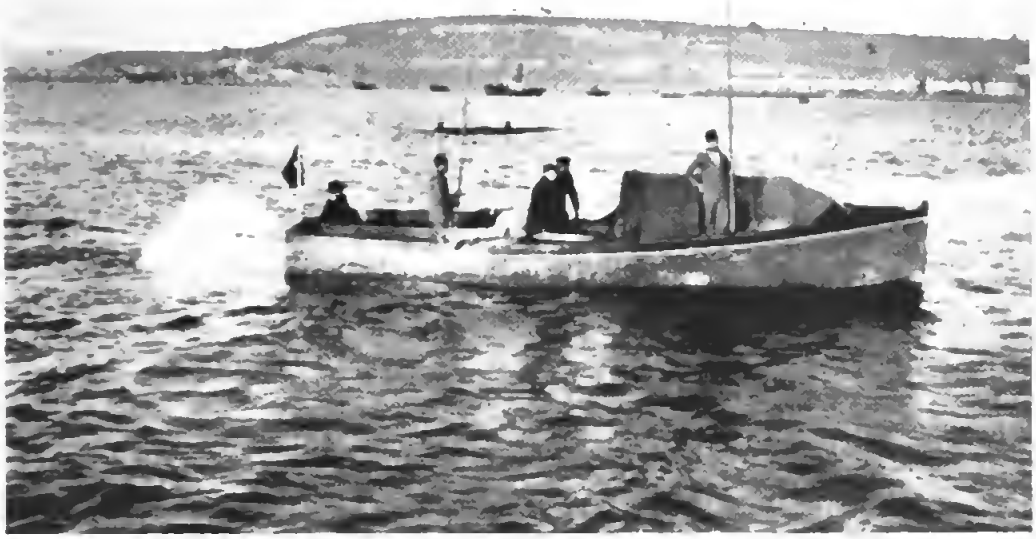
Major waren tot, Oberſtleutnant Carrington Smith, der Kommandeur des Hampſhire-Regiments, war gefallen, und ſein Adjutant verwundet, die überwiegende Mehrheit der überlebenden Offiziere war ebenfalls gefallen oder verwundet."

Daher die Forderung der Briten nach Einſetzung eines Unterſuchungsausſchuſſes, der ſowohl die Gründe für das Mißlingen der Dardanellen- wie auch der meſopotamiſchen Expedition der Entente nachprüfen ſoll. Nur daß wahrſcheinlich ein Sündenbock nicht gefunden werden wird, da einzig und allein die todesverachtende Tapferkeit der Türken das Mißlingen aller feindlichen Anſchläge herbeigeführt hat.

Um den Aki Baba

(Eſſad Paſcha an der Südküſte. — Ein überraſchender Angriff. — Im Handgemenge. — Geſcheiterte Hoffnungen. — Schwere Tage. — Im Eiſenhagel. — Feindliche Flottenverluſte. — Niemals nach Konſtantinopel. — Die Vernichtung von Maidos und Tſchanak-Kalé. — Gegen den Aki Baba. — Kühne Senegaleſen. — Verheerende Lyddittwirkungen. — Türkiſche Kampfmoral. — Der Höhepunkt der Kämpfe. — Das Brüllen der Granaten. — Zum Sturm auf Krithia. — Türkiſche Überraſchungen. — Nur mit äußerſter Geduld.)

Liman von Sanders hatte nach den erſten alarmierenden Meldungen, daß feindliche Landungen bei Kap Helles, an der Sighin-Deré-Mündung, ſowie in der Mortobucht gelungen ſeien, einem Nationalhelden der Türken, dem tapferen Eſſad Paſcha, dem mutigen Verteidiger von Janina im Balkankrieg, das Kommando über den Südteil der Halbinſel übertragen. Vom Mal-Tepé, oberhalb Ari-Burnu, leitete dieſer nunmehr im Verein



An den Dardanellen

Ein deutſcher Pater im Motorboot. Im Hintergrund das Kap Nagara

Der Taufakt

An der Brücke Enver Paſcha, Admiral Souchon und die deutſche Marine-Miſſion

Die Umtaufe eines genommenen feindlichen U-Boots
in ein türkiſches

Ein genommenes feindliches U-Boot

mit Mustafa Kemal Bey den Küstenschutz. Zunächst wurde, um einen Durchbruch des Gegners nach Mados und damit an die inneren Dardanellen zu verhüten, der Kodja-Tschemen-Dagh mit Gebirgsartillerie besetzt. Gleichzeitig wurde das Vordringen der Australier und Neuseeländer bei Ari-Burnu zum Stehen gebracht und im äußersten Süden ein überraschender Angriff unter Führung von türkischen Offizieren gegen die auf Krithia von Sedd-ul-Bahr, der Sighin-Deré-Mündung und Kum Tepé heranmarschierenden Gegner unternommen. Schließlich gelang es auch, die feindlichen Truppen bei Kap Helles in die Flucht zu schlagen.

In der darauffolgenden Nacht griff, unter vorübergehender Entblößung der türkischen Stellungen am Sarosgolf, alles verfügbare Truppenmaterial den Feind noch an den letzten von ihm gehaltenen Punkten an. Wieder kam es zu einem furchtbaren Handgemenge. Der Kampf zog sich bis zum Abend des 27. April hin, und es gelang nunmehr den Angreifern, sich bei Kap Helles, Sedd-ul-Bahr, Ari-Burnu und Eski-Hissarlik zu halten. Sie hatten nämlich gleichzeitig mehr als 40 Kampfschiffe im Süden der Halbinsel auffahren lassen und unternahmen ferner am Vormittag des 26. mit 60 Panzerschiffen und vielen Torpedobooten eine abermalige Einfahrt in die Dardanellenstraße. Aber nachdem mehrere der Schiffe beschädigt worden waren, hatte man sich wieder zurückziehen müssen und blieb in den folgenden Tagen vollauf damit beschäftigt, die Landungsunternehmungen der Truppen zu schützen. Wenn die Engländer sich auch nicht ins Meer zurückdrängen ließen, so kamen sie doch auch keinen Schritt vorwärts, und jeder Versuch, die Türken über den Haufen zu rennen, um das ersehnte Ziel — Krithia — zu erreichen, und damit im Zusammenhang den den

südlichen Abschnitt der Halbinsel beherrschenden Eltschi Tepé zu erobern, scheiterte.

Aber auch die Türken hatten damals schwere Tage. Die Verproviantierung der immer stärker anwachsenden Armee stieß auf ungeheuere Schwierigkeiten, da die Munitionsversorgung der Truppen allen anderen Ansprüchen voranzugehen hatte. Am 28. April griff das feindliche Geschwader erneut die Meerenge an. Es überschüttete Gallipoli und das asiatische Ufer mit einem wahren Eisenhagel, aber es erreichte nichts anderes, als daß der französische Panzerkreuzer „Jeanne d'Arc" in Brand geschossen, ein englischer Zerstörer, ein australisches Unterseeboot und zahlreiche Truppenlandungsboote zum Sinken gebracht wurden, und das englische Schlachtschiff „Majestic" schwere Beschädigungen davontrug. Gleichzeitig versuchten die Engländer einen neuen Vorstoß von Sedd-ul-Bahr aus, mit dem Erfolge, daß sie etwa 10000 Mann einbüßten und zwei Generäle schwer verwundet wurden. Trotzdem wurde am 29. von den Verbündeten ein allgemeiner Angriff im Süden der Halbinsel unternommen. Sir Hamilton hatte allzudeutlich erkannt, daß er ohne den Besitz von Krithia und den des Eltschi Tepé niemals nach Konstantinopel gelangen würde. Drei englische Brigaden drangen an diesem Tage auf dem feindlichen linken Flügel vor, während den rechten Flügel die von Eski-Hissarlik anrückenden Franzosen bildeten. Um 3 Uhr nachmittags war die Schlacht zu Ende, nachdem die Franzosen schon vorher unter einem wütenden Bajonettangriff der Türken in wilder Flucht zurückgegangen waren. In der darauffolgenden Nacht unternahmen die Türken sogar einen Überfall auf das französische Lager bei Hissarlik, der nur deshalb nicht zu einer Katastrophe für die Feinde führte, weil die Engländer ihren bedräng-

ten Bundesgenossen im letzten Augenblick zu Hilfe eilten. Aus Rache schossen die Engländer vom Sarosgolf her das harmlose Maidos in Brand, und gleich darauf auch Tschanak-Kalé, in dessen Hospital zahlreiche englische Verwundete, die man nicht mehr retten konnte, elendiglich verbrannten.

Aus der Erwägung heraus, daß nur durch ein kühnes Vorwärtsdringen der Feind gezwungen werden konnte, sein für die Türken unangenehmes Artilleriefeuer einzuschränken, da er sonst die eigenen Truppen gefährdete, gab Liman von Sanders den Befehl, sich bis unmittelbar an den Feind heranzuarbeiten. Bei Ari-Burnu waren die Türken bereits am 1. Mai bis auf wenige Meter an die dortigen feindlichen Schützengräben herangekommen, als die Engländer einen Gegenangriff unternahmen. Doch auch hier erlitten sie wiederum schwere Verluste. Gleichzeitig wurde von den türkischen Landbatterien der französische Panzerkreuzer „Henri IV." endgültig zusammengeschossen. Wenige Tage später wurde dann abermals von den Engländern ein mehrere Tage dauernder Angriff auf Krithia und Eltschi Tepé (von den Engländern „Aki Baba" genannt) unternommen. Ich zitiere wieder den englischen Bericht, in dem es heißt: „Es war eine Schlacht der altmodischen Art, nur in größerem Rahmen, wo die Befehlshaber die Bewegungen ihrer Truppen durch Fernsprecher und Feldtelegraphen nicht nur gemäß den Berichten ihrer Unterführer, sondern in der Hauptsache nach dem, was sie mit ihren eigenen Augen sahen, leiten konnten. Der Berg Aki Baba, der das Ziel des groß angelegten Angriffs war, erhebt sich zu einer beherrschenden Höhe zwischen dem Golf von Saros und den Dardanellen, zu denen er zwei Hügelketten wie zwei Riesenarme aussendet. Von einem Hügel am Strande hat man eine

genaue Übersicht über das ganze Gelände. Die Engländer hatten die Aufgabe, auf dem linken Flügel vorzugehen und dabei das stattliche Dorf Krithia am Fuße des Berges Aki Baba zu nehmen, während die Franzosen durch das Tal des Kerevisbaches auf dem rechten Flügel vom Dardanellenufer her vordringen sollten. Die Kämpfe des ersten Tages beschränkten sich fast ganz auf den rechten Flügel. Um 11 Uhr 5 Minuten vormittags begannen die französischen Geschütze um Sedd-ul-Bahr eine andauernde Beschießung des rechten Höhenzuges, und zugleich richteten die englischen Schlachtschiffe in den Dardanellen, darunter der „Agamemnon", ihre großen Geschütze auf die höheren Teile des Berges. Eine halbe Stunde später krochen die blauröckigen Senegalesen aus ihren Schützengräben und stießen in aufgelösten Reihen vor. Eine Zeitlang machten sie Fortschritte, da ihre Artillerie den Vorstoß gut deckte. Als sie aber auf die Höhe des Abhanges kamen, stießen sie auf erbitterten Widerstand der Türken, die in ihren Gräben an der anderen Seite des Kammes lagen, und der Vorstoß wurde aufgehalten.

Immer wieder wälzten sich lange Wellen der dunkelblauen Senegalesen vor, aber nur, um in dem Kugelregen zusammenzubrechen. Dann wurden sie zur zweiten Linie zurückgezogen, und hellblaue Regimenter nahmen ihre Stelle ein. Die Kampflinie wogte den ganzen Tag hin und her, aber die türkische Infanterie konnte durch das schreckliche Granatfeuer nicht erschüttert werden; ihre Gräben waren gut gemacht, bis zu zwei Meter tief angelegt und dabei so eng, daß das feindliche Geschützfeuer ihnen nur geringen Schaden zufügte. Um $4^1/_2$ Uhr war der Vormarsch endgültig zum Stehen gebracht, und der Kampf hörte an diesem Tage auf.

Am 7. Mai eröffneten die englischen Geschütze um 10 Uhr vormittags wieder eine wütende Beschießung auf den rechten Arm des Aki Baba. Die Granaten hüllten jeden Zoll Boden in dicken Rauch, und es schien unmöglich, daß ein lebendes Wesen in dieser Zone blieb, da die Gebüsche und die Schluchten von dem platzenden Lyddit gelb wurden. Nach einer Viertelstunde Schnellfeuer begann der linke Flügel einen Vorstoß. Kaum hatten aber die 87. und 88. Brigade ihre Schützengräben verlassen, als die türkische Infanterie, die völlig ruhig dagelegen hatte, ein furchtbares Feuer aus verborgenen Schützengräben eröffnete, deren Vorhandensein man zwar vermutet hatte, deren wirkliche Lage jedoch nicht festgestellt werden konnte. Es war klar, daß ihre Moral nur wenig von dem Feuer der Schiffsgeschütze gelitten hatte. Es gelang den Engländern zwar, einige Gräben zu nehmen, aber nur, um neue vor sich zu finden, die ihren Angriff aufhielten. Um 4 Uhr 45 Minuten brachten die Türken zahlreiche Geschütze ins Gefecht gegen die Franzosen, deren Batterien heftig erwiderten; als ihre Infanterie jedoch wieder vorging, wurde sie von einem solchen Hagel von Schrapnellen empfangen, daß ihre Linie ins Wanken kam, dann zusammenbrach und den Abhang herunterfegte, wobei ein Teil der Flüchtigen durch die Linien der Schiffsdivision kam.

In der Tat war das Feuer der Türken unerträglich. Es war unmöglich, ihre Batterien, die irgendwie auf der anderen Seite des Aki Baba aufgestellt waren, festzustellen. Die Lage sah ernst aus, aber es gelang den Franzosen, durch einen Gegenangriff von Reserven die schon verlassenen Schützengräben wieder zu besetzen. Um 5 Uhr begann ein neuer englischer Angriff auf den rechten Bergarm und das Dorf Krithia, der beim Vordringen ein

ebenso furchtbares Schrapnellfeuer der Türken erhielt, wie es die Franzosen auf ihrem Flügel erlebt hatten. Die Geschosse platzten genau über den Engländern, ganze Kompagnien wurden durch die Wolken von Erde und Sand, die durch die Geschosse aufgeworfen wurden, den Blicken entzogen. Dem weiteren Vordringen der Engländer setzte die hereinbrechende Finsternis ein Ziel. Aber es war klar geworden, daß die Türken durch kein noch so schweres Artilleriefeuer zu erschüttern waren. Sie hatten mit äußerster Tapferkeit und Entschlossenheit gefochten, während die Handhabung ihrer Artillerie meisterhaft gewesen war; denn sie verwandten sie nur in dem Umfange, in dem es unbedingt nötig schien. Entweder wollten sie ihre Munition sparen, oder sie fürchteten, die Stellung ihrer Artillerie zu verraten.

Der 8. Mai brachte den Höhepunkt der Kämpfe. Als diese den ganzen Tag ohne sichtlichen Erfolg gedauert hatten und man bereits glaubte, daß sie wieder zu Ende gingen, eröffneten plötzlich um 5 Uhr 15 Minuten die Verbündeten von jedem Schiff und von jeder Batterie an der Küste die erstaunlichste Beschießung. In der Tat erklärten die Offiziere, die früher in Frankreich gedient hatten, daß sie nie etwas Ähnliches erlebt hätten. Alle Schlachtschiffe und Kreuzer unterhielten mit ihren schweren und leichteren Geschützen ein Schnellfeuer auf beide Arme des Aki Baba, auf Krithia, auf jeden Fleck Gebüsch und jede Schlucht, die einen Feind verbergen konnte. Die 35-Zentimeter-Granaten, die mit Lyddit geladen waren, machten die furchtbarsten Explosionen und hüllten ganze Hügel in Riesenwolken von gelbem Rauch. Die 25-Zentimeter-Geschosse suchten jeden Fleck der Abhänge ab, die zum Aki Baba hinaufführten, während die kleineren Kanonen das Gelände, das unseren Schützengräben

näherlag, beſtreuten. Das Geräuſch war ſchrecklich, die Hügel gaben ein Echo von dem Donnern der ſchweren Geſchütze und dem Brüllen der Tauſende von platzenden Granaten. Als Schauſpiel iſt die Szene wohl nie überboten worden; das ganze Land ſah nicht aus, als ob es beſchoſſen würde, ſondern als ob es plötzlich ganz in Brand geſteckt und in wenigen Minuten von einer feſten Schicht von gelbem, grünem und weißem Rauch bedeckt wäre, aus dem plötzlich Vulkane auszubrechen ſchienen, wenn die Granaten auf den höheren Bergkuppen platzten.

Es war jetzt 5 Uhr 30 Minuten, die Beſchießung hatte eine Viertelſtunde gedauert. Jedermann wußte, daß etwas Entſcheidendes eintreten mußte. Nach allen Theorien über das Artilleriefeuer mußte der Feind vernichtet ſein, ſo völlig betäubt von dem explodierenden Lyddit, daß er unfähig war, dem Anſturm zu widerſtehen. Kein Türke war zu ſehen, ihre Artillerie hatte keinen Schuß abgefeuert, oder wir hatten es in dem furchtbaren Lärm nicht bemerkt. Plötzlich, wie von einem einzigen Willen geleitet, hörten die Geſchütze einige Sekunden zu feuern auf. Das war das Signal für die Infanterie. Wie ein Mann erhob ſich die ganze Linie und ging zum Sturm auf Krithia vor. In demſelben Augenblick machten auch die Franzoſen aus ihren Schützengräben einen Angriff auf die Höhen. Aber trotz aller Vorbereitungen war der Feind gerüſtet. Kaum tauchten unſere Leute aus der Deckung auf, als ein wahrer Sturm von Gewehr- und Maſchinengewehrfeuer aus den Schützengräben und der Buſchdeckung, die die Granaten verbrannt hatten und die noch brannte, losbrach. Das Gewehrfeuer erhob ſich ſchnell zu einem ununterbrochenen Lärm, in den nur die noch ſchnellere Note der Maſchinengewehre hineinklang. Die Verbündeten hatten wohl etwas Gelände gewonnen,

aber das Hauptziel des Angriffes war nicht erreicht. Aki Baba blickt noch trotzig auf die Ebene zu seinen Füßen herab, und es ist offensichtlich, daß Stellungen wie diese, die von einem so unbezwingbaren Feind wie die Türken gehalten werden, nur mit äußerster Geduld genommen werden können."

Die Siegesfahnen auf Gallipoli

(Der Verlust des „Goliath". — Die deutschen U-Boote erscheinen. — Ein Generalangriff auf Krithia. — Die „Queen Elizabeth" greift ein. — Unhaltbar gewordene Stellungen. — Eine scheußliche Bresche. — Bundesbrüderliche Kritik. — Der schwerste Tag. — Im Stellungskrieg. — Der neue Kampfplatz in der Suvla-Bucht. — Reiche Ernte. — Hitze und Fliegen. — Ein griechisches Freiwilligenkorps. — Gegen den Kodja-Tschemen-Dagh. — Ungeheuere Verluste. — Ein neues Ziel. — Das sinnlose Anrennen. — Dauernder Kleinkrieg. — Die türkische Offensive. — Das Meer erreicht! — Englischer Stoizismus. — Die Batterien von Intepé und Kum-Kalé. — Die Öffnung der Orientpforte. — Skoda-Mörser an der Arbeit. — Das Ende des Gallipoli-Abenteuers.)

Wenige Tage später — am 13. Mai — gelang es dem türkischen Torpedobootszerstörer „Muavenet", das friedlich in der Mortobucht liegende englische Riesenschiff „Goliath" auf den Meeresboden zu schicken. Am Abend des 25. Mai durcheilte Konstantinopel, das Heerlager auf Gallipoli und drüben die Geschützstände auf dem asiatischen Ufer ein neuer Freudenschrei: Das vor Ari-Burnu liegende englische Linienschiff „Triumph" war durch das deutsche Unterseeboot „U 51" torpediert worden und fast im Augenblick gesunken. — Ein mächtiger Helfer war in diesem kritischen Zeitpunkt den Türken erstanden, gewissermaßen aus den Fluten des Meeres auf-

getaucht. Zwei Tage ſpäter, — am 27. Mai — fiel auch das engliſche Linienſchiff „Majeſtic“ dem gleichen U-Boot zum Opfer. Und von da ab ging es Schlag auf Schlag. Gleichzeitig erſchienen deutſche Maſchinengewehrabteilungen an der Front. Dazu geſellten ſich Landungsabteilungen der Flotte. Gerüchte gingen um, daß die Deutſchen und ihre Verbündeten durch eine großangelegte Frühjahrsoffenſive Serbien endgültig zu Boden ringen und dadurch den Zugang zum Orient erzwingen wollten, um die Türken mit Waffen und Munition zu verſorgen. — Sir John Hamilton beſchloß nunmehr, noch einmal einen Generalangriff gegen Krithia und den Altſchi Pepé zu unternehmen. Aber ſein eigener Bericht zeigt, was dabei ſchließlich herauskam. Er beſagt:

„Am Abend des 27. Mai hatten ſich die Truppen der beiden Verbündeten auf einer Linie feſtgeſetzt, die von der Weſtküſte der Halbinſel, etwa 3500 Schritt nordöſtlich von Teke-Burnu, quer bis Eski-Hiſſarlik ſich erſtreckt. Es wurde beſchloſſen, raſch vorzudringen und Terrain zu gewinnen, bevor der Feind Verſtärkungen erlangen konnte. Das Zentrum und der linke Flügel hatten gegen Krithia zu marſchieren und die am rechten Flügel ſtehenden Franzoſen ſollten ſich dieſen Bewegungen ‚anpaſſen‘. Die Engländer waren indeſſen einem vehementen feindlichen Angriff ausgeſetzt, den ſie nur mit Hilfe des von der „Queen Elizabeth“ unterhaltenen Feuers zu beſtehen vermochten. Der franzöſiſche Vormarſch kam eine Meile vor Krithia zum Stehen, ſo daß das Streben, auf Aki-Baba feſten Fuß zu faſſen, aufgegeben werden mußte. Nachmittags unternahmen die Türken einen Bajonettangriff und erzwangen den Rückzug der Verbündeten aus den unhaltbar gewordenen Stellungen. In Ausführung dieſer Bewegung blieb das Regiment Wor-

ceſterſhire zeitweilig ohne Deckung und erlitt ſchwere Verluſte.

Am 30. Mai herrſchte vorerſt Ruhe, aber ſpät abends eröffneten die Türken ein heftiges Granatfeuer und eine halbe Stunde ſpäter, kurz vor Mondesaufgang, ſtürmten ſie in drei geſchloſſenen Reihen heran, deren vorderſte ſich einzig und allein auf ihre Bajonette verließ. Die ganze Wucht dieſes gewaltigen Angriffes fiel auf die 86. Brigade — eine unglückliche Stelle, da hier alle Offiziere gefallen oder verwundet waren; ſo kam es, daß die Türken, als ſie mit blanker Waffe in unſere Gräben drangen, eine ſcheußliche Breſche in unſere Linien ſchlugen. Danach wendete ſich der Feind gegen den linken Flügel der franzöſiſchen Truppen, wo Senegalneger ſtanden, die nach einigen Angriffen und Gegenſtößen auskniffen und Lücken verurſachten, die von engliſchen Kräften nur ſchwer aufgefüllt werden konnten."

Am 4. Juni ſetzte Hamilton abermals zu einer großen, zwei Tage währenden Schlacht an, die am erſten Tage mit furchtbaren Verluſten für die Türken endete. Erſt am zweiten Tage gelang es ihnen, den Feind zurückzuwerfen. — Und nun beginnt jener unſäglich ſchwierige, langwierige und zermürbende, bis in die erſten Januartage des Jahres 1916 hinein dauernde Stellungskrieg, der für beide Teile ungeheuer verluſtreich war und der das Wort von der „Hölle von Gallipoli" in jeder Beziehung wahr machte. Nur dem ſprichwörtlichen Stoizismus der Engländer war es zuzuſchreiben, daß ſie trotz der andauernden und unendlichen Verluſte von Menſchen und Schiffen den ſinn- und zweckloſen Kampf nicht ſchon viel früher aufgaben, ſondern im Gegenteil noch einen neuen Kampfplatz, und zwar in der Suvlabucht, zu ſchaffen ſich bemühten.

Die deutschen U-Boote hatten auch weiterhin reiche Ernte gehalten. Transportschiffe wurden fast in jeder Woche beschossen oder versenkt und jeder erneute Vorstoß der Gegner zu Lande fand ein rasches Ende vor den türkischen Schützengräben. Den Juni und Juli hindurch mußten die Engländer und Franzosen mehr und mehr erkennen, daß sie von den bisher gehaltenen Stellungen aus niemals weiterkommen würden. Ihre Operationen an den Landungsstellen wurden von der türkischen Artillerie immer mehr und immer besser beobachtet und auch von den immer kühner werdenden deutsch-türkischen Fliegern unter Feuer genommen. Ende Juli setzte neben einer furchtbaren Hitze auch eine entsetzliche Fliegenplage ein. Die Heranschaffung von Wasser, Proviant und Munition wurde auch den Feinden immer schwerer, während auf türkischer Seite die rückwärtigen Verbindungen dauernd verbessert wurden. — Am 6. August 1915 erlebte die Welt das nur zur Heiterkeit reizende Schauspiel, daß bei Karachali am Sarosgolf ein griechisches Freiwilligenkorps zu landen versuchte. Es wurde von türkischen Patrouillen ins Meer zurückgetrieben. Aber bald zeigte es sich, daß die nördlich von Ari-Burnu gelegene Suvlabucht, deren weiter, flacher Strand eine gute Landungs- und Entwickelungsmöglichkeit bot, das nächste Ziel der Alliierten war. Bereits am Nachmittag des 6. August wurde auch hier ein kleiner Trupp gelandet und man mußte damit rechnen, daß von hier aus gegen den die Landschaft beherrschenden Kodja-Tschemen-Dagh vorgegangen werden sollte. Dieser Gebirgsrücken steigt südlich von Büjük-Anaforta bis zu einer Höhe von über 300 Metern an und zieht sich in süd-südwestlicher Richtung bis zum Meere hin, in das sein letzter Ausläufer, der Kaba-Tepé, weit hineinragt. Auch dieses Massiv ist

wild zerklüftet, von zahlloſen Schluchten, Klippen und Felsblöcken durchſetzt und faſt bar jeder Vegetation. Der Beſitz dieſes Bergrückens würde den Alliierten vor allem nach Beſchießung der Feſtung den Zugang zum Iſthmus der Halbinſel verſchafft haben und ſo ſetzten die Türken ſofort alle Hebel zu ſeinem Schutze in Bewegung — und das auch nicht einen Tag zu früh. Denn ſchon in der folgenden Nacht landeten die Gegner gleichzeitig an vier Punkten mit rund 100000 Mann, während von Ari-Burnu her zwei Diviſionen nordwärts marſchierten, um ſich mit den Landungstruppen zu vereinigen. Die Türken waren inzwiſchen in Eilmärſchen über Anaforta und den Djonk Bahir nach dem Kodja-Tſchemen-Dagh abgegangen und trafen ſo rechtzeitig dort ein, daß der Feind bei den weiteren Kämpfen um die Höhen ungeheure Verluſte erlitt. Es würde im Rahmen dieſes kurzen Rückblicks zu weit führen, dieſe heroiſchen und entſcheidenden Kämpfe der V. Armee in allen Einzelheiten zu ſchildern. Aber was auch hier an zäher Ausdauer, unermüdlicher Widerſtandskraft und todesverachtender Tapferkeit geleiſtet wurde, macht jeden einzelnen Mitkämpfer zum unſterblichen Helden und für uns alle verehrungswürdig.

Am Morgen des 9. Auguſt befahl Liman von Sanders den Gegenangriff, mit dem Erfolge, daß der Feind nunmehr ſeine ganze Taktik ändern mußte und den Ismail Tepé zum Ziel ſeiner ſtrategiſchen Sehnſüchte erkor. Aber auch hier ſaßen bereits die Türken oben und ebenſo auf dem weiterhin von den Engländern in Angriff genommenen Kiretſch Tepé und dem Baka Baba. So mußte der Feind ſich denn wiederum zurückziehen und ſich in der Nähe der Küſte eingraben. — Die ganzen Auguſttage hindurch hielt das ſinnloſe Anrennen gegen die feſten

türkiſchen Stellungen auf den Höhen rings um Anaforta an. Aber allmählich erlahmte die Kraft des Feindes auch hier und den ganzen Oktober und November hindurch ging der Kleinkrieg dauernd hin und her, ohne daß die Engländer auch nur einen Schritt vorwärts kamen. — Inzwiſchen vernichteten die türkiſchen Küſtenbatterien weiterhin eine Anzahl feindlicher Schiffe und ſchließlich rüſteten ſich die Türken zu einem großen Schlage gegen den verhaßten Eindringling.

Am Morgen des 20. Dezember nahmen ſie an allen Abſchnitten der Front die Offenſive gegen die Engländer und Franzoſen auf, indem ſie gleichzeitig bei Anaforta und Ari-Burnu mit heftigen Vorſtößen begannen. Unter furchtbaren Verluſten für den Feind wurden deſſen bei Sedd-ul-Bahr unternommene Gegenangriffe abgeſchlagen und am Abend des 20. Dezember brauſte zum drittenmal ein Jubelſturm durch die ganze Türkei und die mit ihr verbündeten Reiche: bei Ari-Burnu wurde von den vorſtürmenden Türken das Meer erreicht! Die Feinde mußten ſich hier auf die rettenden Schiffe zurückziehen. Am nächſten Tage, dem 21. Dezember, nahmen die Türken auch Anaforta und ſäuberten die ganze Küſte von der Suvlabucht bis faſt zum Kap Helles hinunter vom Feinde.

Eine unabſehbare Menge von Munition, Gewehren und Geſchützen, von Zelten, Proviant uſw. fiel dabei in ihre Hände. Wochenlang dauerten die Aufräumungsarbeiten, ab und zu behindert von dem zornigen, aber ohnmächtigen Feuer der vor der Halbinſel hin und her fahrenden feindlichen Kriegsſchiffe. Aus den vorgefundenen Aufzeichnungen der Gegner ging hervor, daß ihre Verluſte in den letzten Monaten ins Ungeheuerliche angewachſen waren. Nicht nur der Stellungskrieg hatte die Reihen der Feinde gelichtet, ſondern auch ſchwere Krankheiten und

Seuchen aller Art. Aber noch immer hielt er sich mit verzweifelter Hartnäckigkeit an der südlichsten Spitze der Halbinsel bei Sedd-ul-Bahr. Allein auch hier waren seine Tage gezählt. Kräftige Helfer waren den Gallipolikämpfern dort die Kameraden von der Artillerie auf dem asiatischen Ufer. Von der beherrschenden Höhe von Jenischehier aus überblickten sie alle feindlichen Bewegungen aufs genaueste, und Tag für Tag warfen die Batterien von Intepé und Kum-Kalé einen Hagel von Geschossen in das angstvoll hin und her kribbelnde und in der Auflösung begriffene feindliche Heer. Gleichzeitig war die türkische Front gegenüber Sedd-ul-Bahr durch zahlreiche Batterien — darunter mehrere schwere österreichische Mörser und Haubitzen — durch Minenwerferkompagnien und verschiedene Truppenverbände verstärkt worden. Ein dauernder scharfer Druck Tag und Nacht gegen den noch standhaltenden Feind setzte ein. Nicht eine Minute wurde ihm Ruhe gegönnt. — Alle Vorbereitungen zum großen Angriff wurden getroffen. Am 7. Januar nachmittags wurde mit dem Angriff auf dem äußersten rechten türkischen Flügel durch die herangezogene 12. Division begonnen und der Feind hier unter starken Verlusten ein Stück zurückgedrängt. In der Nacht vom 8./9. Januar erfolgte der Befehl zum allgemeinen Angriff. Am Morgen zwischen 5 und 6 Uhr hatten unsere Truppen überall die Küste erreicht und kein lebender Feind war mehr auf der Halbinsel. Unter den sieghaften „Allah!"-Rufen der Türken stürzte der Rest der feindlichen Scharen auf die Schiffe und das Gallipoliabenteuer der Alliierten, das sie ungezählte Opfer an Menschen und Kapital gekostet hatte, war zu Ende.

III

Mit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg an die Dardanellen- und Gallipoli-Front

1

Im Torpedoboot

(An die Dardanellen. — Reiſegenoſſen. — Heimweh nach dem Unterſtand. — Der Fall Erzerums. — Der alte Haudegen. — Eine Pinaſſe der „Goeben". — Mitternachts-Ständchen. — 12 junge Marineoffiziere. — Echt ſeemänniſche Fröhlichkeit. — Eine Rede aus dem Stegreif. — Die „Elektra" als Katzenmuſik. — Der arme „Küſtenritzer". — Auf dem Grunde des Meeres. — Mit der göttlichen Gabe des Humors. — Berliner Theatererinnerungen. — Volldampf voraus! — Durch die ſerbiſchen Schlammfluten. — Die beſte Lagerſtätte. — Der „rote Hahn".)

Im Mai 1916.

Regen, Nacht und tiefe Stille. Leiſe ſchlagen die Wellen des Marmarameeres an die Steinquadern des Galata-

Kais, auf dem ich das Torpedoboot der Kaiserlich Osmanischen Marine zur Fahrt nach den Dardanellen und Gallipoli erwarte. Längst hat sich die türkische Hauptstadt zur Ruhe begeben, und der herniederprasselnde Regen verscheuchte auch die letzten der unermüdlichen Händler, die Hamals und alle die vielen Nachtgestalten Konstantinopels von den überfluteten Straßen. Nur eine einsame Hafenschildwache, die unter der übergezogenen Kapuze fast verschwindet, weist meinem Kutscher den Weg zu der abgelegenen Stelle, an der das Boot festmachen wird. Noch ist es nicht da, und so habe ich Muße, meine paar Leidens- und Reisegenossen zu mustern, die ruhig und gottergeben wie getreue Pudel das himmlische Naß auf sich herabträufeln lassen, und sich alle fünf Minuten brummelnd schütteln: ein deutscher Oberstleutnant in türkischen Diensten, der vom Kaukasus kommt und nach Gallipoli geht, ein türkischer Major, der auf Erholungsurlaub in Badenweiler war und gleich mir nach Tschanak-Kalé will, und drei junge deutsche Offiziere, die in Konstantinopel ein paar freie Tage verlebt und nun schon wieder Heimweh nach ihrem Unterstand auf der Südspitze von Gallipoli haben.

Sie werden sofort gesprächig, als sie hören, daß ich in den nächsten Tagen auch dorthin zu kommen hoffe. „Wir sind nämlich alle drei Oberlehrer," sagt der Älteste, „Mitglieder des Deutschen Philologen-Vereins, und wir haben die erste Ortsgruppe des Philologen-Vereins auf Gallipoli gegründet. Vielleicht kommen Sie gerade zu unserer diesjährigen Hauptversammlung zurecht. Ich weiß doch, daß Sie früher Gerichts- und Kongreßberichterstatter waren und immer zu unseren Hauptversammlungen kamen." — „O schöne Zeit, o sel'ge Zeit," erwidere ich, „wann wird man in Deutschland wieder zu

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Im Kaiserlichen Osmanischen Hauptquartier
Eingangstor zum Seraskerat (Kriegsministerium)

Türkische Küche im Hauptquartier der V. Armee (Liman von Sanders)

Im Fort Hamidié
Ein Zuckerhut der Krupp-Geschütze

Eine Ansichtssendung der englischen Großkampfschiffe nach Gallipoli

reden anfangen, nachdem wir so lange gehandelt haben?" Unser fröhliches Lachen lockt den ernsten Oberstleutnant herbei. „Ist es wahr," fragt er, „daß Erzerum gefallen ist?" — „Ja, leider!" — Und schon sind wir im Geiste Tausende von Kilometern nördlich oben im Kaukasus und hängen gespannt am Munde des Mannes, der in den vordersten Stellungen der Türken am Wansee gewesen ist und uns anschaulich die ungeheuren Schwierigkeiten der dortigen Arbeit vor Augen führt.

„Mitten in einer vollkommen unzuverlässigen Bevölkerung, ohne jede Bahnverbindung und seit Kriegsausbruch ewig von einem an Kopfzahl unendlich überlegenen Gegner bedrängt, haben die türkischen Truppen sicher ihr Äußerstes getan, ehe sie den wichtigen Punkt ihrer dortigen Stellung aufgegeben haben. Nikolai Nikolajewitsch mußte etwas ganz Großes tun, um sich in Petersburg wieder in empfehlende Erinnerung zu bringen," meint der alte Haudegen, „aber ich bin auch gewiß, daß er die Stadt nur unter den größten Opfern zu Fall gebracht hat, und daß wir sie im weiteren Verlaufe des Feldzuges wieder holen werden. Wenn hier so schön aufgeräumt werden konnte, wird auch dort oben die Sache bald eine andere Wendung nehmen!"

Lebhaft und zugleich aufrichtig erfreut von den anerkennenden Worten des deutschen Offiziers für seine Kameraden stimmt der inzwischen herbeigekommene türkische Major dem Sprecher bei.

Plötzlich ertönen die durchdringenden Signale des nahenden Torpedobootes. Gleichzeitig legt eine Pinasse der „Goeben" am Kai an. Ihr entsteigen etwa 25 regentriefende Gestalten. — Im ungewissen Licht der jämmerlichen Petroleumlampen blitzt unter den Mänteln der Leute etwas Blankes auf: Musikinstrumente! Wir sehen uns

alle fünf verwundert an. „Wem soll denn hier zu nachtschlafender Zeit ein Ständchen gebracht werden?“ fragt der Oberstleutnant die blauen Jungen, die sich am Ufer aufstellen. „Dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg!“ lautet die Antwort. — Und schon tuten zwei Kraftwagen hinter dem großen Lagerschuppen hervor, und im nächsten Augenblick spielt die Kapelle den Präsentiermarsch, indes das Torpedoboot am Ufer festmacht. — Wie mit einem Zauberschlage sind auch etwa 12 junge Marineoffiziere da, die fröhlich Hurra rufen und den aus dem ersten Wagen steigenden Herzog zum Boot geleiten. Er ist eben, von Serbien und Bulgarien kommend, mit einem wichtigen Auftrag in der türkischen Hauptstadt eingetroffen und will nun gleich uns die Dinge an der Dardanellenfront und auf Gallipoli in Augenschein nehmen.

Trotz des noch immer strömenden Regens entwickelt sich alsbald, da der Herzog außerordentlich gute Laune zum bösen Spiel der Kapelle macht, eine echt seemännische Fröhlichkeit. Man hatte gerade an Bord den Abschied eines Kameraden gefeiert, und so kamen sie denn kurz entschlossen herüber, ihren scheidenden Liebling in der Mitte, und verbargen den Abschiedsschmerz unter heiteren Scherzen und Gelächter. Die Kapelle aber machte verständnisvoll mit. Ein von Witz und Laune förmlich übersprudelnder Leutnant hielt aus dem Stegreif eine Rede auf den Herzog als Afrikaforscher und verschwor sich hoch und teuer, mit einem U-Boot unsere ganzen Kolonien wieder hereinzubringen, wenn man ihm endlich das Kommando über ein solches übertragen wolle. Ein anderer dirigierte, mit einem kleinen, brennenden Liebesgaben-Weihnachtsbaum in der Hand, ein Musikstück, das nach seiner Angabe „von einem unserer größten Dramatiker

torpediert" worden sein sollte. Er nannte es „Elektra", aber es war eine scheußliche Katzenmusik. Kurzum — sie hatten Humor und brachten die ganze durch den Wolkenbruch schon recht griesgrämlich gewordene Reisegesellschaft zum Lachen. Der arme „Küstenritzer", wie sie unseren braven Bootskommandanten tauften, hatte alle Mühe, von ihnen loszukommen, und obwohl er sofort in hohe Fahrt ging, riefen sie ihm doch noch boshafterweise zu, ob sie etwa schieben helfen sollten.

Die bewegte kleine Szene machte trotz ihres heiteren Rahmens einen tiefen Eindruck auf mich. Da sitzen sie nun, weit, weit von der Heimat entfernt, der Heimat, die ihrer und der Taten ihrer stolzen, kühnen „Goeben" in Treuen gedenkt. Und morgen rast der eine von ihnen schon wieder als Führer eines Unterseebootes auf dem Grunde des Meeres entlang, der andere sitzt hoch oben im Äther als Marineflieger und sucht den Himmel nach feindlichen Flugzeugen ab, die unsere Stellungen an der Dardanellenfront bedrohen, ein Dritter feuert mit einer Marineküstenbatterie auf einen englischen Kreuzer, der seine vorwitzige Nase in die Meerenge hineinzustecken versucht. — Jeder in seiner Art ein Held, alle täglich und stündlich von Tod und Vernichtung umgeben — und doch mit der göttlichen Gabe des Humors auch noch nach so langer Kriegszeit bedacht, daß wir ihnen getrost auch für alle Zukunft vertrauen dürfen.

So denkt gewiß auch der ernst gewordene Herzog, als er mit seinem Gefolge die schmale Hühnerstiege zu der engen Kapitänkajüte unseres Bootes hinabsteigt. Ich ließ mich bei ihm anmelden und wurde an die Tafelrunde geladen. — Neben mir saß der Adjutant des Herzogs, Oberleutnant der Garde-Landwehr-Kavallerie Schollvinck, der auf allen Kriegsschauplätzen beneidenswert

vieles von der großen Zeit miterlebte. Zu meiner Linken hatte der Schwager Professor Reinhardts, der schmale, blonde Kriegsmaler Heims, der Bruder unserer schönen Else Heims vom „Deutschen Theater" in Berlin, Platz genommen. Neben dem Herzog sitzt sein Generalstabschef Major Koeppen, den ich alsbald für die Journalistik reklamiere, da er uns ja vor Jahren seine Erlebnisse auf der berühmten Automobilwettfahrt um die Welt durch seine Zeitungsberichte und ein Buch nähergebracht hat. Auch der weiterhin unter den Tischgenossen befindliche Kabinettschef und stellvertretende Adjutant des Herzogs von Sachsen-Meiningen, Baron von Brandenstein, ist mir kein Fremder, denn beim Gordon-Bennett-Rennen in Homburg vor der Höhe vor zehn Jahren bemutterte er im amtlichen Auftrage die Berichterstatter.

Und während die Maschinen unter uns mit „Volldampf voraus" arbeiten, das Marmarameer mit heftigem Brausen den schlanken Leib des Torpedobootes umrauscht, plaudern wir über das für mich noch Ungewohnte dieser nächtlichen Fahrt, die uns einem der blutigsten Kampfgefilde dieses Weltkrieges näherbringen soll. — Noch einmal ziehen vor unserem geistigen Auge die Tage von Belgrad, von Semendria, von Orsova und Nisch, von Lom Palanka und von Sofia vorüber, denn der Herzog hat sie unmittelbar miterlebt, und vieles, was wir nicht wußten, rundet sich nach seinen Erklärungen für uns wohltuend ab. — Noch einmal wanderten wir mit ihm durch die serbischen Schlammfluten, begleiteten ihn auf der gefahrvollen Patrouillenfahrt nach Lom Palanka und genossen das erhebende Schauspiel der ersten Zeppelinfahrt von Temesvar nach Sofia, mit der Herzog Adolf Friedrich uns die Herzen der Bulgaren gewann.

Inzwischen hat der Bursche des Kapitäns — auch einer

von der „Goeben" — für uns alle, so gut das eben möglich war, ein Lager bereitet. Mein eigenes Feldbett paßt gerade in den Gang zwischen der Kajüte und dem Maschinenraum hinein, und so habe ich die beste Lagerstätte, was den Neid der besitzlosen Klasse erregt, die auf Klappstühlen und auf dem Fußboden schlafen muß. — Ehe ich mich niederlege, stecke ich noch einmal den Kopf zum Gangfenster hinaus. Der Regen hat aufgehört und der Vollmond kommt gerade hinter einer Wolkenwand hervor. In langer Dünung geht das Marmarameer einher, während unser eisernes Pferd mit feurigen Nüstern darüber hinwegstampft. Aus einem der beiden Schornsteine bricht lodernd der „rote Hahn" hervor, dessen blutiger Schein in dem schwarzen Rauchmantel doppelt unheimlich wirkt. Die Posten stehen schweigend. Ihre Augen sind allerwärts, und so lege ich mich beruhigt zu einem kurzen Schlafe nieder.

Nach Tschanak-Kalé

(Eine Bombe. — Nur über meine Leiche. — Der frische Hauch des Meeres. — Durch den Hellespont. — An den Dardanellenbatterien. — Der Xerxeshügel. — Hero und Leander. — Deutsche Seeleute auf der Dardanellenwacht. — Einer der malerischsten Erdenwinkel. — Die Töpfer von Tschanak-Kalé. — Nur noch strategische Bedeutung. — Ein genaues Inhaltsverzeichnis. — Im Kreuzfeuer der Photographen. — Englischer Beutespeck. — Ein ehrliches Seemannshirn. — Der Stolz der Bude. — „Mit Sehnsucht denke ich dein!")

In aller Herrgottsfrühe macht das Torpedoboot, das uns nach Tschanak-Kalé trägt, plötzlich eine scharfe Wendung, die entweder durch das Erscheinen eines feindlichen Fliegers oder durch das Auftauchen einer Treibmine im

Fahrwasser veranlaßt ist. Im nächsten Augenblick saust eine Bombe in Gestalt eines unserer Mitreisenden, der die Nacht mit anderen Leidensgenossen zusammen auf der Hühnerleiter über mir verbracht hat, in mein Feldbett. Dies als am klügsten von uns dreien gibt krachend nach und auf seinen Trümmern ist keine weitere Nachtruhe mehr möglich. — Schon vorher war es mir so, als ob man nacheinander auf mir Stiefel geputzt, Kleider gebürstet und Kaffee gekocht hätte. Auch zur Retirade ging der Weg in dem engen Laufgang nur über meine Leiche. So kletterte ich denn an Deck, um frische Luft zu schöpfen. Weit und breit dehnte sich die Propontis, deren Spiegel in diesem Augenblicke Frau Sonne zur Morgentoilette diente. Sie stieg leuchtend und wärmend aus dem Golf von Saros empor und zeigte uns den Weg in die Dardanellenstraße, in die das Torpedoboot soeben hineinfuhr.

Von der asiatischen Seite herüber grüßten die Weinberge und Gärten, die einst Artaxerxes dem Themistokles schenkte, damit er ihm den Wein für seine Feste lieferte, und die eben im ersten Blütenschmuck prangen. Mandelbäume und Feigen, Kirschen und Lorbeer stehen zwischen dem graugrünen Blattschmuck der Olivenbäume und atmen verlangend den frischen Hauch des Meeres, der mich in der Morgenkühle erschauern macht. Aber bald habe ich das erste Frösteln überwunden und genieße nun — einsam an das Torpedolancierrohr am Hinterschiff gelehnt — das entzückende Panorama, das die weitere Fahrt durch den Hellespont jedem empfänglichen Gemüte bietet. Hier ist historischer Boden. Hier dehnten sich vor mehr als zweitausend Jahren die Schiffsbrücken, die Xerxes und Alexander der Große von Asien nach Europa und umgekehrt schlugen. Hier zog das Kreuz-

ritterheer unter Kaiſer Barbaroſſa hinab ins Heilige Land, und auf dieſem Wege kamen ſchließlich auch die Türken nach Europa. Und ſeit ſie Konſtantins des Großen Hauptſtadt zu der ihrigen gemacht haben, war es ihre vornehmſte Aufgabe, dieſe Waſſerſtraße gegen Oſt und Weſt, gegen Süd und Nord vor Einbrüchen fremder Eroberer zu bewahren. Seltſame Pfade wandelt das Schickſal der Völker. Heute ſtehen Nachfahren jener Männer, die einſt gen Jeruſalem zogen, um das Heilige Land für die Chriſtenheit zu erobern, oben an den Dardanellenbatterien, um den Türken gegen ihre Feinde von heute zu helfen.

Voraus zur Rechten wird Gallipoli ſichtbar, die Stadt, nach der die vielgenannte Halbinſel ihren Namen trägt. Schon im Zeichen des Verfalls durch das Erdbeben vom 9. Auguſt 1912 hat die Stadt in dieſem Kriege weiterhin ſo gelitten, daß ſie ihre einſtige Bedeutung völlig eingebüßt hat. Vom Golf von Saros her haben die Engländer und Franzoſen das indirekte Feuer ihrer Schiffe auf ſie gerichtet und auch ihre Hafenanlagen zuletzt ſchwer beſchädigt. Nicht viel beſſer ſieht es in Akbaſch aus, der nächſtfolgenden Küſtenſtadt auf der europäiſchen Seite. — Nun fahren wir zwiſchen der Halbinſel von Gallipoli und dem kleinaſiatiſchen Ufer dahin. Linker Hand vor uns taucht das Kap Nagara auf, hinter dem der durch große Erdwerke und Batterien gekrönte Xerxeshügel liegt. Das Kap ſperrt faſt die ganze Fahrrinne, und ſo wurde es denn auch bekanntlich im April 1912 von der türkiſchen Flotte als Schutzſtellung benutzt, damals, als im Tripoliskriege die Italiener den Dardanelleneingang beſchoſſen. Und heute lugen wieder drohend die Batterien des Forts, — die langen Rohre auf das Ägäiſche Meer gerichtet, — nach den Bundesgenoſſen der Angreifer von damals aus. — Aber in der Morgenſtille dieſes ſonnigen

Frühlingstages denkt man auch jener anderen ſchöneren Zeit, da hier Leander zu ſeiner Hero ſchwamm, und die unter dem Waſſerſpiegel verborgenen Felſen, die in alter Zeit zahlreiche Schiffe zum Scheitern brachten, die ſchönſten Märchen und Sagen von Waſſerniren und Seejungfrauen erſtehen ließen.

Drüben von der europäiſchen Seite blickt Kilia Tepé herüber, wo deutſche Seeleute die Dardanellenwacht halten, während rechter Hand voraus das unglückliche Maides ſichtbar wird, das bei den Landkämpfen Ende April 1915 von der See aus, in Gegend Ari-Burnu, durch die engliſche Flotte in Brand geſchoſſen wurde. Sein blutigroter Feuerſchein erleuchtete damals lange Nächte hindurch die blaugrünen Fluten des Hellespont. — Im Hintergrunde tritt nunmehr die engſte Stelle der Meeresſtraße hervor, und mit ihr zugleich der Zielpunkt unſerer nächtlichen Fahrt: Tſchanak-Kalé, heute „Dardanellen", die reizende alte Handelsſtadt, die der Meeresſtraße ihren Namen gab und die gemeinſam mit dem gegenüberliegenden Kilid-ul-Bahr durch gewaltige Befeſtigungen die Dardanellen nach Süden zu ſperrt. — Tſchanak-Kalé iſt aber auch zugleich einer der maleriſchſten Erdenwinkel, die man ſich nur denken kann. Beide Ufer tragen uralte Schlöſſer, nämlich Bogas Hiſſarli, Kalé-Sultanié und Kilid-ul-Bahr (zu deutſch: „Verſchluß des Meeres"), die 1462 zum Schutze der Meerenge angelegt wurden. In den folgenden Jahrhunderten ſind dieſe heute faſt wertloſen Befeſtigungen vor allem durch das mächtige Fort Hamidié und die Erdwerke Jeni Medſchidié, Namaſi und zwei Flügelbatterien verſtärkt. — Aus der Geſchichte dieſes Krieges her iſt ja bekannt, was beſonders das Fort Hamidié bei den Flottenangriffen der Engländer und Franzoſen im März 1915 geleiſtet hat. Andererſeits

haben die Gegner ſich nicht geſcheut, das entzückende Tſchanak-Kalé faſt zu vernichten.

In Friedenszeiten lagen auf der breiten Reede von Tſchanak-Kalé alle die vielen Hunderte von Schiffen der verſchiedenſten Nationen, die nach Konſtantinopel fuhren oder von dort her kamen und hier die türkiſche Meerengenkontrolle zu paſſieren hatten. Den Reiſenden boten dann die Töpfer von Tſchanak-Kalé (zu deutſch „Topfſchloß") ihre eigenartig geformten und bemalten Waren an. Heute iſt die Stadt von faſt allen ihren Bewohnern verlaſſen, die einſt die Hauptſtadt des Sandſchaks der Dardanellen war und zugleich der einzig bedeutende Platz innerhalb der heroiſchen Trojalandſchaft, die von hier ab ihren Anfang nimmt. Von Tſchanak-Kalé aus gingen in Friedenszeiten auch ſtets die großen Fremdenkarawanen über Hiſſarlik nach Troja ab und die türkiſchen Dichter beſingen die Stadt als die Mutter und Hüterin des Hellespont in dieſem Weltkriege.

Heute hat Tſchanak-Kalé eigentlich nur noch ſtrategiſche Bedeutung. Es wird uns, als wir unter dem Donner der Geſchütze engliſcher Schiffskanonen in den erſten Vormittagsſtunden hier landen, das Standquartier für unſere weiteren Fahrten nach Ari-Burnu und Sedd-ul-Bahr, nach Kilia-Tepé und Troja. — Das Haus eines reichen griechiſchen Kaufmannes, der mit den Seinen nach den erſten Beſchießungen der Stadt geflohen iſt, nimmt mich auf. Und wieder, wie einſt in Belgien und Nordfrankreich, kann ich den deutſchen Ordnungsſinn, die deutſche Diſziplin und Gründlichkeit auch hier, ſo unendlich weit von der Heimat entfernt, bewundern. Denn an meiner Zimmertür hängt, fein ſäuberlich vervielfältigt, ein genaues Inhaltsverzeichnis des Zimmers. Bett, Tiſch, Kommode und Waſchtiſch, Bettwäſche und Geſchirr, ſelbſt

jedes Bild und der Nagel dazu sind inventarisiert, und jeder Zimmerinhaber ist verpflichtet, das Eigentum des Besitzers zu achten und etwaige Abgänge zu melden. — Mit größter Liebenswürdigkeit bemühen sich die Offiziere des Marinekommandos um mich, der ich ihnen von der obersten Heeresleitung in Konstantinopel her empfohlen bin, und Exzellenz Merten aus Berlin als der Kommandant der Dardanellen bindet mich dem Führer unserer kleinen Schar besonders auf die Seele. Dafür mußte er denn auch unter vielen Seufzern das Kreuzfeuer unserer photographischen Aufnahmen erdulden.

Nach einem fröhlichen Frühstück führt uns ein Motorboot über die im Sonnenlicht schimmernde Dardanellenstraße hinüber zur Halbinsel Gallipoli. Wir landen in der Nähe des ebenfalls durch die Beschießungen der Meerenge völlig zerstörten Dorfes Kilia, wo unsere Pferde bereitstehen. Am Landeplatze erhebt sich ein breiter Wellblechbau aus englischem Material, den sich deutsche Marinesoldaten zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung erbaut haben. In einer Ecke entdecke ich rund vierhundert schwere englische Holzkisten, die unentwegt Salz und Fett ausschwitzen. Der Janmaat kneift das linke Auge zu, als ich ihn neugierig nach dem Inhalt befrage, schnalzt mit der Zunge und erwidert: „Zu Befehl, Speck, englischer Beutespeck!" Er öffnet eine Kiste und siehe da, jede Seite Speck war fein säuberlich in einen Leinenbeutel verpackt und mit den Namen der liefernden Firmen aus Bristol, Harwich und Southampton gezeichnet. Herzog Adolf Friedrich trat hinzu und bemängelte auf Grund seiner kolonialen Erfahrungen die Art der Verpackung. Die Kisten würden auch nicht eine einzige Tropenreise aushalten. Janmaat grinste und meinte bescheiden, daß das auch wohl nicht nötig sei,

da der Speck doch nur noch wenige Tage zu leben habe. Dann erzählte er mit nur schlecht verhehltem Erstaunen, daß die türkischen Kameraden sich geweigert hätten, die Kisten überhaupt anzufassen, und daß sie sogar hinausliefen, wenn man sich eine Scheibe Speck zum Frühstück röste.

Daß religiöse Gründe für dieses Verhalten der Türken ausschlaggebend seien, wollte nicht in sein ehrliches Seemannshirn hinein, das fetten Speck durchaus als eine edle Gottesgabe betrachtet und besonders deshalb, weil ihn der Vetter von der anderen Seite des Kanals in Tausenden von Kisten auf eiliger Flucht zurücklassen mußte. — Der größte Stolz der Bude aber war der Motor eines herabgeschossenen englischen Flugzeuges, an dem ein Mechaniker aus Breslau seine Kunst versuchte. Er hat sich vermessen, den formlosen Klumpen wieder zu einer brauchbaren Maschine herzurichten und arbeitete daran so eifrig und betulich, wie ein alter Nürnberger Uhrmacher. Über seinem Haupte an der Wand prangte ein Bild seiner Liebsten daheim, und darunter stand mit feinen zierlichen Schriftzügen der Satz: „Mit Sehnsucht denke ich Dein!" Doch schon mahnte man den Herzog zum Aufbruch.

Auf den Leichenfeldern von Gallipoli

(Einer unſerer beſten deutſchen Herrenreiter. — Arteſiſche Brunnen. — Ein Seitenſtück zur märkiſchen Heide. — Kein Stein mehr auf dem andern. — Der Ort des Schreckens und Grauens. — Ein ſtrategiſches Studienobjekt. — Die „Hölle von Gallipoli". — Das größte Leichenfeld der Erde. — Wie Siebe durchlöchert. — Rache für furchtbare Todesqual. — Die Bergung der Beute. — 120 Millionen Mark. — Die Helden unſeres Marinekorps. — Der Eingang zu Walhall. — Eine Rieſenleiſtung der Türken.)

Die Pferde wieherten in der friſchen Morgenluft, als wir uns zum Ritt von der Landungsſtelle in Kilia über die Höhen quer durch die Halbinſel Gallipoli nach Ari-Burnu zu anſchickten. Der Herzog, als einer unſerer beſten deutſchen Herrenreiter, hatte einen prächtigen Grauſchimmel unter ſich, aber auch unſere kleinen, anatoliſchen Tiere liefen wie die Bienen. Zunächſt ſperrten gewaltige Kamel-, Pferde-, Maultier- und Eſelkarawanen unſern Weg. Sie bilden den Train der türkiſchen Armee auf Gallipoli, der ſie in gewaltigen Kiſten und Kaſten, die zu beiden Seiten von den Tieren herabhängen, Munition und Proviant zuführen. Auf einem einzigen Kamel zählte ich 87 Munitionskörbe. Während der Anweſenheit der Engländer und Franzoſen in Ari-Burnu, bei Anaforta und Sedd-ul-Bahr mußten auch ſie ſich Tauſender ſolcher Tragtiere bedienen und ſogar jeden Liter Trinkwaſſer erſt herbeiſchleppen laſſen, während die Liman-Armee ſich Brunnen erbohrte, deren Waſſer jetzt überall hingeleitet und heute ſogar zur Kultivierung des traurigen dürren Bodens von Gallipoli verwendet wird.

Denn Gallipoli iſt letzten Endes nichts weiter, als ein Seitenſtück zur märkiſchen Heide. Es hat denſelben ſandigen Buchweizenboden, dieſelben verkrüppelten Bäume

und unendlich weite, einsame Strecken, die mit Heidekraut, Ginster und eng verschlungenem Gestrüpp bewachsen sind. Nur ganz selten ist das hügelige, von einigen wenigen, in der Richtung von Nordosten nach Südwesten ziehenden Flußtälern unterbrochene Gelände mit kleinen Weinbergen und etwas Ackerland besetzt. Aber der Krieg hat der Halbinsel das Wichtigste genommen: die Bewohner, denen die Einöden auf dem langgestreckten Höhenrücken der Insel eine dürftige, aber friedliche Lebensweise gewährten, während die Bewohnerschaft der Städte und Städtchen an den Küsten, insbesondere an den Ufern des Hellespont, sich von Handel und Fischfang nährte und vielfach recht wohlhabend war. Ein Umstand, der sie jetzt, wo von diesen Gemeinwesen kein Stein mehr auf dem anderen steht, doppelt hart trifft. Auch die Tierwelt auf der Insel ist selbstverständlich durch den Krieg vollkommen ausgerottet. Nur Wölfe und Schakale, wildernde Hunde und ein Heer von Ratten in den verlassenen Schützengräben und Unterständen bevölkern den Ort des Schreckens und Grauens, den Gallipoli heute bildet. Im Verein mit unendlichen Scharen von schönen, blau-schwarz schillernden Raben, die sich kaum erheben, wenn wir an ihnen vorbeireiten, sorgen sie in ihrer besonderen Weise für die Hygiene der ehemaligen Schlachtfelder von Gallipoli, die uns darum doppelt interessant erscheinen müssen, weil hier zum ersten Male ein genauer Einblick in die Kampfweise von Freund und Feind möglich ist.

Gallipoli ist überhaupt der erste völlig verlassene Kriegsschauplatz in diesem großen Völkerringen, und da es zugleich den fürchterlichsten, unter Zuhilfenahme aller modernen Kriegsmittel und selbst der Seestreitkräfte durchgeführten Kämpfen ausgesetzt gewesen ist, so ist

die Halbinsel für den Fachmann zugleich auch eins der wichtigsten strategischen Studienobjekte. Man hat von der „Hölle von Gallipoli" gesprochen. Aber dieser Ausdruck erscheint uns viel zu schwach, wenn wir an die landläufigen Vorstellungen von dem Leben und Treiben in Herrn Urians Reich denken. Denn auch der Fürst der Hölle muß staunen, wenn er diesen von Millionen von Bomben und Granaten durchwühlten Erdboden, dieses größte Leichenfeld der Erde, dieses von Laufgräben, Minengängen und zahllosen Einschlägen aller nur denkbaren Kaliber zerfleischte Land erblickt. Wir sahen meilenweite Strecken, auf denen sich Sprengtrichter an Sprengtrichter, Stollen an Stollen und Graben an Graben reihte. Darüber aber breitet sich der größte und fürchterlichste Friedhof dieses Weltkrieges. Wohl haben in unermüdlicher Tätigkeit die Türken inzwischen Hekatomben von Erde auf die Leiber der Gefallenen gewälzt. Aber noch liegen sie zu Tausenden unbeerdigt da, Gegner, die sich ineinander verschlungen und verkrampft, ja teilweise förmlich ineinander verbissen haben, Leichen, die wie Siebe durchlöchert sind, die monatelang unbeerdigt zwischen den Stellungen lagen und von den einschlagenden Geschossen immer wieder durchbohrt und von den aufschlagenden Granaten in Atome zerfetzt wurden. Hier grinsen kahle Totenschädel, dort reckt sich eine dürre Knochenfaust zum Himmel, als wolle sie Anklage erheben und Rache heischen für furchtbare Todesqual.

Weg und Steg sind noch heute durch Stacheldrahtverhaue verrammelt, von Schützengräben, Minenverhauegängen und Annäherungsgräben durchzogen, so daß es jetzt zunächst hauptsächlich darauf ankommt, die wichtigsten Verkehrsstraßen wieder in Ordnung zu bringen. Zu diesem Zwecke ist etwa auf der Mitte der Halbinsel

eine große Pionierabteilung untergebracht, deren prächtiges Lager inmitten der Heide auch hier unten tief in der Türkei Zeugnis von deutscher Ordnungsliebe, Anpassungsfähigkeit, Tüchtigkeit und Fleiß ablegt. Dagegen ist für die Bergung der ungeheuren Beute, die Engländer und Franzosen hier zurückließen, sowie für die Sammlung des Materials an Draht, Holz, Eisen und anderen Baumaterialien, das Freund und Feind in den monatelangen Kämpfen verwendeten, nur wenig getan, so daß wir noch einen sehr anschaulichen Überblick über die auf der Insel lagernden Werte erhielten. Man hat bisher nur die Lebensmittel und die Munition, sowie die Geschütze und die Gewehre sammeln und in Sicherheit bringen können. Was aber an Baumaterialien, an Maschinen, Geräten, Werkzeugen, Apparaten und vor allem an leeren Konservenbüchsen auf Gallipoli heute noch umherliegt, das schätzte ein uns begleitender Fachmann auf etwa 120 Millionen Mark. Und diese Feststellung widerlegt wohl am besten die Behauptung der Gegner, daß sie Gallipoli in aller Ruhe verlassen und alles Wertvolle mitgenommen hätten.

Bei diesen Schätzungen ist naturgemäß das von den Engländern und Franzosen, sowie den Türken in die Stellungen eingebaute Material keineswegs mitgerechnet und ebensowenig die Menge von krepierten und unkrepierten Geschossen, deren Eisenwert ebenfalls in die Millionen geht. Die Zahl gerade der unkrepierten Geschosse ist außerordentlich groß — ein sprechendes Zeichen für die Güte der amerikanischen Munitionslieferungen. Wenn man bedenkt, daß allein die englisch-französische Flotte an manchen Tagen 30 bis 40000 Geschosse auf die Halbinsel warf und daß die Verpflegung der Gegner überhaupt nur mit Konserven möglich war, so kann man sich un-

gefähr einen Begriff davon machen, wie schauerlich und grotesk zugleich die ganze Insel mit Geschoß- und Verpflegungsüberbleibseln besät ist. Stundenlang können unsere Pferde überhaupt nur im Schritt gehen, weil sie sich durch Haufen von leeren Blechbüchsen hindurchwinden und zahllosen „Blindgängern" ausweichen müssen. Ich sah Täler und Schluchten, die mehrere Meter hoch mit Konservenbüchsen angefüllt waren.

Unsere Führung hatte zunächst der Leiter der Marinelandungskorps von Kilia-Tepé, Oberleutnant Boltz, übernommen, der uns zu Beginn unserer Fahrt sein stattliches Anwesen zeigte, das eine beherrschende Rundsicht über einen großen Teil von Gallipoli, über die hier engste Stelle der Dardanellenstraße und auf das gegenüberliegende, asiatische Ufer mit den gewaltigen Festungswerken von Nagara und Tschanak-Kalé bietet. Auf dem höchsten Punkte des Berges ruhen die Helden unseres Marinekorps, die in den Kämpfen bei Ari-Burnu, Anaforta und Sedd-ul-Bahr gefallen und von ihren Kameraden hier oben im Angesichte einer der schönsten Landschaften der Welt beigesetzt worden sind. Ich sah die Gräber des Leutnants zur See Hildebrandt, von vier Obermatrosen, einem Marinefeldwebel und zwei Matrosen, die in der Zeit von Juli bis Ende 1915 geblieben sind. Zu ihren Häupten erhebt sich ein mächtiger Granitsockel, auf dem ein alter Schiffsanker steht. Die Maschinengewehrabteilung hat ihn ebenso wie ein paar Dutzend gewichtiger alter Steinkugeln aus türkischen Geschützen den Berg heraufgeschleppt, um den toten Kameraden für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal zu schaffen. Still und friedlich ist es rund um den letzten Ruheplatz der blauen Jungen. Am Tage lächelt sie der stahlblaue Himmel des Südens freundlich an, und des Nachts

Am 18. März 1915
Explodierende Granate im Fort Hamidié

Am 18. März 1915
„Agamemnon" beschießt Tschanak-Kalé indirekt vom Golf von Saros her.
Im Hintergrunde drei Wassersäulen, hervorgerufen durch eine Salve von 30,5 cm

Blick vom Fort Tſchimenlik auf die Dardanellenſtraße

Neue Photograph. Geſellſchaft A.-G., Steglitz-Berlin

Der gefeſſelte Rieſe

Hafenbild von Konſtantinopel

legt er seine unendliche Sternendecke gleich einem diadembesetzten Königsmantel über sie. In der Ferne grüßt das Mittelmeer, aus dem die gewaltigen Schneegebirge von Samothrake emporsteigen, die mit der darüberhängenden schimmernden Wolkenwand den Eingang zu Walhall zu bilden scheinen. Etwas näher liegt die Insel Imbros, einem Adlerneste gleich, aus dem fort und fort französische und englische Flieger emporsteigen, um über der Halbinsel und den Dardanellen zu kreisen.

Nach mehrstündigem Ritt, vorüber an dem völlig zerschossenen Kodjaderé, kommen wir gegen Mittag auf die Vorhöhen von Ari-Burnu, in denen sich die Türken unmittelbar vor einer tiefen Schlucht, die sie nur noch von ihren Gegnern trennte, verschanzt hatten. Wir reiten zunächst ihre Stellungen ab und staunen über die wilde Felseneinöde, in der Freund und Feind alle die langen Monate hindurch gehaust haben. Man fragt sich vergeblich, wie für die Unseren eine ausreichende Verproviantierung mit Munition und Lebensmitteln hier überhaupt möglich war, und kann sich endlich einmal darüber klar werden, welche Unsumme von zäher Widerstandskraft von unseren Bundesgenossen im dauernden Schützengrabenkrieg angesichts eines weitaus mächtigeren Gegners aufgebracht worden ist. Alle die Hilfsmaterialien, welche wir in West und Ost mit Bahn und Kraftwagen, mit Pferd und Geschirr auf ebenen Wegen und aus einem damit reichlich versehenen Hinterlande heranschaffen konnten, waren den Türken versagt. Einen Eisenbahnverkehr nach der Halbinsel gibt es überhaupt nicht, denn die nächste Station der Orientbahn liegt rund zweihundert Kilometer nördlich der Stellungen von Ari-Burnu. Den Schiffsverkehr in der Dardanellenstraße aber behinderte das indirekte Feuer der Gegner aus dem Golf von Saros her,

und den Transporten vom Waſſer her über die Berge Gallipolis ſtellten ſich faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. — Man erkennt es erſt hier an dieſen primitiven Schützengräben und Unterſtänden, daß die Türken ſchließlich das Letzte haben hergeben müſſen, um den gewaltigen Triumph voll auskoſten zu können, der in der Befreiung der Halbinſel vom Gegner zu erblicken iſt. Und ſo wandern wir tief bewegt und jeder mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt über das Totenfeld von Ari-Burnu.

An der Sphinx von Ari-Burnu

(In tiefſtem Jammer und Zorn. — Die künſtliche Brücke. — Ein Sphinxkopf. — Die moderne Odyſſee. — Zur fürchterlichſten Metzelei. — Hals über Kopf. — Ein wahrer Zerſtörungsrauſch. — Tommy Atkins in Verzweiflung. — Erloſchene „Gloire". — Unbeſchreibliche Düfte. — Der „Malermeeſter". — In der Bucht von Anaforta. — Die Totenvögel engliſchen Überſeeruhms. — Eine Geburtstagserinnerung. — Bei Dſchevad Paſcha. — Im thüringiſchen Dörfchen auf Gallipoli. — Von der fernen deutſchen Heimat.)

Solange die Kämpfe um Ari Burnu wüteten, war es niemals möglich, ſich ein überſichtliches Bild von dem vielgenannten Schlachtfelde zu machen, das nun tot und verlaſſen und von allen Seiten zugänglich vor unſeren Augen daliegt. Es iſt, als habe die Erde ſich vor Schmerzen gekrümmt, als hätten ſich hier die Sorgenfalten ihres mütterlichen Antlitzes in tiefſtem Jammer und Zorn um ſo viel Unheil finſter zuſammengezogen. — Alle Augenblicke droht mein braver kleiner Gaul in die Knie zu ſinken, wenn wieder eine tiefe Erdfurche ſeinen taſtenden Schritt hemmt. So überlaß ich ihn denn ganz ſich ſelbſt, der ſchnaubend und zitternd durch das Labyrinth von na-

türlichen und künſtlichen Gräben und von umgehauenen Baumſtämmen, phantaſtiſch zuſammengekrümmten Leichen, wirr zerzauſten Drahthinderniſſen und Konſervenbüchſen aller Art klettert.

Wir ſind noch immer in den türkiſchen Stellungen, die hier teilweiſe bis auf zehn Meter an die feindlichen Linien herangetrieben ſind. Nur eine tiefe Schlucht trennt uns von drüben. Sie iſt an einer Stelle durch aufgeſchichtete Sandſäcke inzwiſchen gangbar gemacht, und unter der Führung des uns begleitenden Adjutanten des türkiſchen Oberſtkommandierenden von Gallipoli überſchreiten wir die künſtliche Brücke. Mit einem unwillkürlichen Ausruf des Staunens halte ich meinen Anatolier bei der Ankunft drüben an. Gleich hinter den wenigen engliſchen Schützengräben liegt, etwa 200 Meter tiefer, das blaue Mittelmeer mit den Inſeln Tenedos, Imbros und Samothrake im Vordergrunde. Steil und anſcheinend völlig unwegſam fällt die Wand, auf der wir ſtehen, zum Strande ab. Nur ein ſeltſam geformter Ausläufer der braunen Felſenwand ſpringt faſt bis ins Meer vor und bildet einen Sphinxkopf, der ernſt und unbeweglich auf ein wildes und fürchterliches Chaos zu ſeinen Füßen herabblickt. Es iſt das verlaſſene Lager der Engländer und Franzoſen von Ari-Burnu.

Mit vieler Mühe und unter allerlei Vorſichtsmaßregeln klettern wir, die Pferde am Zügel führend, die Wand herab und entdecken dann feſte, ausgetretene Wege, die der Feind nach ſeiner Landung erſt künſtlich anlegen mußte, um vom Strande aus auf die Höhe zu gelangen. Zum Schutze gegen das türkiſche Artilleriefeuer und Fliegerbomben hatte er die Unterſtände in die Felſenmauern eingeſprengt, und in etwa 15 Etagen übereinander hauſten die unglückſeligen Teilnehmer der modernen Odyſſee

auf Ari-Burnu bis zu der katastrophalen Nacht vom 20. Dezember 1915, in der sie ohne Sack und Pack auf ihre Fahrzeuge flüchten mußten, während der Sphinxkopf von Ari-Burnu mit seinem rätselvollen Gesicht hinter ihnen her starrte. — Vom Ufer aus gesehen, stellt sich der Landeplatz von Ari-Burnu als ein ungeheures Amphitheater dar. Das Parkett war das englisch-französische Lager und die Ränge hinauf kletterten die Truppen den Türken entgegen, die sie vom hohen Olymp herab bedrohten. Die Türken haben bekanntlich ihre Kräfte auf diesem Teil der Halbinsel ständig hin und her werfen müssen, und sobald sie mit ihren vorgetriebenen Schützengräben an den obersten Rang gelangt waren, mußte es zur fürchterlichsten Metzelei kommen. Sie brauchten nur in das Tohuwabohu da unten hineinzufunken, und kein Mensch wäre ihnen entkommen. Auge in Auge standen sie sich damals in den Dezembertagen bereits gegenüber und so begreift man — freilich erst jetzt angesichts dieses eigenartigsten aller Kriegstheater — den in einer stürmischen Nebelnacht Hals über Kopf bewerkstelligten Abzug der Gegner. Hals über Kopf! Daran muß festgehalten werden, trotz allen entgegenstehenden Behauptungen der englischen Presse.

Wir sind endlich unten am Strande. Aber ist dies überhaupt ein Meeresstrand? Nein! Es ist heute noch eins der gewaltigsten Armeemagazine, das man sich überhaupt nur denken kann. Freilich mit der Einschränkung, daß fast nichts davon mehr seinem ursprünglichen Zwecke dienstbar zu machen ist. Für etwa 40 Millionen Mark Vorräte aller Art sind hier in einer einzigen Nacht vernichtet worden. Man hat sie einfach in die Luft gesprengt, den Flammen übergeben oder ins Wasser geworfen. Eine am ganzen Ufer entlang laufende Feldeisenbahn, mit

vieler Mühe abgesteckt, fundiert und aus den besten Materialien erbaut, ist mit Stemmeisen auseinandergerissen worden. Die Lokomotiven hat man überheizt und zur Explosion gebracht. Die Güterwagen wurden mit Petroleum übergossen und angezündet. Ein wahrer Zerstörungsrausch muß über die Gegner in jener Nacht gekommen sein. Dicht am Seeufer modern Hunderte der schönsten englischen Reitpferde. Sie wurden erschossen, um sie nicht den Türken überlassen zu müssen. Dampf- und elektrische Maschinen liegen zerstört umher, die zur Erzeugung von Trinkwasser, zum Antriebe von Motoren und zur Versorgung der elektrischen Lichtanlagen dienten.

Auf hohen Eisengerüsten stehen noch die Wassertanks. Aber ihr Inhalt ist übelriechend geworden und der Rost nagt an ihnen. Die Bretterhütten, unter denen die Pioniere arbeiteten, sind ebenfalls mit Petroleum übergossen und dann angezündet worden. In die Munitionskisten hat Tommy Atkins in seiner Verzweiflung hineingeschossen, und an den Geschützen, deren Transport auf die rettenden Schiffe nicht mehr möglich war, sind wenigstens die Verschlußstücke entfernt worden. Gewaltige Kisten mit Fray Bentos Corned-Beef aus Montevideo, mit norwegischen Sardinen, englischen Jams und Fleischkonserven, mit prachtvollen Speckseiten und Plumpuddings faulen mitsamt ihrem Inhalt, da man ihn mit Hacke und Beil freigelegt hat, ehe man abzog. Berge von Zementsäcken, ganz neue Laternenunterbauten, Rohrleitungen u. a. m. lassen darauf schließen, was hier noch alles an großzügigen Anlagen für die Versorgung der Landungstruppen geplant war.

Mitten auf dem weiten Lagerplatze aber herrscht das entsetzlichste Grauen. Denn hier hatte man alles Brenn-

bare, einschließlich der Vorräte an Ausrüstungen und Waffen, Petroleum, Öl, Fetten und — Schnaps zusammengetragen und daraus einen Scheiterhaufen entzündet. — O ja, sie haben ganze Arbeit gemacht und wohl das Zehnfache an Wert zerstört, was heute hier noch lagert und für einen tüchtigen Heeresintendanten durchaus nicht ganz verloren ist. Mit den Baumaterialien allein könnte man bequem einem der zerstörten Uferstädtchen an den Dardanellen zu neuem Leben verhelfen.

Mehrere Kilometer weit erstreckt sich die Trümmerstätte, auf der die Gloire der französischen und englischen Gallipolierpedition erlosch. Und den Strand bedecken neben einigen großen Schiffen, die man mittels Dynamit sprengte, auch viele kleine Motor- und Ruderboote, die bereits ein geschickter Schiffszimmermann aus Hamburg wieder in Ordnung zu bringen sucht.

An der Landungsstelle sind türkische Pioniere mit der Beseitigung der gegnerischen Schiffsbrücken beschäftigt, die das Landungsmanöver unterstützten und über die hinweg auch die eilige Flucht der Feinde ging. Inmitten der Greuel der Verwüstung schmeckt uns nach dem langen Ritt der englische Speck, das türkische Brot, der französische Kognak und die deutsche Wurst ganz ausgezeichnet. Wohl ziehen unbeschreibliche Düfte von den Tierkadavern zu unserer kleinen Reisegesellschaft herüber; aber immer wieder verscheucht sie eine frische Brise von der See her, und traumverloren geht der Blick zu dem herrlichen Panorama hinüber, das Meer, Inseln und im Hintergrunde den ernsten Sphinxkopf von Ari-Burnu in sich schließt.

Es ist ganz so, als ständen wir auf dem Posilip und genössen die Fernsicht auf Capri und Ischia, und vor uns blaute der Golf von Neapel. Schon hat denn auch

Professor Reinhardts Schwager, der Kolonial- und Kriegsmaler Heims, von den gutmütigen Spöttern im Gefolge des Herzogs kurzweg „Der Malermeester" genannt, Palette und Pinsel bereit gemacht und schickt sich an, den Hexenkessel am Strande von Ari-Burnu auf die Leinwand zu bannen.

Wir lassen ihn in der zugleich erhabenen und schauerlichen Einsamkeit mit einigen Askeri zurück und reiten in der Mittagssonne nach Nordwest weiter, wo in der Ferne eine spitze Landzunge sichtbar ist, hinter der sich der Salzsee von Gallipoli und die Suvla- oder Anafortabucht dehnt. Auch hier das gleiche Bild der Verwüstung und Zerstörung. Auch hier die unter allen Anzeichen einer eiligen Flucht durchgeführte Materialverschwendung, die ebenfalls in die Millionen geht.

Was hat England in stolzer Verblendung nicht alles hierhergeschleppt, um es am Ende selbst vernichten zu müssen? Welche Werte faulen, rosten, verkommen hier, die es seinen und den amerikanischen Heereslieferanten für vieles gutes englisches Geld hat abkaufen müssen! — In den Lüften kreisen einige Geier, als wir davonreiten. Sie sind die Totenvögel englischen Überseeruhmes auf Gallipoli und spähen gierig nach den Leichen seiner armen Soldknechte aus.

Wir kommen weiter durch Biyuk-Anaforta, das die Engländer und Franzosen mit geradezu mathematischer Genauigkeit bis auf das letzte Haus zerschossen haben. Kein Lebewesen ist mehr in dem Städtchen sichtbar, das wie ein wild durcheinandergeworfenes Spielzeug erscheint. Nur eine stolze Säule ragt noch, auch halb zerschossen, aus dem Trümmerhaufen hervor: es ist der Rest des Minaretts, von dem der Muezzin herab in friedlichen Zeiten die Gläubigen zum Gebet rief.

Mein Gaul klettert wiederum mit bewunderungswürdiger Sicherheit über das Steingeröll in den Straßen hinweg und findet, da ich mich ganz seiner Führung anvertraut habe, mit der ihm eigenen feinen Witterung hinter einer zusammengestürzten Hauswand sogar einen frisch sprudelnden Brunnen, an dem er sich mit tiefen Zügen labt. Gleich neben dieser Oase in der Wüste des gemordeten Städtchens hängen die rosigen Blüten eines Pfirsichbaumes herab, und da gerade heute ein lieber, blonder Lockenkopf daheim Geburtstag feiert, so breche ich einen Zweig zur Erinnerung an den ereignisreichen Tag.

Inzwischen hat sich die Kavalkade mit dem Herzog an der Spitze in schnellere Bewegung gesetzt, da er noch im ehemaligen Hauptquartier des Marschalls Liman von Sanders, in dem heute der kühne Verteidiger der Dardanellenbefestigungen am Kap Nagara, Exzellenz Dschevad Pascha, das Zepter führt, erwartet wird.

Als mein Rößlein allein den Hohlweg hinter dem Ausgang des Städtchens emporgeklettert, schleichen scheu und schweifwedelnd ein halbes Dutzend Schakale vorbei, die offenbar in der Abendstunde unter den Trümmern nach Beute suchen wollen. Ihr heiseres Gebell, das in der Einsamkeit der Landschaft noch lange hörbar ist, zeigt an, daß sie gleich danach ein Opfer gefunden haben, und es fröstelt mich ein wenig.

Immer weiter geht es durch die blühende Heide Gallipolis, durch Täler und Schluchten, über Höhen hinweg, bis schließlich in der Dämmerstunde links vom Wege leichter Rauch aufsteigt. Man hört Pferde wiehern, und gleich darauf springt mein Anatolier kurzweg über einen Graben und galoppiert über ein Blachfeld auf einen Fichtenhain zu. Vor dessen Eingang fallen ihm mehrere Sol-

daten in die Zügel und mit Hallo werde ich von den übrigen Reiſegenoſſen in Empfang genommen, die inzwiſchen Gaſt des Höchſtkommandierenden waren und gerade zum Aufbruch rüſten. Herzog Adolf Friedrich kommt mit dem Paſcha auf mich zu und ſtellt mich ihm vor. Der lebhafte, klugblickende, braungebrannte Generaliſſimus freut ſich, daß mich das Tier den rechten Weg geführt hat und daß ich voller Bewunderung über die geſchickte und anheimelnde Anlage des Hauptquartiers bin, das ganz den Eindruck eines thüringiſchen Dörfchens macht. — In ſpäter Abendſtunde ſind wir wieder an der Landeſtelle von Kilia-Liman, von wo uns ein Motorboot hinüber zu unſerem Heim in Tſchanak-Kalé trägt. Exzellenz Merten läßt ſich ausführlich unſere Erlebniſſe ſchildern, und noch lange ſaßen wir mit ſeinen prächtigen Offizieren, darunter dem mir vom Reichsmarineamt her bekannten Oberſtleutnant von Janſon, dem liebenswürdigen Adjutanten Ibrahim Bey, dem bekannten Würzburger Chirurgen Oberſtabsarzt Dr. Roſenberger und dem Oberleutnant Brandt von der „Goeben“ zuſammen, um mit ihnen von der fernen deutſchen Heimat zu plaudern.

Über den englisch-französischen Flottenfriedhof

(Ein „schwarzer Tag erster Ordnung". — Am Grabe der englisch-französischen Dardanellenhoffnungen. — Im ersten Schmuck der Baumblüte. — Neues Leben aus Ruinen. — Ein modernes Vineta. — Die fürchterliche Statistik. — Dem Feinde entgegen. — Ein Blick auf Troja. — Des Göttervaters hoher Sitz. — Achilleus- und Patroklos-Erinnerungen. — Verdächtige Rauchfahnen. — In Eski-Hissarlik. — Ein einziger großer Friedhof. — Der Tod löscht alles aus. — Vom Geiste wahrer Kameradschaftlichkeit.)

Der 18. März 1915, an dem vor und in den Dardanellen die vereinigte englisch-französische Flottenmacht jenen schrecklichen Zusammenbruch erlitt, von dem sie sich bis zum Schlusse des Gallipoli-Abenteuers nicht mehr erholt hat, wird für immer in den Annalen der Flotten unserer Gegner als ein „schwarzer Tag erster Ordnung" verzeichnet sein. Es ist der Tag, der die Uneinnehmbarkeit der Dardanellen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit dartat und der unseres großen Moltke in seinen türkischen Reisebriefen 1836 niedergeschriebenen Satz bestätigte: „Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgendeine Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinaufzusegeln." — Wir können heute mit Stolz hinzufügen: auch die englische Flotte nicht! Denn mit ihrer ungeheuren Überlegenheit mußte man selbst an den Dardanellen rechnen, und daß sie ihren Seeruhm hier unten so kläglich einbüßen mußte, das erfüllt den mit doppelter Freude, dem es wie mir vergönnt war, unmittelbar am Grabe der englisch-französischen Dardanellenhoffnungen zu weilen.

In früher Morgenstunde hatte uns Exzellenz Merten

mit seinem Stabe an die Landungsbrücke von Tschanak-Kalé geleitet, wo das Stationsboot zu einer Fahrt über den englisch-französischen Flottenfriedhof und nach Sedd-ul-Bahr bereit lag. Die Sonne meinte es wieder gut mit uns, und in rascher Fahrt ging es über die spiegelglatte See und weiter hart an dem jenseitigen Ufer entlang, wo wir zunächst den Anblick des idyllischen Kilid-ul-Bahr genossen. Es liegt im ersten Schmuck der Baumblüte, einem alten thüringischen Raubschloß gleich, mit seinem hohen, alten Turm inmitten der halbzerschossenen Umfassungsmauer da. Man denkt unwillkürlich an die Rudelsburg und Saaleck, allein die endlosen Kamel-Karawanen, die den Ort durchziehen, die plumpen, schweren Transportwagen mit den eigenartigen Holzscheibenrädern und den schwarzen anatolischen Wasserbüffeln als Bespannung verraten die fremde Welt, in der wir uns befinden. Von den Bastionen der umliegenden Befestigungen lugen schwarzbraune Askeri herab. Langsam haben sich schon wieder einige frühere Einwohner der schönen, alten, nun fast ganz zerschossenen Stadt eingefunden, und versuchen mit Hacke, Spaten, Säge und Beil neues Leben aus Ruinen zu erwecken.

Mit aller nur denkbaren Vorsicht wird unser Boot gesteuert. Fahren wir doch unausgesetzt in der Minenzone, die auch jetzt noch, obwohl kein Feind mehr die Einfahrt wagen wird, den Weg durch die Meerenge sperrt. Eine einzige kleine Abweichung — und wir teilen das Schicksal der feindlichen Panzer, Torpedoboote, Transportschiffe und U-Boote, die gerade unter uns im Sande der Dardanellenfurt für immer ruhen. So kristallklar erscheint das Fahrwasser der Meerenge an diesem lichten Frühlingsmorgen, daß man meinen möchte, wenigstens die Spitzen der Masten oder die Türme der Panzer zu erblicken. Aber bei 46 m mittlerer Tiefe des Hellespont,

die an der tiefſten Stelle ſogar 400 m beträgt, kann man das moderne Vineta da unten nimmermehr erkennen. Und es iſt vielleicht auch beſſer ſo.

Nach den Schlachtenberichten des Kaiſerlich Osmaniſchen Hauptquartiers, die durch die offiziellen Angaben der engliſchen Admiralität in der Zwiſchenzeit im weſentlichen beſtätigt worden ſind, ruhen auf dem engliſch-franzöſiſchen Flottenfriedhof, über den wir in dieſem Augenblicke hinweggleiten, nicht weniger denn ſieben große Panzerſchiffe, und zwar von engliſcher Seite der „Triumph" mit 12000 Tonnen, der „Goliath" und „Ocean" mit je 13150 Tonnen, „Majeſtic" mit 15150 Tonnen und „Irreſiſtible" mit 15250 Tonnen, von franzöſiſcher Seite „Gaulois" mit 11300 Tonnen und „Bouvet" mit 12000 Tonnen. Dazu kommen ſechs Torpedoboote, acht U-Boote, ein Torpedojäger und ſieben verſchiedene Transportſchiffe, die in der Dardanellenſtraße ſelbſt ruhen, während vor deren Ausfahrt ein breiter Kranz von durch unſere U-Boote verſenkten, ſowie durch das Feuer der türkiſchen Küſtenbatterien vernichteten Schiffe ſich ausbreitet. Dazu kommen die engliſch-franzöſiſchen Schiffsverluſte im Golf von Saros, in den Häfen von Tenedos und Imbros, ſowie die noch unbekannten Verluſte von Kriegs- und Transportſchiffen, die für die Dardanellenfront beſtimmt waren, und dort, ſowie unterwegs zu Schaden gekommen oder untergegangen ſind.

Die ſtarke Oberflächenſtrömung in der Meerenge, zu der ein Unterſtrom in entgegengeſetzter Richtung mit einer Geſchwindigkeit verläuft, die gerade hier bis auf acht Kilometer in der Stunde anſteigt, und die ſchon manchen Schiffen in den Dardanellen gefährlich wurde, dürfte im Laufe der Jahre ſtarke Veränderungen in dem grauſigen Bilde da unten nach ſich ziehen.

Auch unſer Boot kämpft hart gegen das gurgelnde, brauſende und ziſchende Waſſer an, das einſt Xerxes peitſchen ließ, weil es dem Übergang ſeiner Heere über den Hellespont ſo große Schwierigkeiten entgegenſtellte. Alles was von den Mitfahrenden nautiſche Kenntniſſe und ein gutes Fernglas beſitzt, ſteht mit auf der Kommandobrücke und blickt ſcharf voraus. Denn wir fahren ja dem Feinde direkt entgegen.

Drüben in den Buchten von Tenedos und Imbros liegt noch immer ein großer Teil des engliſch-franzöſiſchen Geſchwaders, deſſen Granaten ſo grauſige Verwüſtungen auf Gallipoli angerichtet haben, darunter die Rieſenſchiffe der „Agamemnon" und die „Juno", eine ganze Flottille von Torpedobooten, mehrere U-Boote und die ganz neuartigen Monitoren, die mit Geſchützen der verſchiedenſten Kaliber beſtückt und jedesmal mit zur Stelle ſind, wenn einer der großen Panzer eine Beſchießung Gallipolis oder der Dardanelleneinfahrt unternimmt. Und ſolche finden, wie ja auch aus den Tagesberichten der türkiſchen Heeresleitung hervorgeht, noch faſt täglich in wechſelnder Stärke ſtatt.

Allmählich erweitert ſich die Meerenge. Wir bleiben an der europäiſchen Seite und blicken ſtill und verſonnen hinüber nach dem aſiatiſchen Ufer. Dort zeigt ſich das feſte Fort Kum-Kalé, das in den März-Kämpfen des vorigen Jahres den Angriffen der Gegner widerſtand und von wo aus ſchließlich den Gegnern der weitere Aufenthalt auf der Troja-Halbinſel unmöglich gemacht wurde. Wir ſehen auch den Skamander, der, aus der trojaniſchen Ebene herabkommend, in ewig wechſelnden Mündungen dem Meere zufließt. In homeriſcher Zeit trennte er das griechiſche Lager von dem der Trojaner. Fünf Kilometer landeinwärts erhebt ſich auf einem Höhenrücken, in der

blauen Ferne weithin sichtbar, der graue Schutthügel, der einst das stolze Troja war. Dort liegt auch, weiter nach Süden zu, die Besika-Bucht, in der die Schiffe der Griechen während der Kämpfe um Troja gelegen haben sollen.

Und gleich hinter Troja steigt der Berg Ida an, des Göttervaters Zeus hoher Sitz. In den nächsten Tagen werde ich auf der Burg des Priamos stehen, und mit Sehnsucht, aber auch mit Neugier blicke ich hinüber zu den beiden mächtigen Grabhügeln, die den Tumulus des Achilleus und des Patroklos bilden. Denn sie haben, wie mir einer unserer militärischen Begleiter mitteilt, während der Dardanellenbeschießungen nicht nur ihre historische, sondern auch ihre ganz moderne strategische Bedeutung gehabt. Über dreitausend Jahre nach jener Zeit, da Achilleus die Leiche Hektors um die Mauern Trojas schleifte, um bald darauf selbst an dem Pfeilschuß in seine Ferse zu enden, standen auf den Grabhügeln der beiden homerischen Helden Marine-Offiziere am Scherenfernrohr, um ein weit gigantischeres Völkerringen als das um Ilion zu verfolgen. Vielleicht darf man die Hoffnung hegen, daß die deutsche Schule in Zukunft unseren Kindern mehr von dem erzählen wird, was sich 1915 an der Skamander-Mündung zutrug, als von dem, was zu homerischer Zeit sich dort ereignet hat.

Am europäischen Ufer ist inzwischen Eski-Hissarlik sichtbar geworden, wo die Engländer und Franzosen ebenfalls im April 1915 landeten und hier wie in der daneben liegenden Morto-Bucht und an dem südlichen Ausläufer Gallipolis — Sedd-ul-Bahr — drei gewaltige Heerlager errichteten.

Es war die Absicht unseres Schiffskommandanten, uns unmittelbar nach Sedd-ul-Bahr zu bringen, wo die Engländer und Franzosen einen famosen künstlichen Hafen

durch Zusammenlegung mehrerer Transportdampfer und eines alten Linienschiffes geschaffen haben. Allein am Horizont zeigen sich bereits verdächtige Rauchfahnen, und bald erkennen wir auch mit dem bloßen Auge den „Agamemnon" und die „Juno", die in hoher Fahrt näherkommen und von mehreren Torpedobooten, Zerstörern und einem Unterseeboot begleitet sind. Gleichzeitig erscheinen zu unseren Rechten ein englischer Doppel- und ein französischer Eindecker. Mit voller Kraft läßt daher der Kommandant unser nur mit einigen kleinen Geschützen ausgestattetes Boot scharf um die Felsennase von Eski-Hissarlik biegen und an der halbzerstörten englisch-französischen Landungsbrücke anlegen. — Gleich am Ufer fesselt uns nach dem Aussteigen ein sonderbares, tiefbewegendes Bild. Die Höhe am Strande ist ein einziger großer Friedhof. In langen Reihen, militärisch ausgerichtet, ziehen sich die Gräberhügel von etwa tausend Franzosen hin. Ein mächtiges Drahtgitter umschließt den letzten Ruheplatz der Unglücklichen, die in dem rauhen, unwirtlichen Bergland von Gallipoli für des fernen Frankreichs Gloire und des Britenreiches Ruhm ihr Leben lassen mußten.

Noch hält der Seesand auf den Hügeln den Stürmen Stand, noch stehen die Kreuze mit den Inschriften, die ihnen die Kameraden gaben, aufrecht. Und was unsere Bundesgenossen betrifft, so haben sie die letzte Ruhestätte ihrer einstigen Gegner bereits in gute Pflege genommen. Hat doch der Kriegsminister Enver Pascha selbst bei einer Besichtigung der Friedhöfe von Gallipoli dieser Tage erst noch angeordnet, daß kein Kreuz und Leichenstein auf den Gräbern der Gegner angerührt werden dürfe. Der Tod löscht alles aus. Auch den wilden Zorn derer, denen die Argonautenfahrt der unter der Trikolore und dem Union Jack hierhergekommenen fremden Eroberer galt.

Die Meereswellen schlagen leise an den Strand und bringen den Toten Grüße von ihren Kameraden, die da unten auf dem großen französisch-englischen Flottenfriedhof den ewigen Schlaf schlafen. — Mit uns wandern einige türkische Soldaten schweigend von einer Grabstätte zur andern und zeigen uns besonders bemerkenswerte Hügel. Hügel, unter denen ausschließlich Soldaten der französischen Landungsarmee ruhen. Denn die Engländer sondern sich wie im Leben so auch im Tode noch von ihren Hilfsvölkern ab. Sie haben ihre Toten weiter oben auf einem eigenen englischen Friedhof beigesetzt. Und Franzosen und Engländer wiederum wollten nicht mit ihren farbigen Truppen zusammen schlafen, sondern haben für diese ebenfalls besondere Friedhöfe angelegt. Es geht doch nichts über den Geist wahrer Kameradschaftlichkeit bei unseren Gegnern. Nur daß auch trotzdem in alle Ewigkeit die Senegalneger und Turkos dem Franzosen ebenso an den Rockschößen hängen bleiben werden, wie den Engländern ihre farbigen Bundesgenossen in diesem Weltkriege.

In Sarrails Hauptquartier

(Kreuzinschriften. — Keine Franzosen. — Dank vom Hause Frankreich. — Die gewaltige Beute der Türken. — Für ein Phantom. — Die stolzesten Regimenter. — Briefe, die sie nicht erreichten! — In den kühlen Wellen des Hellespont. — Ein türkischer Feuerüberfall. — Fliegerbomben. — In Sedd-ul-Bahr. — Ein fester Schutz in altem Gemäuer. — Uralte Sageninseln. — Ganz wie daheim. — Der „Agamemnon" feuert. — In den sichern Unterstand.)

Von der nachdenklichen Wanderung über den französischen Strand-Friedhof von Eski-Hissarik habe ich einige der Kreuzinschriften auf den Gräbern mitgebracht, die

Auf Gallipoli

Wanderung zu den türkiſchen Unterſtänden. Im Hintergrunde die Troashalbinſel

Die Heldengräber von Hamidié

(Kreuz und Halbmond vereint)

Am Bosporus

Die Enge zwiſchen Rumeli- und Anadolu-Hiſſar mit den Schlöſſern

Am Bosporus

Anſicht von Beyler-Bey. Links Anadolu-Hiſſars Türme

ich in der Reihenfolge meiner Aufzeichnungen nachstehend wiedergebe: „Ci-gît Hilaire Henri, 4.e Zouaver 9.e Co. Mort au Champ D'Honneur. Le 2 Juin 1915. — Heim Leib, 1.er R. M. D. Legion Etrangere. — James Masselot, 8.e Artillerie, 31. Batt. — Theissen Joseph, Caporal Legion Etrangere. — Ici repose Fargues Louis. Mort glorieusement le 16 Mai 1915. A l'Age de 20 ans." — Ein weiterer Grabhügel, der mit einem Kranz aus gelben Blumen geschmückt und von leeren Granatenhülsen umstellt ist, während am Kreuz der Tschako hängt, trägt die Inschrift: „Au Lieut. Moracchini. Mort pour la France!"

Mein Blick bleibt lange an dem Kreuz des Caporals Joseph Teissen haften. Er und sein Todesgenosse Heim Leib sind sicher keine Franzosen gewesen, sondern ein paar jener Unseligen, die durch irgendwelche widrigen Lebensumstände der Fremdenlegion verfielen und hier nun an den Küsten von Gallipoli eingescharrt worden sind, ohne daß man es auch nur für nötig gehalten hat, ihnen, wie doch fast allen anderen, irgendeine nähere Personalangabe oder ein Gedächtniswort zu widmen. — Dank vom Hause Frankreich! — An einigen weiteren Grabkreuzen sehe ich verwaschene und vom Seewind schon halb zerfetzte Trauerbänder in den Farben der Trikolore, und auf einem Massengrabe schließlich einige jener gewaltigen Steinkugeln, mit denen die alten türkischen Geschütze geladen zu werden pflegten. Ein hübsches, massives Steintor mit schöngeschnitztem Holzgitter schließt den Friedhof ab. Er trägt die Inschrift: „1.e Cimetière D'Eski Hissarlik."

Durch einen Hohlweg, in dem türkische Soldaten noch mit Aufräumungsarbeiten beschäftigt sind, steigen wir hinauf zu einem breiten Platze, auf dem die gewaltige Beute der Türken von Eski-Hissarlik übersichtlich auf-

gestapelt ist. Ein mächtiges französisches Schiffsgeschütz fesselt hier vor allem unsere Aufmerksamkeit. Unsere nächste Station ist die Morto-Bucht. Hier hausten die Engländer, bis sie unsere vermehrte Munitionszufuhr und die gesteigerte Angriffslust an einem Gelingen des Gallipoli-Abenteuers endgültig verzweifeln ließ. Man kann wohl sagen, daß in dieser zugleich grotesken und schauerlichen Felsenbucht die Blüte der englischen Truppen für ein Phantom ihr Leben hat lassen müssen.

Auch hier fällt der Blick zunächst auf den gewaltigen Soldatenfriedhof, der an der aussichtsreichsten Stelle der Bucht, mit der Front nach dem ewigen Meere zu, angelegt worden ist. Er bietet ebenso wie der französische Friedhof von Eski-Hissarlik über tausend Offizieren und Mannschaften die letzte Ruhestatt. In langen Reihen schlummern die Angehörigen der stolzesten Regimenter Old-Englands: die King's Own Scottish Borderers, die Royal Fusiliers, die Dublin-Schützen, die Munster-Fusiliers, die Leute des Hampshire- und des Staffordshire-Regiments, die South Wales Borderers und das Australian—New-Zeeland Army-Corps, abgekürzt das „Anzak"-Detachement genannt, auf das vor allem Lord Kitchener so große Hoffnungen gesetzt hatte. Hier sind die Grabinschriften kurz und bündig gehalten, oft sogar von einem gewissen Galgenhumor diktiert. Die weitaus meisten Inschriften lauten einfach: „Killed" (getötet) am so und so vielten! Auch hier sind Granatenhülsen zum Schmucke der Grabhügel benutzt. Auch den Rand dieses Friedhofes bespült die unendliche See, über die seine Toten einst in fröhlicher Unbekümmertheit aus dem fernen England und Schottland und aus dem noch viel ferneren Australien und Neu-Seeland herübergekommen waren, um hier ein frühes und ruhmloses Ende zu finden.

Zu Tausenden treffen noch heute auf der amerikanischen Botschaft in Konstantinopel Briefe von Eltern, Geschwistern, Frauen und Bräuten dieser Unglücklichen ein, die immer noch die Hoffnung hegen, daß der eine oder andere am Leben geblieben sein könnte. Vergebliche Hoffnung! Verschwindend gering ist die Zahl der Überlebenden des fürchterlichen Schlachtengetümmels, das in den letzten Monaten auf Gallipoli und besonders an den Küsten der Halbinsel getobt hat, und das sich als eins der blutigsten und verlustreichsten Ringen in der Weltgeschichte darstellt.

Wieviele Tausende außer den hier Bestatteten noch in den verschütteten Schützengräben und Unterständen modern mögen, wieviele bei den zahllosen Aus- und Einbootungskatastrophen der französisch-englischen Flotte an den verschiedenen Landungsplätzen ihr Grab in den kühlen Wellen des Hellespont und des Meeres gefunden haben, wird wohl niemals ganz genau festgestellt werden.

Aus den eigenen Berichten Sir John Hamiltons her wissen wir, daß man wiederholt Transportschiffe mitsamt ihrer unter Deck befindlichen Menschenfracht auf den Strand laufen ließ und dann aus den Leichtern schleunigst Schiffsbrücken zusammenzimmerte, worauf die Landung vor sich gehen sollte. Aber entweder machte ein türkischer Feuerüberfall tausend und mehr Mann in wenigen Minuten nieder, oder die Schiffsbrücken gaben der Strömung nach. Und die, welche den Kugeln der Gegner entgangen waren, ertranken elendiglich, wenn sie zum Ufer zu schwimmen trachteten, von der schweren Ausrüstung in die Tiefe gezogen. Auch warf die hochgehende See vielfach die Pontons um, und so gingen die Verluste allein bei solchen Landungsmanövern wiederholt in die Tausende.

Die Morto-Bucht ist fast der einzige Küstenstrich Galli-

polis, auf dem sich ein etwas stärkerer Baumwuchs befindet. Zu Füßen eines etwa 200 Meter hohen kahlen Kalkhügels hatten die Engländer inmitten eines kleinen Wäldchens ihr Quartier aufgeschlagen. Überall sprudeln artesische Brunnen, und die besonders gute Ausführung der Unterstände und Zeltlager läßt deutlich erkennen, wie bequem es sich die Engländer unter den obwaltenden Umständen zu machen versucht hatten.

Wir traten gerade aus diesem Wäldchen heraus, als uns ein mächtiges Brausen in der Luft veranlaßte emporzublicken. Ein englischer Doppeldecker zog über uns dahin, und wenige Augenblicke später rief der Herzog, der mit seinem Fernglase den Flug des Piloten verfolgte: „Eben hat er ein paar Bomben abgeworfen!" Wir wollten bezweifeln, daß man bei der weiten Entfernung des Fliegers von unserem Standort den Abwurf von Bomben überhaupt feststellen könne, als auch schon von Eski-Hissarlik her ein Knall hörbar wurde. Wie wir später erfuhren, hatte der Flieger tatsächlich drei Bomben abgeworfen und zwar in der Richtung auf unser Dampfboot. Eine war auf den Strand gefallen, die beiden andern ins Wasser. Glücklicherweise war niemand getroffen. Doch schon nahte ein zweiter Flieger, ein Eindecker. Oberleutnant Boltz mahnte zur Eile: „Es ist gleich 12 Uhr," sagte er, „und die Herren sind pünktlich. Fast auf den Glokkenschlag zwölf beginnen die Schiffe zu schießen, und die Flieger geben ihnen Richtung und Ziel an. Wer weiß, auf wen es heute abgesehen ist?!" Also kletterten wir schnell die kleine Anhöhe nach Sedd-ul-Bahr hinauf, die mit blühenden Mandelbäumen dicht bestanden ist, während unter dem Graugrün eines kleinen Olivenwäldchens mehrere verlassene englische Schützengräben und ein hübsches Zeltlager mit bombensicheren Unterständen sichtbar wer-

den. Die von dem englisch-französischen Landungskorps neuangelegte Fahrstraße, neben der auch eine Feldbahn dahinläuft, durchschneidet hier rücksichtslos einen alten türkischen Friedhof, dessen ehrwürdige Zypressen und Pinien wie klagend über diesen Frevel ihre langsam verdorrenden Äste in den heißen Mittagshimmel recken.

Am Eingangstor der Festungswerke von Sedd-ul-Bahr empfängt uns ihr Kommandant, Hauptmann Herrschel. Er zeigt uns zunächst die mannigfaltigen Zerstörungen, die englische Schiffsgeschütze an dem uralten Dardanellenschloß verursacht haben. Sedd-ul-Bahr, zu deutsch: „Damm des Meeres", ist 1659, ebenfalls zum Schutze der Dardanellen-Einfahrt, gleich Kum-Kalé, drüben auf dem asiatischen Ufer, erbaut, und durch die Batterien von Ak-Tabia und Ertogrul in neuerer Zeit verstärkt worden. Im Kriege gegen Italien haben die beiden Schlösser und die zugehörigen Batterien mit ihren gewaltigen Kruppgeschützen am 18. April 1912 den Vorstoß einer italienischen Flotten-Abteilung zurückgewiesen.

Auch in diesem Weltkriege hat sich die alte Festung brav gehalten, und deshalb gingen auch die Engländer und Franzosen bei dem großen Landungsmanöver am 26. April 1915 zunächst gegen das etwas weiter westlich gelegene Kap Helles, das sich an der Stelle der antiken Mastusia Akra erhebt, vor. Das Kap wird im Norden von dem 70 m hohen Teke-Burnu flankiert, dessen Klippen bei der Ausschiffung einen guten Schutz boten. Schnell wurde auch ein Brückenkopf geschlagen und vor Sedd-ul-Bahr selbst ein englischer Transportdampfer zum Auflaufen gebracht. In der Folge legte man noch ein altes Linienschiff und einen anderen Transportdampfer daneben und schuf so einen künstlichen Hafen für Sedd-ul-Bahr, der noch heute vorhanden ist. In dem alten

Gemäuer von Sedd-ul-Bahr, das selbst den furchtbar wirkenden 38-cm-Granaten der „Queen Elizabeth" bemerkenswerten Widerstand entgegengesetzt hat, nistete sich alsdann General Sarrail mit seinem Hauptquartier ein.

Die teilweise ganz veralteten türkischen Geschütze wurden durch Dynamit-Sprengungen zerstört. Ihre ungeheuren Metallbrocken liegen heute überall auf dem weiten Schloßhofe umher. Aber der gewaltige, viereckige Wachtturm, der allen Seefahrern beim Ansteuern der Dardanellenstraße schon von weither sichtbar war, trotzt auch jetzt noch, mit einem gewichtigen Volltreffer im Leibe, allen Stürmen, auch denen dieses Weltkrieges, und die alten Eulen in seinem Innern haben sich des Nachts gar viel zu erzählen von den ereignisreichen Tagen, da zu ihren Füßen der französische Generalissimus und sein Stab von einem baldigen Siegeszuge nach der Kaiserstadt am Bosporus träumte.

Herrlich ist der Blick von hier aus über das unendliche Meer, das in der Ferne von der Inselwelt der Ägäis begrenzt wird. Samothrake, Poseidons weißschimmernder Herrscherthron, überstrahlt auch hier wieder das zerklüftete Gestein der von Englands Söldlingen überschwemmten uralten Sagen-Inseln. Ich vertiefe mich so in den herrlichen Anblick, daß ich den Abmarsch des Herzogs mit seinem Gefolge gar nicht bemerke. Als ich endlich allein weiterwandere, fesseln mich auch noch einige Zeit hindurch die eigenartigen Unterstände der Franzosen, die sie einfach aus geschickt übereinander gestellten Munitionskisten auf dem Schloßhofe erbaut haben, und die heute fröhliche deutsche Soldateska bevölkert. Über einem besonders geräumigen Zimmer hängt noch die Inschrift: „Quartier General de Sarrail", und ein paar Kunstblätter aus galanten Pariser Zeitschriften lassen erkennen, daß sich hier

der heutige Beherrscher von Saloniki ganz wie daheim gefühlt haben mag, auch wenn es draußen donnerte und stürmte.

In dem Augenblick, als ich wieder aus dem Raum heraustrete, höre ich einen furchtbaren Knall, und eine mächtige Rauchwolke steigt hinter der höchsten Erhebung des Schloßberges empor. Zu meiner Linken durchschneidet in schneller Fahrt der Koloß der „Juno", von zwei Torpedobooten begleitet, die spiegelglatte Meeresfläche. Ich eile die Anhöhe hinauf und sehe in der Bucht von Kap Helles den „Agamemnon" feuern. An verschiedenen Drahtverhauen und Batteriestellungen vorüber will ich möglichst nahe ans Ufer eilen.

Doch da höre ich jemanden mit Stentorstimme hinter mir herrufen: „Heda, Sie, Effendi, wolln Se woll mal jleich in Deckung jehn?!" Ich drehe mich um und sehe hoch über mir in einem schmalen Laufgang das braungebrannte zornige Gesicht eines Kanoniers. Im nächsten Augenblick kracht es drüben abermals und eine schwere Schiffsgranate schlägt keine 200 m zu meiner Rechten in den dürren Ackerboden ein, der einer Fontäne gleich aufspritzt, während eine blau-schwarze Rauchwolke längere Zeit hindurch jede Aussicht nach Helles Burnu hinüber versperrt. Mit beflügeltem Schritt gehe ich zurück und drücke mich an der Schloßmauer entlang in einen der dort von dem englisch-französischen Landungskorps aus gewaltigen Stahlschilden eingebauten Unterstände, worauf ich mich langsam und vorsichtig durch dunkle Gänge und Schächte zu dem Herzog und seinem Gefolge zurücktaste. Der Türke mit dem Berliner Tonfall aber wetterte noch lange über den vorwitzigen Fremdling.

Im Granatenfeuer von Sedd-ul-Bahr

(Ein ungemütlicher Aufenthalt. — Am Scherenfernrohr. — Die Dreistigkeit der englischen Vettern. — Monitoren in der Ägäis. — Ein paar ordentliche Treffer. — Ein großer Aufwand nutzlos vertan. — In Teke-Burnu. — Wahnsinnige Materialverschwendung. — Der englische Sportskrieger. — Ein Blick aufs Meer. — Der Ausreißer aus Pankow. — Die Kriegsfahrten eines Vierzehnjährigen. — Immer stramm Dienst getan. — Aus der Jugendzeit. — Ein Gruß an Berlin. — Ja — wenn ...)

In einer Lunette von Sedd-ul-Bahr saß Herzog Adolf Friedrich mit den Herren seines Gefolges, als die ersten schweren Granaten der „Juno" in allernächster Nähe einschlugen. Der Aufenthalt dort war deshalb recht ungemütlich, obwohl die Ordonnanzen des Festungskommandanten Tische und Stühle in die warme Mittagssonne hinausgestellt hatten und in ihrer kleinen Küche unsere Konserven für das kriegsmäßige Mittagsmahl gewärmt wurden. Saßen wir doch auch noch inmitten eines großen Munitionslagers und konnten jeden Augenblick den freundlichen Besuch eines 38-cm-Kalibers erhalten. Außerdem war bei dem Höllenkonzert, das die Geschütze des nun ebenfalls in den Kampf eingreifenden „Agamemnon" sowie der Monitoren veranstalteten, kein Wort unserer Unterhaltung mehr zu verstehen. Bei jedem Abschuß glaubte man, daß die Festung selbst aus allen Batterien feuere. Aber dann durchzog ein feindliches Geschoß mit dem pfeifenden Geräusch eines die Bremsen freigebenden D-Zuges die stahlblaue Luft, während bei dem Aufschlagen und der Explosion der Granate die Teller und Gläser auf dem Tisch zu tanzen anfingen.

Also ertönte auch hier bald der Ruf: „Alle Mann

in Deckung!" Und wenige Augenblicke ſpäter ſaß die ganze Tafelrunde in einem engen, kühlen, halbdunklen Kellerloch auf meterlangen Blechdoſen, in denen friedlich die totbringenden Geſchoſſe für die Geſchütze von Sedd-ul-Bahr lagern ...

Auf meine Bitte hin führte mich nach dem Frühſtück einer der Herren Artillerieoffiziere an ein Scherenfernrohr auf der Höhe, und zum erſtenmal in dieſem Weltkriege genoß ich das erhabene Schauſpiel der Beſchießung einer Feſtung durch zwei der größten engliſchen Panzerſchiffe. Mit der ihnen eignen Dreiſtigkeit fuhren die engliſchen Vettern auf ihren in braunroten Pulverdampf gehüllten Panzerſchiffen und Monitoren in der Bucht von Helles-Burnu ein und aus. In monatelanger Vorarbeit haben ſie an beſtimmten Stellen Bojen feſtgemacht und können von dort aus faſt auf den Zentimeter genau beſtimmte Punkte der Halbinſel und durch indirektes Feuer ſogar ſolche in der Dardanellenſtraße unter Feuer nehmen.

Über dem maleriſchen Eindruck des Bombardements vergaß ich faſt ſeine Schattenſeiten. Erſt als ein paar Verwundete in das Lazarett der Feſte eingeliefert wurden, mahnte mich das wieder an die rauhe Wirklichkeit.

Während der ganzen Dauer der Beſchießung eilten die Torpedoboote und das Unterſeeboot wie getreue Pudel zwiſchen den Panzern hin und her, um etwaigen deutſchen und türkiſchen Unterſeebooten jede Möglichkeit einer Annäherung zu nehmen. Intereſſant war vor allem die Arbeit der Monitoren. Sie haben nichts von der ſchlanken Lebhaftigkeit etwa der bekannten Donau-Monitoren an ſich, die ich bei der erſten Beſchießung Belgrads in den letzten Julitagen 1914 in Tätigkeit ſah, und die auch bei dem Donauübergang vor Semendria und Orſowa ſo gute Dienſte geleiſtet haben. Die engliſchen Monitoren in der

Agäis sind hohe, plumpe Ungetüme mit einem vollkommen flachen Deck und bewegen sich sehr langsam und schwerfällig vorwärts. Gespannt stehen die türkischen Kanoniere zu unseren Häupten, und ich hätte wohl etwas darum gegeben, wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, dem guten, dicken „Agamemnon" und der ebenso unförmigen „Juno", die hier beide durchaus nicht den harmlosen Eindruck wie bei einer Aufführung von Offenbachs „Schöner Helena" auf den Reinhardt-Bühnen machen, ein paar ordentliche Treffer hinüberzusenden.

Nahezu zwei Stunden überschütteten die Schiffsgeschütze da draußen die Südspitze von Gallipoli mit einem wahren Eisenhagel, aber der Effekt — ein zerschossener Unterstand und zwei Leichtverwundete — erschien mir doch etwas sehr gering im Verhältnis zu dem großen Aufwand, der hier nutzlos vertan wurde. Während der ganzen Zeit standen ein englischer und ein französischer Flieger, ersterer mit dem sehr leichten und schnell ansteigenden Avro-Doppeldecker ausgerüstet, fast unbeweglich hoch in den Lüften, nur von Zeit zu Zeit eine große Schwenkung machend, wenn aus unseren Stellungen ein Schrapnell zu ihnen emporstieg.

Die ganze Schießerei der Engländer dient natürlich nur dem Zwecke, die Dardanelleneinfahrt nach wie vor zu blockieren und gleichzeitig möglichst viele Geschütze auf Gallipoli und an den Dardanellen-Befestigungen festzuhalten.

Sobald das Bombardement nachgelassen hatte, wanderten wir durch das zerschossene Dorf Sedd-ul-Bahr und hinüber nach dem vielgenannten Teke Burnu. Auch hier ein Ort des Grauens und der Verwüstung. Ein großer Offiziersfriedhof der Franzosen zeigt, daß gerade bei den Landungen an der Südspitze die Verluste Frankreichs an

Offizieren außerordentlich große gewesen sind, und mein Führer murmelte heftige Verwünschungen gegen die Engländer, die sich hier wie überall die sichersten Plätze ausgesucht hatten, während die Franzosen gerade an den gefährlichsten Stellen postiert wurden. Ich konnte ihm bestätigen, daß ich an der Westfront dieselben Beobachtungen gemacht habe.

Auch hier ist eine wahnsinnige Materialverschwendung bei der eiligen Einbootung und Flucht der Landungs-Armee getrieben worden. Man schätzt die noch vorhandenen Werte auf dreißig bis vierzig Millionen Mark. Die englischen Offizierswohnungen, die auch hier terassenförmig in die Felsenwände eingebaut sind, atmen noch heute jenen behäbigen Komfort, den sich der englische Sportskrieger auch in der weltverlassensten Einöde nicht abgehen läßt, unter Umständen auch auf Kosten seiner eigenen Bundesgenossen, die, wie die Franzosen hier, derweil in schmutzigen Erdhöhlen hausen mußten. Ein großes Offizierskasino, zu dem behauene Steintreppen hinaufführen und von dem aus der Blick auf das Meer und die ägäischen Inseln bezaubernd schön ist, zeugt ebenfalls von der Lebenskunst der Herrschaften jenseits des Kanals.

Nach unserer Rückkehr steht auf dem Schloßhof von Sedd-ul-Bahr für die Herren, die den weiteren Weg zu Pferde machen wollen, ein Rudel Gäule bereit, während für die anderen ein bequemer englischer Jagdwagen mit zwei großen schwarzen Maultieren als Bespannung vorgefahren ist. Auf einem der Pferdchen sitzt ein rundes rosiges Kerlchen. Trotz der türkischen Uniform und des vorschriftsmäßigen „Kavalak" (einem von Enver Pascha vorgeschriebenen und den englischen Tropenhelmen nachgebildeten Kalpak) auf dem Haupte, scheint mir der Junge durchaus nicht aus Anatolien oder gar noch weiter aus

dem Hinterlande zu ſtammen. Auch kann er kaum älter denn fünfzehn Jahre ſein.

„Hallo," rufe ich ihm zu, „du biſt doch kein Türke?"

„Zu Befehl, nein, Effendi," erwiderte er, „ich bin der Schüler Willi K . . . aus Pankow bei Berlin."

„Wie kommſt du denn hier her?"

„Zu Befehl, als der Krieg losjing, bin ick ausjerückt."

„Wie alt warſt du denn damals?"

„Dreizehn und ein halb Jahr!"

„Und wiſſen deine Eltern, daß du hier biſt?"

Ein bitterer und trotziger Zug tritt in das Geſicht des Frühreifen. „Ich habe keine Eltern mehr, Effendi. Mein Vater is dot und meine Mutter is ihm davonjelaufen."

„Biſt du von allem Anfang an hier unten geweſen?"

„Nein, zuerſt war ich in Oſtpreußen, habe Neidenburg, Ortelsburg, Lyck und die Maſurenſchlacht mitjemacht; dann bin ick mit nach Ruſſiſch-Polen hineingejangen, war in den Karpathen und machte den Durchbruch von Gorlice mit. Später kam ich mit Typhus ins Lazarett in Miskolsz in Ungarn und ſollte von da aus über Budapeſt nach Berlin zurückjeſchickt werden. Aber als ich auf dem Oſtbahnhof in Budapeſt ſtand, fuhren gerade einige deutſche Marinemannſchaften nach Konſtantinopel durch, na un die nahmen mir denn, weil ick ſie ſchön bat, mit. So bin ick hierher jekommen!"

„Und haſt du hier tüchtig zu tun gehabt?"

„Zu Befehl, Effendi, immer ſtramm Dienſt jetan. Jck kann mindeſtens ſo ſchießen wie die Türken und ſoll jetzt zum Unteroffizier befördert werden."

„Verſtehſt du denn die Sprache?"

„Zu Befehl, was man ſo braucht, is alles da. Jck kann ooch en bisken ruſſiſch, polniſch, ungariſch und verſuche es jetzt nebenbei mit franzöſiſch un engliſch."

Eine heiße Erinnerungswelle ſchlägt in mir auf. Kannte ich nicht einen recht gut, dem die Eltern früh wegſtarben und der gleich dieſem Knaben da oben auf dem flinken Gaul Träume und Sehnſüchte nach Freiheit, Ungebundenheit und Kämpfen hatte, Träume und Sehnſüchte, die hinter den hohen Mauern eines Waiſenhauſes niemals Wirklichkeit werden konnten, während dieſer da kurz entſchloſſen alle Brücken hinter ſich verbrannte und ſo ein großes Stück in der Welt voran kam.

Ich ſehe ihm feſt in die blauen Augen. „Kann man denn hier draußen auch treu und ehrlich bleiben?“

„Zu Befehl, Effendi, ick habe mir immer feſte zuſammenjenommen un meine Vorgeſetzten wollen mir ooch jar nich mehr fortlaſſen.“

Ich reiche dem braunen Jungen zum Abſchied die Hand und frage ihn, um meine Bewegung zu verbergen: „Na, wie iſt es? Soll ich Berlin grüßen?“

„Ach ja,“ ſagt er, „nu ſind es doch ſchon bald zwei Jahre, daß ich fort bin. Ja — wenn meine Mutter anders geweſen wäre . . .!“

Und dann gibt er dem Gaul die Sporen und reitet, ſtramm ſalutierend, wie der Wind dem Herzog und ſeinem Gefolge als Pferdewärter nach, während ich zu dem Adjutanten des Herzogs von Sachſen-Meiningen, Herrn von Brandenſtein, unſerem lieben Torpedoboots-Kommandanten und dem Kriegsmaler Heims in den Jagdwagen ſteige.

(„Bockige Luder". — In einer Schiffschaukel. — An den Toren von Krithia. — Mit Messer und Dolch. — Bis auf drei Meter. — Viel edles Blut. — Zu neuen Taten. — Historisch denkwürdiges Gelände. — Die Siegesdepesche von Verdun. — Die Laute an der Wand. — In einer wilden Sturmwolke. — Bittere Verzweiflung. — Eine grausige Nordseenacht. — Nach Konstantinopel zurück. — Ein Gruß vom U-Boot. — Der scheidende Herzog.)

Der schlanke, blonde deutsche Unteroffizier, der unseren Wagen führt, erzählt uns, daß sein Vorgesetzter, der Oberleutnant Boltz, die beiden Maultiere den aus der Mortobucht fliehenden Engländern noch glücklich abgejagt habe, ehe sie die Tiere erschießen konnten. Er bezeichnete sie aber als „bockige Luder" und hatte eine schwere Arbeit mit den beiden, die jeden Schlag mit der Peitsche mit Ausschlagen nach hinten und wilden Sprüngen quittierten. Dabei ging unser Weg die vollständig zerschossene, von Laufgräben durchzogene und mit Drahtverhauen wirr verstellte Heeresstraße über Krithia und den Eltschi-Tepé, die höchste Erhebung von Gallipoli, entlang. Wir saßen wie in einer Schiffschaukel und mehr als einmal drohte der Wagen umzuschlagen.

Monate hindurch haben die englisch-französischen Truppen von Sedd-ul-Bahr her versucht, nach Krithia und darüber hinaus vorzudringen, um sich mit den Landungsabteilungen von Ari-Burnu und Anaforta zu vereinigen. Vom Ägäischen Meer aus übersäten die Geschütze ihrer Flotte und vom Lande her ihre schwere Artillerie, Feldartillerie und die Maschinengewehre das Gelände, das infolge seiner vielen Schluchten und Täler den Türken, die durch unsere Offiziere und Mannschaften zu geschickteſter Ausnutzung jeder Geländefalte angehalten wurden,

eine vorzügliche Deckung bot. Vergebens trieben die Engländer und Franzoſen ihre Schützengräben faſt bis an die Tore von Krithia vor. Unüberwindliche Drahthinderniſſe, umfangreiche Geländeſprengungen und ſchließlich ein fürchterlicher Nahkampf von Mann zu Mann, bei dem die Türken Meſſer und Dolch nicht ſparten, machten alle Anſtrengungen der Gegner zunichte. Zwiſchen Sedd-ul-Bahr und Krithia gab es denn auch die letzten und ſchwerſten Kämpfe, und ein ſchauerliches Leichenfeld dehnt ſich auch hier inmitten der durch den fürchterlichen Stellungskrieg künſtlich geſchaffenen Einöde aus.

Alles, was wir bisher auf Gallipoli an Granatlöchern, Sprengtrichtern, Minengängen, Schützengräben und Unterſtänden geſehen hatten, wird weit übertroffen von dem, was das Gelände zwiſchen Sedd-ul-Bahr und Krithia bietet. Bis auf drei Meter haben ſich hier Freund und Feind ſtellenweiſe gegenübergelegen und auch die furchtbarſte Einbildungskraft kann ſich nicht annähernd einen Begriff von der Unzahl von Gräben und Sappen, von Granattrichtern und Sprenglöchern machen, die den dürren Ackerboden vollſtändig zerfetzten. Es iſt, als ſei der Kriegsgott Mars mit einem ungeheuren Pfluge kreuz und quer durch das Gelände gezogen und habe das Oberſte zu unterſt gekehrt.

Welche Rieſenarbeit iſt hier von Freund und Feind geleiſtet worden, die bei nützlicher Anwendung die ganze Halbinſel Gallipoli zu einer der fruchtbarſten Landſchaften der Welt gemacht haben würde! Und wie viel edles Blut düngt doch dieſen zerſtampften und durchwühlten Boden! Der Stellungskrieg, der ſich hier bis zum 9. Januar dieſes Jahres hinein abgeſpielt hat, wird wohl niemals aus der Erinnerung ſeiner wenigen am Leben gebliebenen Teilnehmer verſchwinden. Denn er wurde beſonders unſern

deutschen Mitkämpfern noch durch allerlei widrige Umstände erschwert, und wir haben deshalb auch allen Anlaß ihrer treuen und aufopfernden Mitarbeit für immer zu gedenken. Hitze und Kälte, Hunger und Durst, Krankheiten und Munitionsmangel, — kurzum, alle Schrecken, die der Krieg in Kulturländern kaum noch kennt, haben hier an ihren Kräften genagt.

Und doch rüsten sie schon wieder zu neuen Taten, an denen einen wesentlichen Anteil zu nehmen auch dem Herzog Adolf Friedrich beschieden sein wird, der still für sich hin zu unserer Linken die türkischen Stellungen abreitet und im Geiste noch einmal an der Hand der ihm von einem Teilnehmer der Kämpfe gegebenen Erläuterungen die Schreckenstage von Krithia an seinem Geiste vorüberziehen läßt.

Große Scharen von Raben und Aasgeiern bevölkern heute das verödete Gelände, und nachts ertönt das heisere Geheul von Wölfen und Schakalen, die durch die Gräben schleichen. Vom Eltschi-Tepé aus genießen wir, wie von einer hohen, alles überragenden Warte, zum letzten Male im rötlich strahlenden Glanze der langsam hinter Tenedos versinkenden Abendsonne einen vollständigen Überblick über das von uns an diesem Tage durchschrittene und für alle Zeiten historisch denkwürdig gewordene Gelände.

Dann nimmt uns in der Abendkühle das tiefeingeschnittene Felsental des Soghanli auf, in dem es in wildromantischen Kehren abwärts geht und an dessen Ausmündung die Lichter unseres getreuen Dampfbootes blinken. Es führt uns geraden Weges die Dardanellenstraße hinauf nach Kilia Limán, von wo wir bei hellem Mondenschein und unter Sternengeflimmer nach Kilia-Tepé und der „Villa" unseres liebenswürdigen Führers, Ober-

Mackensen am Goldenen Horn

Die Feldmesse in der deutschen Botschaft. Neben dem Feldmarschall der deutsche Botschafter Graf Wolf Metternich

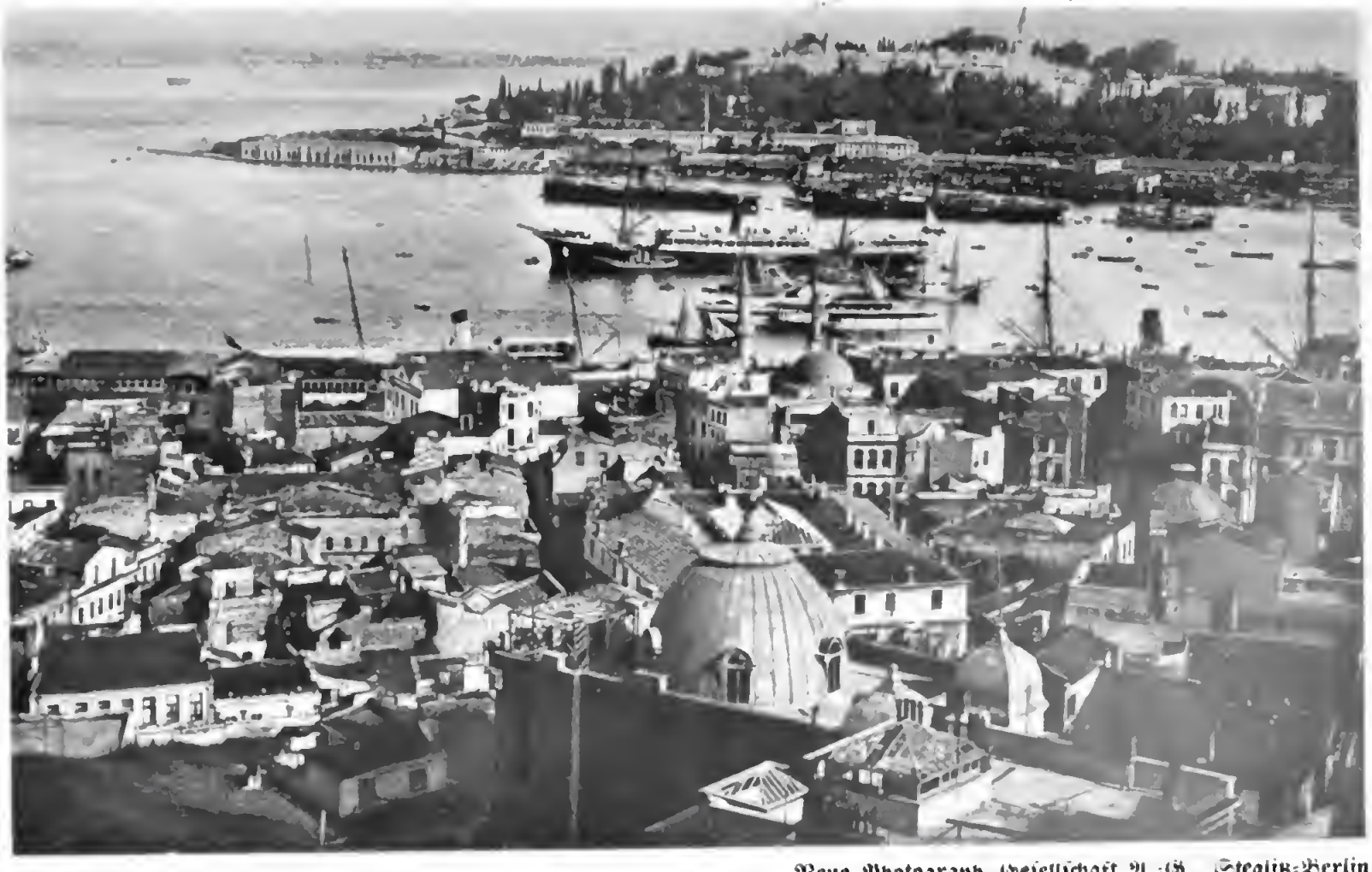
Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Konstantinopel

im Hintergrund der Serail, wo der Leichenzug von der Goltz' endete, und in dessen Garten die reußische Hofkapelle konzertierte

Mackensen am Goldenen Horn

Die Feldmesse in der deutschen Botschaft. Neben dem Feldmarschall der deutsche Botschafter Graf Wolf Metternich



Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Konstantinopel

im Hintergrund der Serail, wo der Leichenzug von der Goltz' endete, und in dessen Garten die reußische Hofkapelle konzertierte

leutnants Boltz, hinaufklettern. Eine behagliche Wärme schlägt uns entgegen. Die deutschen Ordonnanzen haben einen prächtigen Blumenschmuck und Girlanden rings um die Tafel gelegt. Auf dem Platze des Herzogs aber prangt die Siegesdepesche von Verdun. Und wie in den Unterständen in Flandern und Polen, in den Vogesen und am Isonzo, in Serbien und drüben im fernen Kut-el-Amara, so zieht in diesem Augenblick auch durch die kleine Hütte hoch über dem nachtdunklen Gewässer der Dardanellen ein Hauch jenes frohgemuten deutschen Geistes und der unerschütterlichen Zuversicht, der am Ende aller Dinge doch die Herrschaft in der Welt behalten muß. Mit einem fröhlichen Juchzer nimmt der aus dem schönen Bayernland stammende Kapitänleutnant Meyr die Laute von der Wand und singt:

Da kann kein Kaiser und kein König etwas machen,
machen, machen,
Das sind Sachen, Sachen, Sachen, Holdriöh!

Man immer feste ran ans Leder,
Hier heißt's ent- nur oder weder!
Hurra! Soldatenlos!

Und er singt auch Ludwig Thomas Lied von des Königs „Schwalangscher" und alte deutsche Liebeslieder. Aber während er so singt, wandern meine Gedanken unwillkürlich zurück zu den ersten Tagen dieses Weltkrieges, damals, als in einer wilden Sturmwolke ein deutsches Wasserflugzeuggeschwader von Helgoland zu einem Erkundungsfluge aufstieg. War es nicht damals, daß einer der kühnen Flieger mit seinem Beobachter abstürzte und im grauen Gewässer der grämlichen Nordsee zu ertrinken drohte, bis ein braver Kamerad sich mit seinem Wasserflugzeug kurz entschlossen neben den beiden niederließ, um

ſie aufzunehmen, wie aber auch ſein Flugzeug dabei zu Schaden kam. Schließlich klammerten ſich alle vier in ihrer Todesangſt an die zerbrechlichen Überbleibſel und trieben durch Stunden und Stunden ohne Nahrung, ohne irgendeine Ausſicht auf Rettung. Bis der eine von ihnen tobſüchtig wurde und ihre bittere Verzweiflung ſich zu völliger Apathie verdichtete. Zweimal fuhr in jener Nacht eine Torpedobootsflottille von Helgoland vergeblich um ihretwillen aus, und ſchon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, als endlich bei einer dritten Ausfahrt die Unglücklichen — volle 52 Stunden nach ihrem Niedergange auf das Waſſer — im letzten Stadium der Erſchöpfung dem naſſen Element entriſſen wurden.

Denkt der fröhliche Sänger da drüben, über deſſen glatte, weiße Stirn noch kein Kummer und keine Sorge Falten gezogen zu haben ſcheint, in dieſem Augenblick vielleicht auch jener grauſigen Nordſeenacht? Denn er iſt ja doch einer jener vier. Und gerade darum ſchmettert er wohl auch ſein „Hurra, Soldatenblut!“ jetzt ſo glückſelig zu uns hinüber, die wir dem mit dem Eiſernen Kreuz erſter Klaſſe und auch ſonſt ausgezeichneten Sänger und Helden für den wunderſchönen Abend herzlich danken. Er iſt ſchnell auf und davon, indes wir erſt um die Mitternachtsſtunde auf ſteilem Saumpfad nach Kilia-Liman hinabklettern.

Als kurze Zeit darauf die Maſchinen unſeres Torpedobootes zu rumoren beginnen, ſummt und brummt es auch hoch über uns in den Lüften. Dort zieht jetzt der fahrende Sänger von vorhin in einem mächtigen Doppeldecker ſeine Kreiſe und mit einem lang verhallenden Jodler nimmt er Abſchied von uns, die wir in ſauſender Fahrt nach Konſtantinopel zurückkehren.

Als wir am anderen Morgen am Kai von Galata feſt-

machten, wurde uns noch ein anderer Abſchiedsgruß zuteil, der diesmal aus der Unterwelt kam. Im Angeſicht der ſchönſten Hafeneinfahrt der Welt entſtieg ein eben heimgekehrtes U-Boot den Wellen und auf ſeinem ſchmalen, langen Walfiſchrücken grüßte der ſchneidige Kommandant v. D. mit ſeiner Mannſchaft in Paradeaufſtellung den ſcheidenden Herzog.

IV

Rund um Troja

Alte und neue Heldenſage

(Zu den Mauern Trojas. — Die Iliade. — Ein heroiſches Geſchlecht. — Im wohltätigen Dunkel. — Die trojaniſchen Helden von 1915. — Der „Verſchluß des Meeres“. — Moltkes Mahnungen. — Ein Dreigeſtirn von klaſſiſchen Führernamen. — Im großen Völkerringen unſerer Zeit. — Auf dem hiſtoriſchen Boden des Forts Hamidié. — Verſunkener Flottenruhm.)

Drei Jahrtauſende ſind über die Trojashalbinſel dahingegangen ſeit jener Zeit, da hier, unter den Mauern von Ilion, in homeriſchem Kampfe gerungen, ein Achill und ſein Patroklos, aber auch ein Hektor und ſeine Andromache durch den Mund des Dichters unſterblich wurden. Auf den zerſtörten Mauern Trojas wuchſen nacheinander altgriechiſche Dörfer, römiſche Prunkſtätten, byzantiniſche Baſiliken empor. Doch ſelbſt als Mutterſtadt Roms und ſpäterer chriſtlicher Biſchofsſitz mußte Ilion ſchließlich der alles nivellierenden Zeit ſeinen Tribut zollen und verſcholl am Ende ganz und gar, bis endlich Heinrich Schliemann kurz nach dem großen Kriege von 1870/71 unter den ſteinigen Wieſenfeldern türkiſcher Bauern bei dem Dorfe Hiſſarlik die letzten Reſte uralter Herrlichkeit wiederfand und dadurch das Intereſſe für die weſtlichſte Halbinſel Kleinaſiens aufs neue erweckte.

Durch das ganze Leben des Deutſchen zieht ſich als eine

ferne Erinnerung an heroiſche Zeiten die Sage von Troja, iſt ihm die Iliade ein Buch voll Tiefſinn und Schönheit, voll Farbe und Duft. Der Schlachtruf und Kampflärm auf den trojaniſchen Gefilden leitete ihn von ſelbſt hinüber zu der eigenen Volksgeſchichte, die von Hermann dem Befreier ab bis auf unſere Zeit eine Geſchichte von tiefer Not und großer Erhebung iſt, und die, wenn auch nicht immer einen Homer, ſo doch ſtets ein homeriſches Geſchlecht fand. — Nicht mit Unrecht hat es uns manchmal ſo geſchienen, als ob der alten Griechenſage ein gar zu breiter Spielraum in unſerer Erinnerung bereitet worden ſei, ſo daß die eigenen Heldenkämpfe des deutſchen Volkes etwas hintenan ſtanden. Aber um ſo ſtolzer dürfen wir darauf ſein, daß nun in unſerer Zeit auf dem klaſſiſchen Boden rund um Troja deutſche Männer und Helden und ihre Bundesgenoſſen ſtehen und einen unendlich bedeutſameren Kampf kämpfen, als ſelbſt in jenen alten Zeiten, da es um Sein oder Nichtſein zweier klaſſiſcher Völker ging.

Verhältnismäßig wenig iſt bisher von den gemeinſamen, großen Kämpfen und Siegen der Deutſchen und ihrer türkiſchen Bundesgenoſſen auf der Troashalbinſel berichtet worden. Während drüben auf Gallipoli faſt alles im hellen Lichte der Tagesgeſchichte ſich abſpielte, ging hier die Kriegsarbeit im wohltätigen Dunkel vor ſich, das aus ſtrategiſchen Erwägungen heraus mit Recht über das klaſſiſche Gebiet verbreitet wurde, ſo lange auch nur noch ein Feind auf den Gefilden diesſeits und jenſeits der hiſtoriſchen Dardanellenſtraße ſtand. Heute aber darf man es ruhig ausſprechen, daß die Entſcheidung im Kampf um Konſtantinopel, den die Kaiſerlich Osmaniſche V. Armee unter der Führung ihres unvergleichlichen Führers inzwiſchen ſiegreich beendet hat, vorbereitet und

abgeschlossen worden ist durch das Eingreifen der Streitkräfte, die auf dem historischen Kampfgelände um Troja verteilt waren. Und darum müssen wir immer, wenn wir der Helden von Gallipoli gedenken, auch mit Stolz von den trojanischen Helden von 1915 reden, die im klassischen Dreieck von Abydos—Sigeion—Troja für Deutschlands und seiner Verbündeten Ehre, Leben und Zukunftsglück gelitten und gestritten haben.

Gleich einem goldenen Tor, das zu den großen Siegesmalen der deutsch-türkischen Erfolge auf Trojas Kampfgefilden führt, erhebt sich fast an der engsten Stelle der Dardanellenstraße, da, wo einst Leander zu seiner Hero schwamm, das Fort Hamidié, das gemeinsam mit der Tschimenlik- und Medjidiébatterie die ehemalige blühende Stadt Tschanak-Kalé (zu deutsch: Topfschloß) schützt, während auf dem gegenüberliegenden europäischen Ufer die Werke von Kilid-Bahr mit dazu beitragen, daß der Sinn des Wortes „Kilid-Bahr" (Verschluß des Meeres) hier auch zur Wahrheit wird. Tschanak-Kalé, die erste Stadt, auf die die Osmanen bei ihrem Vordringen nach Europa Hand legten und die daher als „Mutter der Dardanellen" von den türkischen Kriegsdichtern verherrlicht wird, war in Friedenszeiten die größte und bedeutendste Handelsstadt auf dem asiatischen Ufer der Dardanellen, die Hauptstadt des trojanischen Sandschaks und zugleich der Ausgangspunkt für die großen Fremdenausflüge nach Troja.

Nicht umsonst hatte Moltke schon im Jahre 1836 auf die Notwendigkeit einer starken artilleristischen Ausgestaltung der Dardanellenstraße hingewiesen, und nicht umsonst waren die Türken durch das wiederholte Erscheinen russischer, englischer und italienischer Kriegsschiffe vor und in den Dardanellen auf die Gefahr aufmerksam

gemacht worden, die ihrer Hauptſtadt und damit dem ungeſchmälerten Beſitz des türkiſchen Reiches in Europa und Aſien drohte. So kam es denn auch, daß alsbald nach den Ereigniſſen der erſten Novembertage von 1914, als die Türkei ihre Beziehungen zu den Mächten der Entente abbrach und mit ihrem alten Freunde, Deutſchland, gemeinſame Sache machte, dieſes ihr die beſten Kenner auf dem Gebiet der Land- und Seeverteidigung für die Dardanellen hergab. Die Namen von Uſedom, Vizeadmiral Merten und Liman von Sanders werden für immer mit den Kämpfen und Siegen unſerer Verbündeten in den Dardanellen, auf der troiſchen Halbinſel und Gallipoli aufs innigſte verbunden ſein. Und um dieſes Dreigeſtirn von klaſſiſchen Führernamen rankt ſich eng der Kranz einer Reihe weiterer Namen von deutſchen und türkiſchen Männern und Helden. Wie die Iliade neben Achill den Patroklos, die beiden Ajaxe, den Odyſſeus und die Männer aus Salamis und Athen, die Argiver und andere Peloponneſier nennt, und ebenſo den Männern um Priamos, Hektor und Paris gerecht wird, ſo nennen auch wir mit Stolz neben unſeren Peliden die Namen von Woſſidlo und Wehrle, von Djewad Paſcha und Hadji Ramaſan Effendi, von Pieper Paſcha, Nicolai, Prinz Reuß, Eſſad Paſcha, Muſtafa Kemal Bey, Wehib Paſcha, dem deutſchen Fliegerunteroffizier Schubert und dem tapferen türkiſchen Unteroffizier Mehmed Tſchauſch. Wenn auch in dem großen Völkerringen unſerer Zeit die Kämpfe um die Dardanellen, Gallipoli und Troja nur einen kleinen Teil auszumachen ſcheinen, ſo dürfen wir doch niemals vergeſſen, daß im Jahre 1915 des Donnerers Wolken ſchwer herab auf die alte Cherſoneſos und gleichzeitig auf Ilion hingen, und daß insbeſondere am 18. März dieſes ſelben Jahres ein

entſcheidendes Stück Weltgeſchichte wiederum an den Ufern des Hellesponts geſchrieben wurde. Wäre an dieſem Tage der Durchbruch der vereinigten engliſch-franzöſiſchen Flotten nach Konſtantinopel gelungen, wer weiß, ob wir dann noch von den großen und herrlichen Tagen von Belgrad, Niſch und Kragujevac, von den fünfmal ſiegreich abgewehrten Stürmen am Iſonzo und vor allem von Douaumont, Vaux und Verdun hätten ſprechen können. Der 18. März 1915 hat erſt die Vorbedingungen für jenes Ende mit Schrecken geſchaffen, das in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1916 die moderne Odyſſee der Engländer und Franzoſen auf Gallipoli erfuhr. Mit vollem Recht feiern denn auch die Deutſchen und ihre türkiſchen Verbündeten den Jahrestag jenes geſchichtlich denkwürdigſten 18. März auf dem hiſtoriſchen Boden des Forts Hamidié und an den Gräbern der Dardanellenkämpfer von 1915 auf den weiten Gefilden der trojaniſchen Halbinſel.

Am 18. März in Hamidié

(Ein modernes Pompeji. — Viel blankes Gold. — Traurige Brandruinen. — Friſche deutſche Militärmuſik. — Eine ernſte Feier. — Kreuz und Halbmond vereint. — Die Seelſorge unter den deutſchen Marinetruppen. — Inmitten der trojaniſchen Flur. — Mit der gerechten Sache. — Der Hodſcha. — Exzellenz Merten. — Gott mit uns! — Nihad Paſcha. — Die Kombattanten des 18. März. — Herzliche Glückwünſche.)

Ein trüber, kalter Frühlingsmorgen inmitten der Blütenpracht der Obſt- und Weingärten von Tſchanak-Kalé. Wir wandern durch das einſtmals ſo freundliche Städtchen, das heute vor einem Jahr ein Hagel von Geſchoſſen der engliſchen und franzöſiſchen Schlachtſchiffe über-

schüttete und das heute einem modernen Pompeji gleicht. Seltsam muten in der Totenstille des gemordeten Städtchens die leeren Fensterhöhlen besonders seiner stattlichen Hafenstraße an, in der in Friedenszeiten alle die großen internationalen Dampferlinien ihre Agenturen besaßen und in der das Hasten und Lärmen der Seeleute, Händler und Reisenden fast kein Ende fand. Denn was im Frieden an stolzen Handelsschiffen nach Konstantinopel und dem Schwarzen Meere aufwärts oder nach dem Mittelmeer abwärts fuhr, mußte hier in der Bucht von Tschanak-Kalé haltmachen und seine Schiffspapiere prüfen lassen. Alle die vielen Hunderte von Ozeanriesen, die tagaus tagein am Fort Hamidié vorbeifuhren und deren Insassen manchmal vielleicht nur ein spöttisches Lächeln für die teilweise noch ganz mittelalterlich anmutenden Befestigungen der Dardanellenstraße hatten, ließen damals viel blankes Gold in der Hauptstadt der Trojalandschaft.

Griechen und Juden, Levantiner, Armenier und Türken wurden hier groß und mächtig, und manches schöne und stattliche Bürgerhaus, mancher alte Park und viele prächtige Herrensitze englischer, amerikanischer und armenischer Großkaufleute künden noch jetzt als traurige Brandruinen von anderen, besseren Zeiten. Irgendwo im kleinasiatischen Hinterland gedenken heute auch die nach Ausbruch des Krieges dorthin verpflanzten ehemaligen Bewohner Tschanak-Kalés des verhängnisvollen 18. März, der sie um Haus und Hof brachte und ihr Eigentum unter den Brandgranaten von 38 englischen und französischen Kriegsschiffen in Asche und Staub zerfallen ließ. Moderne Pompejaner und moderne Trojaner! Sie werden niemals an den Hellespont und in ihre schöne Heimatstadt zurückkehren.

Vom Fort Hamidié herüber erklingt frische, deutsche Militärmusik. „Jawuz Sultan Selim", unsere einstige stolze „Goeben" hat es sich nicht nehmen lassen, zu dem heutigen Ehrentage der deutschen und türkischen Flotte seine Kapelle in die trojanischen Gefilde zu entsenden. Sind es doch in erster Reihe seine Offiziere und Mannschaften, mit denen die türkischen Bundesgenossen gemeinsam die Wacht an den Dardanellen halten. Von den Batterien her grüßen uns die riesigen, schweren, schwarzen Kolosse der Kruppgeschütze und rings auf dem weiten Hof des Forts wehen die deutsch-türkischen Fähnlein über den schneeweißen und sauberen Zelten unserer deutschen Mannschaften lustig im Winde. Die erste, ernste Feier des Jahrestages der gewaltigen Dardanellenschlacht gilt den Toten des 18. März. — Über eine sumpfige Wiese hinweg marschieren wir zur stillen Grabstätte am Fuße des Dardanos-Höhenzuges, wo vier deutsche und drei türkische Helden des denkwürdigen Tages ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Als ich die Gräber vor wenigen Wochen zum erstenmal sah, waren sie noch von einem geheimnisvollen Gitter umgeben, hinter dem deutsche und türkische Steinmetzen in Uniform mit Hammer und Meißel schafften. Heute hatten daneben liebevolle Hände auch noch für Baum- und Blütenschmuck gesorgt und Frühlingsblumen sprossen sowohl auf dem deutschen wie auf dem türkischen Gemeinschaftsgrab. Auf beiden erhoben sich außerdem prächtige Marmorgrabmäler, deren Inschriften von den Namen und Taten dieser jüngsten Märzgefallenen erzählen. Zum erstenmal sahen wir Kreuz und Halbmond auf einem gemeinsamen deutsch-türkischen Friedhof und über gemeinsamen Gräbern zum erstenmal in Marmor die einst im schweren Geisterkampf sich gegenüberstehen-

den Feld- und Glaubenszeichen für alle Zeiten friedlich vereint. — Welche Gedanken und Empfindungen löst das nicht aus? — Und dann der knorrige Vizeadmiral aus dem fernen, deutschen Ostpreußen, der im Namen der ganzen Trauerversammlung zwei Kränze aus schlichten Zypressen- und Pinienzweigen an den beiden Gräbern niederlegte, in tiefer Bewegung der Seinen gedenkend, die er vor einem Jahre selbst mit in die kühle Erde betten half, nachdem sie ihm als sichtbarem Vertreter des großen deutschen Gedankens ihre Treue zu Kaiser und Reich mit ihrem Leben besiegelt hatten.

Ringsum stand die deutsche und türkische Mannschaft der Dardanellenforts. Von einer schwarz-weiß ausgeschlagenen Feldkanzel herab gedachte zunächst Marinepfarrer Müller aus Wilhelmshaven, der eben erst vom Marinekorps in Flandern herübergekommen war und hier gemeinsam mit dem katholischen Amts- und Ordensbruder, dem bayerischen Pater Hironymus, die Seelsorge unter den deutschen Marinetruppen in der Türkei wahrnehmen soll, der Helden vom 18. März. Er legte seiner Ansprache die Worte aus dem Hebräerbrief zu Grunde: „Wir sind nicht von denen, die wanken und weichen, sondern von denen, die glauben!" Er bezeichnete den Gottesdienst an den beiden Massengräbern inmitten der trojanischen Flur als einen Markstein in der Geschichte des Weltkrieges und erinnerte daran, daß die Stunde der heutigen Gedenkfeier vor einem Jahre die Stunde des stärksten feindlichen Angriffs war, bei dem der Feind so viel Schiffe verlor, wie noch nie im ganzen Krieg innerhalb einer so kurzen Frist. Der Sieg war nur möglich dadurch, daß die gefallenen und noch lebenden Kameraden während eines der größten Seegefechte der Weltgeschichte treulich Schulter an Schulter standen und bis

zum Ende durchhielten in dem Gedanken: Wir sind von denen, die da glauben! — Sie haben an die Sache, für die sie kämpften, geglaubt, wie es die deutschen Männer und Jünglinge überall da getan haben, wo immer die Pflicht sie hinstellte, am Irak, im heißen Sand des Sinai bis hin zu diesen sagenumwobenen Meerengen, an der Riesenfront des deutschen Westens, des Ostens, auf der Erde, unter der Erde, auf dem Wasser, unter dem Wasser, in der Luft, aus der Luft. An Englands Küste, im fernen Osten, im Süden der neuen Welt. Überall solche, die nicht wankten und wichen, sondern die glaubten.

Wir haben uns hindurchgeglaubt vom August 1914 bis heute. Unsere Erfolge haben uns recht gegeben. Der gerechte Gott ist mit der gerechten Sache. Das glauben wir, das halten wir, so gehen wir getrost in die Zukunft als solche, die nicht wanken und weichen, sondern als solche, die glauben! — Die andächtige Gemeinde sang: „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand." Dann sprach der Geistliche das Schlußgebet und schloß in seine herzliche Fürbitte die Heimat, den Kaiser, den Sultan und alle Kameraden draußen ein. Die Versammelten sangen das alte, treuherzige Soldatenlied: „Ich hatt' einen Kameraden!" und dann trat der Hodscha zwischen die beiden Grabstätten. Die türkischen Soldaten erhoben die Hände zum Gebet, und die deutschen Kameraden folgten ihrem Beispiel, indem sie die Ellbogen an den Leib legten und die Hände nach oben öffneten. Nach Verlesung einiger Koranverse wies der Hodscha auf die innigen Beziehungen zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und dem türkischen Reiche hin, die die Gefallenen des 18. März mit ihrem Blute besiegelt hätten. Dann führte er aus, daß der Heldentod auf dem Felde der Ehre der schönste Tod für den Soldaten sei, und von

Allah dadurch belohnt werde, daß der Askér unmittelbar in das Paradies aufgenommen werde. — Einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden machte es, als der Hodscha nach dem Segensspruch für die gefallenen Türken auf unseren evangelischen Geistlichen zutrat und die Vertreter vom Kreuz und Halbmond sich über die Gräber der Helden vom 18. März hinweg die Hände reichten. Darauf marschierten die Truppen, von der „Goeben"-Kapelle mit dem Hohenfriedberger Marsch angeführt, zurück ins Fort Hamidié, wo Exzellenz Merten nach erfolgter Paradeaufstellung die militärische Gedenkfeier mit einer Ansprache an die Mitkämpfer des großen Tages einleitete.

Der Redner erinnerte daran, daß England und Frankreich in der Dardanellenschlacht gerade die stolzesten Schiffe ihrer Flotten verloren, und trotzdem, abgesehen von der vorübergehenden Stillegung einiger kleiner Geschütze, keinerlei Erfolge erzielt hätten, obwohl insgesamt 38 Schlachtschiffe angesetzt wurden und die Erde unter der Wucht der Riesengeschosse erbebte. Man zählte im Fort Hamidié allein 80 Einschläge, meistens 38-Zentimeter-Granaten der „Queen Elizabeth". Aber trotzdem war nur der Verlust der sieben Helden zu beklagen, denen die heutige Gedenkfeier gegolten habe. Dank dem braven und einheitlichen Zusammenwirken der deutsch-türkischen Offiziere und Mannschaften sei der Feind nach achtstündigem, heißem Gefecht geschlagen worden. Aber in aller Bescheidenheit müsse es gesagt werden, daß Gott mit uns gewesen sei.

Der erreichte Erfolg müsse dazu dienen, die gegenseitigen herzlichen Beziehungen noch zu stärken. Und um der Toten des 18. März willen dürften wir nicht müde werden, sondern müßten durchhalten, wie es überall auch

an den anderen Fronten der Fall sei. Dann würde der Sieg unser sein. — Darauf nahm Nihad Pascha das Wort, um auch die türkischen Truppen an die hohe Bedeutung dessen, was vor einem Jahre Schulter an Schulter mit den deutschen Kameraden erreicht wurde, hinzuweisen. — Eine gemeinsame Parade der beiden Truppenteile unter einheitlichem türkischen Kommando beschloß die Feier im Fort, in dessen sehr bescheidener Messe sich später die Kombattanten des 18. März zum fröhlichen Mahle zusammenfanden. Aus dem Deutschen Reiche und aus der Türkei erhielt der Stab in Tschanak-Kalé viele herzliche Glückwünsche zu der Gedenkfeier, die auf alle Teilnehmer einen unvergeßlichen Eindruck machte. — Auch in den Außenforts bei Kum-Kalé und Sedd-ul-Bahr wurde des großen Tages in festlicher Weise gedacht.

Vom Hellespont zum Skamander

(Frühling in der Wüstenei. — Der großzügige Bagdadbahnbau. — Auf dem Wege nach Troja. — Die Reste des „E 15". — Eine recht ungemütliche Situation. — Etwas vom antiken Dardanos. — Die verscherzte Gunst der Himmlischen. — Ein gewichtiges Wort. — Zur Höhe von Erenkeuy. — Eine wüste Trümmerstätte. — Am Skamander und Simois. — Englische Torpedoboote. — Unter prachtvollen alten Eichen. — Das Feldlager im homerischen Gefild.)

Eins der herrlichsten Landschaftsbilder tut sich auch in dieser Kriegszeit vor den Augen des Wanderers auf, der vom Hellespont aus den vor Jahrtausenden und heute wieder historischen Stätten auf der trojanischen Halbinsel zustrebt. Längst hat der Frühling seine Blüten- und Blumenpracht in verschwenderischer Fülle über das Süd-

ufer des Hellespont ausgestreut. Inmitten der von dem Geschützfeuer englischer und französischer Kriegsschiffe zerstörten Städte und Dörfer grünt und blüht es in den Gärten und auf den Feldern, obwohl keines Menschen Hand sie mehr hegt und pflegt. Denn fast die ganze Halbinsel ist von ihrer Bewohnerschaft verlassen. Einmal ist das feindliche Zerstörungswerk so gründlich besorgt worden, daß schließlich niemand mehr wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Daher war es besser, die Bevölkerung in das Innere Kleinasiens abzuschieben, wo es noch große und weite Gebiete zu erschließen gibt, eine Arbeit, die durch den großzügigen Bagdadbahnbau eine höchst bedeutungsvolle Vorbereitung erfahren hat.

Soweit die Bevölkerung militärdienstpflichtig war, ist sie angesichts der Erfahrungen, die man im zweiten Balkankriege gemacht hat, an die Front geschickt, oder aber zum Straßen- und Wegebau verwendet worden. Viele und schöne neue Militärstraßen sind auf diese Weise sowohl drüben auf Gallipoli wie auch hier auf der asiatischen Seite entstanden, und auf einer dieser Straßen reite ich im Lichte eines sonnenhellen Maimorgens den Weg nach Troja. Geschichtliche Erinnerungen bis in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechts hinauf begleiten mich. Aber auch die allerneueste Zeit meldet sich sofort mit starken Eindrücken. Über den antiken Rhodios reitend, gewahre ich hinter der Sari-Siglar-Bucht die Reste eines versenkten feindlichen U-Bootes, des englischen „E 15", von dem 3 Offiziere und 21 Mann zu Gefangenen gemacht wurden. Es hat damals nicht geringe Überraschung hervorgerufen, als man an Bord dieses neuesten englischen Unterseebootstyps auch den bisherigen Konsul Englands in Tschanak-Kalé, Palmer, antraf, der in Friedenszeiten die Lage sowie die Befestigungen in der Dardanellen-

straße nur allzu genau studiert hatte und offenbar daraufhin vom Londoner Kriegsamt zur Führung des fast bis vor Tschanak-Kalé vorgedrungenen U-Bootes bestimmt worden war. Es muß eine recht ungemütliche Situation für den Herrn Konsul gewesen sein, als man nicht gleich seine Bestallung als Offizier vorfand und wer weiß, ob die Gentlemen von der anderen Seite des Kanals im umgekehrten Falle sich ebenfalls damit begnügt haben würden, den verkappten Spion in Staatspension zu schicken.

Zu Häupten der Sari-Siglar-Bucht steigt jetzt das Ruinenfeld des antiken Dardanos empor. Als sein Begründer wird Dardanos, der Bruder Jasions, beides Söhne des Zeus und einer Nymphe von der Insel Samothrake, genannt. Jasion wurde, als er seine Augen zu der Göttin Demeter erhob, von seinem eigenen Vater mit dem Blitze erschlagen. Dardanos ging hinüber auf das asiatische Festland und gründete in der Nähe der Stelle, wo Simois und Skamander vereinigt in das Meer strömen, die Stadt Dardanos. Das umliegende Land wurde nach ihm Dardania und sein Volk das der Dardaner genannt. Sein Enkel war Tros, nach welchem die Landschaft nun Troas und die Dardaner nun auch Trojaner genannt wurden. Nachfolger des Königs Tros war sein ältester Sohn Ilos, und dieser baute an der Stelle, wohin ihn an der Hand eines alten Orakelspruches eine Kuh führte, die feste Burg Ilion. Zeus sandte ihm zum Zeichen, daß ihm die Gründung genehm sei, das Bild der Göttin Athene, das Palladion genannt. Aber der Sohn des Königs Ilos — Laomedon — verscherzte sich in der Folgezeit durch seine trügerische Handlungsweise gegenüber Apollo und Poseidon die Gunst der Himmlischen, und so geschah es seinem Sohne Priamos, daß unter seiner Regierung die Katastrophe über Troja hereinbrach, die Priamos' Sohn,

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Der große Friedhof von Skutari

Neue Photograph. Gesellschaft A.-G., Steglitz-Berlin

Am Bosporus

Blick auf Bujukdéré mit Enver Paschas Villa

Neue Photograph. Gesellschaft. A.-G., Steglitz-Berlin

In Therapia

Im Hintergrunde (links) die Sommergebäude der Deutschen Botschaft. Darüber die Anhöhe mit dem Heldenfriedhof, wo von der Goltz, von Wangenheim und andere Angehörige der deutschen Armee und Flotte bestattet sind

Paris, durch den Raub der schönen Helena einleitete und die Griechen durch die Zerstörung Ilions vollendeten. Gleich wie von Troja, so ist auch von Dardanos nicht allzuviel mehr auf unsere Tage hinübergerettet worden.

Weit geht die Aussicht schon von hier über die tiefblauen Wasser des Hellespont, hinüber nach Sedd-ul-Bahr, nach Kum-Kalé und ins offene Meer hinaus, aus dem stolz und mächtig die Urheimat der Troer — die Felseninsel Samothrake — emporsteigt. Bei Karantina, in dessen Nähe man das antike Marpessos und Ophrynion vermutet, biegt die Heerstraße landeinwärts und steigt durch einen prächtigen Fichtenhain in großen Kehren zur Höhe von Erenkeuy hinan. In diesem Fichtenhain muß sich einst eine altgriechische Opferstätte befunden haben, und von den Dächern der Tempel und Paläste hat man gewiß einen der unvergleichlichsten Blicke hinüber auf die thrakische Chersonesos und jenseits in die Skamanderebene gehabt. Heute sperren türkische Posten alle Wege zu dem einstigen Heiligtum, und es müssen schon gewichtige Empfehlungsbriefe der obersten Heeresleitung von dem mich begleitenden türkischen Generalstabsoffizier vorgezeigt werden, um auf die Höhe von Erenkeuy zu gelangen. Was vom Tal aus sich gar lieblich als schmuckes, griechisches Weindorf zu zeigen schien, ist in Wirklichkeit eine wüste Trümmerstätte. In den Märztagen des Vorjahres hatte die englische und französische Flotte ein förmliches Sportschießen auf die unglückliche griechische Niederlassung veranstaltet und vom prächtigen Kloster und Munizipalitätsgebäude herab bis zur ärmsten Tagelöhnerhütte auch nicht ein einzig Haus verschont. Dieselben Engländer und Franzosen, die heute in Salonik und Umgegend abermals Beweise ihrer uneigennützigen Freundschaft für das Hellenentum liefern.

Von Erenkeuy senkt sich die Militärstraße scharf bergab, und vor mir liegt die schöne, grüne Trojaebene, durch die der Skamander und der Simois, mit Frühjahrshochwasser angefüllt, eilig dem Meere zurauschen. In der Ferne steigt die mächtige Felswand auf, die, beim Achilleus- und Patroklushügel beginnend, sich über Jenischehir und das antike Sigeion, Dimitrios-Tepé und Jenikiöi hinziehend, am Nordende der Besikabucht steil ins Meer abfällt. Noch streiten sich die Gelehrten darum, ob einstmals die Griechenschiffe in den vielverzweigten Mündungen des Skamander oder hier in der Besikabucht ankerten, aber die Gedanken werden bald von diesen historischen Untersuchungen abgelenkt durch den Blick auf zwei schlanke Schiffchen, die gleich getreuen Hofhunden das Eingangstor zu den Dardanellen bei Sedd-ul-Bahr und Kum-Kalé bewachen. Es sind englische Torpedoboote, die im Verein mit den übrigen Kriegsschiffen des englisch-französischen Blockadegeschwaders darauf zu achten haben, daß kein Schiffsverkehr nach und vom Hellespont stattfindet. Derweil schießt das englische Schlachtschiff „Agamemnon" gerade sein Tagespensum — rund 30 Schuß — auf eine tote Ebene zwischen Sedd-ul-Bahr und Kap Helles ab. Man leidet offenbar an der fixen Idee, daß sich in diesem Gelände geheimnisvolle Dinge abspielen oder vorbereitet werden, und wir wollen den Gegnern gern diese kleine Freude, da niemand dabei zu Schaden kommt, gönnen. Selbstverständlich halten sich die feindlichen Kriegsschiffe, also auch die beiden Torpedoboote, in respektvoller Entfernung von unseren Geschützen auf dem europäischen und asiatischen Ufer.

Unter prachtvollen alten Eichen führt mich mein weiterer Weg zunächst nach dem kleinen Dörfchen Halil-Eli, das mir für die nächsten Tage ein freundliches und in-

folge ſpäterer Ereigniſſe ſogar unvergeßliches Standquartier wird. — In der Abendſonne, die den ſchneebedeckten Kara Dagh, den einſtigen Berg Ida vergoldet, um dann hinter dem ſpitzen Kegel von Tenedos in der Ägäis zu verſinken, grüßt die Burg des Priamos herüber. Lange ſtehe ich mit meinem freundlichen Herbergsvater, dem pommerſchen Oberleutnant Saltzwedel, vor der Tür des niedrigen Bauernhäuschens und belebe im Geiſte die Nebelſchleier in der weiten Ebene mit den Götter- und Heldengeſtalten der alten Zeit. Dann wird dem müden Leib das ſchmale Feldbett auf dem lehmigen Eſtrich zum ſybaritiſchen Lotterbett, und im Traume umgaukeln Aphrodite, Hera und Pallas zuſamt den übrigen Himmliſchen unſer kleines Feldlager.

Im homeriſchen Kampfgefild von 1915

(Türkiſches Kriegsleben. — Mit dem primitivſten Pflugſchar. — Griechiſche Streitwagen. — Der Kameltroß. — Jawaſch! Jawaſch! — Nach Intepé hinauf. — Der raſende Ajax. — Die Kriegsarbeit auf dem aſiatiſchen Ufer. — Das antike Achilleion. — Der Sturm auf Kum-Kalé. — „The Germans to the front!“ — Ein Panorama. — Der Rückzug des Feindes. — In Sonne, Duft und Farbe. — Am Achilleus- und Patroklos-Tumulus. — „Die Lebenden haben recht!“)

Wer türkiſches Kriegsleben kennen lernen will, kann es heute am beſten in der trojaniſchen Ebene ſtudieren. Die Jahrtauſende ſind anſcheinend ganz ſpurlos an dem einſtigen Nomadenvolke vorübergegangen, das, aus den Osmanen, Jürüken, Turkmenen und anderen mongoliſchen Stämmen zuſammengeſetzt, ſich kaum mit den aus Griechenland, Armenien und dem Kaukaſus her eingewan-

derten ariſchen Stämmen vermiſcht hat, ſo daß es faſt noch ganz und gar die Art und Sitte ſeiner Vorfahren beibehalten hat. Der türkiſche Bauer pflügt auch heute noch die Trojanerebene mit der primitivſten Pflugſchar, die man ſich denken kann. Ein langer Holzpfahl, an dem ein anderer, ſchräg nach oben ſtehender, befeſtigt iſt und der an ſeiner unteren Seite das ganz roh gehaltene Pflugeiſen trägt, das iſt die ganze Herrlichkeit. Von Eggen und anderen Ackergeräten hat er überhaupt keine Ahnung. Und die Art und Weiſe des Getreidedruſches führt uns ganz von ſelbſt in die bibliſchen Zeiten zurück, da es hieß: „Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, nicht das Maul verbinden!“ — Der türkiſche Bauer läßt noch heute den Ochſen die Tenne treten, der hinter ſich einen ſchlittenartigen Aufbau herzieht, durch den das Korn gleichzeitig herausgeſchüttelt und das Stroh zu Häckſel zerſchnitten wird.

Sieht man aber erſt die dem Transport dienenden Ochſenkarren, ſo glaubt man ſich unwillkürlich in das trojaniſche Zeitalter zurückverſetzt. Denn ſie ſind noch heute wie damals nichts anderes als griechiſche Streitwagen: eine quadratiſche Holztafel, zwiſchen zwei nicht einmal mit Reifen verſehenen Holzſcheibenrädern eingehängt, und davor, die rohbehauene Deichſel zwiſchen und ein mächtiges Holzjoch über ſich, zwei mächtige ſchwarze Waſſerbüffel. So rollten ſie durch die Jahrtauſende, in Krieg und Frieden, und ſo rollen ſie auch in dieſem Weltkriege wieder in endloſen Munitions- und Proviantkolonnen dahin, zum Teil in denſelben Wegſpuren, die einſt die griechiſchen und trojaniſchen Streitwagen in der trojaniſchen Ebene zogen. Dazwiſchen außerdem lange Pferde-, Maultier- und Kamelzüge. Ein Eſelchen von unbeſchreiblicher Niedlichkeit, mit einem luſtigen braunen Türken-

buben darauf, führt den Kameltroß an. Am Rücken seines Tieres ist das Leitseil des ersten Kamels befestigt, das wiederum mit dem nächsten durch dessen Leitseil verbunden ist. 15 bis 20 Tiere sind auf diese Art und Weise aneinandergekoppelt, und das letzte trägt am Halse die große, melodisch klingende Glocke, die dem Burschen vorne anzeigt, daß die Karawane noch immer beieinander ist.

Jawasch! Jawasch! ist auch hier die Parole, die so manchen unserer forschen deutschen Kavalleristen zunächst fast zur Verzweiflung bringt, bis er schließlich die Wahrheit des Sprichwortes einsehen lernt, daß, wer langsam fährt, auch zum Ziele kommt, — mitunter sogar sicherer. — Die ganze trojanische Ebene wimmelt von derartigen Transporten. Sie versorgen aber nicht nur das Militär, sondern auch die türkische Zivilbevölkerung, und mit Vergnügen bemerke ich, daß die Mehlsäcke aus Rumänien stammen. Woran es in der Türkei in den letzten Monaten fehlte, das ist nun auch zur Stelle und muß unseren Feinden als ein weiterer Beweis dafür dienen, daß unser Bundesgenosse ebenso wie wir daheim seiner Aushungerungspläne spotten kann.

Unter zahllosen Hindernissen hat sich mein Gaul an dem knarrenden, bimmelnden, brüllenden und quietschenden Train vorübergearbeitet und in flottem Trabe geht es, an den Resten des antiken Rhoiteion vorüber, nach Intepé hinauf. Hier stand in alter Zeit das Ajaxheiligtum, von den Griechen errichtet zu Ehren von Telamons Sohn, der bei den Leichenspielen um den kostbaren Waffenschmuck des erschlagenen Achill mit Odysseus wetteiferte. Allein die von den Griechen zu Kampfrichtern eingesetzten gefangenen Trojaner sprachen dem listigen Weltreisenden aus Ithaka den Preis zu, und darüber

ward bekanntlich der große Ajax rasend, richtete unter den Widdern eines griechischen Armeelieferanten ein fürchterliches Blutbad an und stürzte sich schließlich, von Scham überwältigt, in sein eigenes Schwert. Die Atriden verbrannten seine Leiche auf einem Scheiterhaufen hier an der Küste des Hellespont und türmten nach der Sage einen ebenso gewaltigen Tumulus über ihn, wie über den seines Freundes Achill. — Heute haust an dieser Stätte ein friedlicher Ajax aus Thüringen nebst einem Jünger Askulaps aus dem schönen Bonn am Rhein. Sie betreuen beide die ganze Trojalandschaft, der eine als Kommandeur des Intepéabschnittes, der andere als Stabsarzt der hier stehenden deutschen Armeegruppe. In übersichtlichem und anschaulichem Vortrage wird mir hier oben ein Bild der strategischen Lage während der heißen Kriegsmonate des Vorjahres gegeben. Und aus mancherlei Andeutungen geht hervor, wie wichtig und entscheidend zugleich die Kriegsarbeit auf dem asiatischen Ufer für den endlichen Ausgang der Gallipolierpedition der Verbündeten gewesen ist. Das wird mir noch klarer, als ich wenige Stunden später, über Kum-Kalé und am Achilles- und Patrokloshügel vorüber, nach Orchanie und Jenischehir hinaufreite.

Kum-Kalé, auch Kum-Kaléssi (zu deutsch Sandschloß) genannt, ist gewissermaßen der linke Torflügel der Dardanelleneinfahrt. Es liegt auf einer durch den Skamander vorgeschobenen Sandspitze des Kaps Jenischehir und besitzt als Gegenstück zu dem schönen, alten, festen Schloß von Sedd-ul-Bahr ebenfalls ein mächtiges Steingebäude aus dem siebzehnten Jahrhundert, das gemeinsam mit der 1886 erbauten Batterie von Orchanie das kleine türkische Städtchen gegen Angriffe von der See her schützen sollte. Ganz in der Nähe Kum-Kalés sucht man übrigens

das antike Achilleion, das die Mitylinäer im Kampfe um Sigeion erbaut hatten.

Am 25. April 1915 — einem Sonntag — erſchienen die Engländer und Franzoſen, von Imbros herkommend, mit einer Flotte von Linienſchiffen, Torpedobooten und Transportdampfern und landeten ſtarke franzöſiſche Streitkräfte bei Kum-Kalé. Die ſchwachen türkiſchen Truppen, die hier unter dem Oberbefehl des preußiſchen General Weber Paſcha und des ſächſiſchen Oberſten Nicolai ſtanden, ließen den durch 17 Schiffseinheiten gedeckten Feind bis in den Spätnachmittag hinein ſich ruhig entwickeln. Dann aber ſetzte ein die ganze Nacht hindurch wütender ſchrecklicher Nahkampf ein, der den Ort mit Tagesanbruch wieder in die Hände der Türken brachte. Noch einmal mußte man tagsüber Kum-Kalé preisgeben, und ebenſo an den darauffolgenden beiden Tagen; allein die Nächte wurden abermals zu blutigen Vorſtößen benutzt, und am 29. April lagen die franzöſiſchen Landungstruppen mitſamt ihren farbigen Hilfsvölkern vom Senegal, faſt bis auf den letzten Mann niedergemetzelt, in dem ſiegreich von den Unſrigen wiedereroberten Kum-Kalé.

Seit jener Zeit haben ſich die Franzoſen anſcheinend bei ihren engliſchen Bundesgenoſſen dafür bedankt, weiterhin als Opfertiere für Englands Raubpolitik am Rande der Trojanerebene zu verbluten. Dafür aber wurde die Gegend des Skamandertals ein äußerſt wichtiges Tätigkeits- und Beobachtungsgebiet der Unſeren für die weitere Kriegsarbeit gegen den Feind drüben auf Gallipoli. Irgendwo auf den Höhen ſteht jetzt ein junger, blonder, deutſcher Seeoffizier, der den Namen des Führers der Deutſchen im Boxerkriege bei Tſingtau trägt und deſſen Bild uns aus dem bekannten Gemälde „The Germans

to the front" (Die Deutſchen an die Front) bekannt und vertraut iſt. (Auch der Name ſeines Vorgängers Krieger iſt hier unvergeſſen.) Lange darf ich durch das Scherenfernrohr hinüber nach Europens Küſte Ausſchau halten, wo bis in die erſten Januartage dieſes Jahres hinein England und Frankreich feſten Fuß zu faſſen ſuchten, um über die Höhen von Gallipoli hinweg die Kaiſerſtadt am Bosporus mit ſtürmender Hand zu nehmen. — Wie ein Panorama liegt die Gegend vor mir, die ich vor kurzem durchwandert habe, von Eski-Hiſſarlik aus über Sedd-ul-Bahr, das Kap Helles und Krithia hinweg und die beherrſchende Höhe des Altſchi-Tepé hinauf, die das heißerſehnte, aber niemals erreichte Ziel aller feindlichen Operationen auf der europäiſchen Seite der Dardanellen war. Unmittelbar vor mir dehnt ſich die Mortobucht aus, in der am 13. Mai 1915 der türkiſche Torpedobootszerſtörer „Muavemet Millie" das engliſche Linienſchiff „Goliath" zur Strecke brachte, — und wo die Franzoſen und Engländer, ebenſo wie drüben vom Kap Helles bis Sedd-ul-Bahr zunächſt ſeelenruhig ihre gewaltigen Transporte an Menſchen, Munition und Proviant ausluden, weil ſie dort in ihren Stellungen von der V. türkiſchen Armee abſolut nicht eingeſehen werden konnten — ahnungslos, daß bald das geſamte Feuer des Intepéabſchnittes auf dieſe Landungsplätze gerichtet werden ſollte, — ein ſeitlicher Druck, der, ſchließlich unerträglich werdend, den Rückzug des Feindes in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar dieſes Jahres herbeiführte.

Steil wie die Küſte von Helgoland ſteigt bei meiner Weiterwanderung nach Orchanie und Jeniſchehir die Felswand im Rücken des Skamander auf. Man wird an das engliſche Seebad Brighton erinnert, wenn man den Blick von der Höhe auf den ſchmalen Strand des Ägäi-

schen Meeres hinunterlenkt. Alles hier ist in Sonne, Duft und Farbe getaucht. Tiefblau schimmert das Meer herauf, während die Frühlingsblumen und Obstbäume am Bergeshang alle Wohlgerüche des Morgenlandes ausströmen. Schneeweiß leuchtet der Felsengipfel von Samothrake herüber und rotbraun steigt das Gestein von Lemnos, Imbros, Tenedos und der vulkanischen Inselgruppe der antiken Lagussä aus dem Wasser empor. — In der Kephalobucht auf Imbros ruhen, vorweltlichen Ungeheuern gleichend, die englischen und französischen Schlachtschiffe von ihrer ergebnislosen Tagesarbeit auf die türkischen Küstenstriche aus. In dem Beobachtungsstand auf Tenedos mag in diesem Augenblicke, wie schon während des ganzen vergeblichen Feldzuges des Britenreiches gegen die Dardanellen, die kleine Gruppe der englischen Berichterstatter sitzen und sinnen, während ein paar Flugzeuge in großer Höhe gleich mächtigen gelben Falken über der sagenumwobenen Insel kreisen. Vorüber an dem Grabe des Leutnants zur See Woermann, der am 20. Februar 1915 bei dem ersten energischen Angriff des Feindes auf die Außenforts der Dardanellen in tapferer Pflichterfüllung als Kommandeur der Forts Orchanie fiel, und das in diesen großen Erinnerungstagen mit frischen Blumen geschmückt ist, besuche ich auf dem Heimwege nach Halil-Eli noch den Achilleus- und Patroklostumulus.

Von archäologischer Seite soll im vergangenen Jahre, als die ersten Nachrichten von den Kämpfen auf dem asiatischen Ufer in die Öffentlichkeit drangen, bei der obersten Heeresleitung angefragt worden sein, ob es denn wahr sei, daß man die beiden Grabhügel zu Geschütz- oder Beobachtungsständen verwendet habe? — Ob man Zeit gefunden hat, auf diese eigenartige Anfrage etwas

zu erwidern, vermochte ich leider nicht in Erfahrung zu bringen. Aber wer von einer Leichenſchändung an den bekanntermaßen verbrannten Überreſten des Peliden und ſeines Jugendfreundes in dieſen Tagen, da es um etwas Größeres als um die ſchöne Helena geht, träumen ſollte, der möge ſich an der bei dieſer Gelegenheit getroffenen Feſtſtellung genügen laſſen, daß die Bezeichnung der Tumuli als Grabſtätten der beiden Helden durchaus apokryph erſcheint, da ſie in Wirklichkeit längſt als Grabſtätten der atheniſchen Kolonie Sigeion feſtgeſtellt ſind. Sie ſind aber trotzdem natürlich beide durchaus unverſehrt, und ſelbſt wenn ſie es nicht wären, weil wir ſie um des Schutzes der Unſeren willen zu ſtrategiſchen Zwekken gebraucht haben ſollten, ſo gilt, wenn je, gerade in dieſem Falle das Wort: Die Lebenden haben recht!

Von der Burg des Priamos ins Lazarett

(Auch der gute Vater Homer... — Der „Schutthaufen". — Bis in alle Ewigkeit. — Die Schlacht der Götter und Menſchen. — Ein warmer Empfang. — In paradieſiſchem Gelände. — Der heimtückiſche Skamander. — Schliemanns Ruhm. — Der „Schatz des Priamos". — Eine gewaltige Feſtungsmauer. — Die Flotte von Salonik. — Gähnende Kanonenrohre. — Der Unterbau für Ilion. — Die Denkmäler einer großen Zeit. — Von Pentheſilea und einem deutſchen Reitersmann. — Der Unfall des Kriegsberichterſtatters. — Die Getreuen von Halil-Eli. — Die Sonne Homers.)

Wer von unſern Feldgrauen hat es ſich wohl, ſelbſt nach Ausbruch des Weltkrieges und auch noch nach dem Eintritt der Türkei in das gewaltige Völkerringen träumen laſſen, daß er dereinſt auf Trojas altem Gemäuer „müßt

Schildwach ſtehn, Patrouille gehn!?" — Auch der gute Vater Homer hat daran wohl zu allerletzt gedacht, und ſelbſt die Himmliſchen auf dem Berge Ida mögen ſtaunen ob dieſes Witzes der Weltgeſchichte. Denn gemeinhin haben unſere Feldgrauen nur wenig für die Odyſſee und alles, was drum und dran hängt, übrig. Nur allzuviele denken noch mit gelindem Grauen an die Zeit zurück, da ſie die bange Frage im Gehirn wälzen mußten: „Nenne mir Muſe, den Mann, den vielgewandten ..." — Und auch von den Offizieren, die ich hier ſprach, ſind nur wenige für den Dichter aus der Stadt der Smyrnateppiche begeiſtert, der unſere deutſche Schuljugend durch drei Jahrtauſende zurückführt an die heute abermals hiſtoriſch gewordenen Stätten, wo Achill den Hector jagte und mit Ilion eine alte, ſchönere Welt für immer in Trümmer ſank.

Entweder hat man ſie mit der homeriſchen Muſe allzuſehr geplagt, oder aber ſie ſind enttäuſcht von dem „Schutthaufen", als den ſich die Ausgrabungsſtätte Schliemanns heute dem oberflächlich Schauenden darbietet. Und zu eingehenderen Studien, wie ſie hier vor allem W. Dörpfeld betrieben hat, fehlt es unſeren Feldgrauen naturgemäß an der erforderlichen Zeit. Von Imbros, Lemnos und Tenedos her ſorgen Engländer und Franzoſen dauernd für andere, ernſtere Unterhaltung, und unſere Feldgrauen ſchreiben im Kampfe mit ihnen an einer neuen, herrlicheren Iliade, durch die ſie in den Herzen der deutſchen Jugend fortleben werden bis in alle Ewigkeit.

Es iſt anſcheinend das Schickſal der Deutſchen in dieſem Weltkriege, überall auf geſchichtlich denkwürdigen Stätten neuen Kämpferruhm zu erwerben. Im Weſten ſind ſie bereits auf den katalauniſchen Feldern angelangt, im Oſten

ſtritten ſie auf der hiſtoriſchen Tannenberger Flur, in Serbien auf dem Amſelfelde, und hier unten geht es um Ilions Trümmerhaufen. Drei Jahrtauſende, nachdem Achill in der Schlacht der Götter und Menſchen ſich hinter den fliehenden Trojanern her in den Skamander ſtürzte und ſelbſt dieſen noch mit dem Blute der Erſchlagenen rötete, drangen die bei Kum-Kalé gelandeten Franzoſen unter dem Schutze der engliſchen Schiffsgeſchütze gegen die Trojanerebene vor, und nur dem todesmutigen Ausharren der türkiſchen Truppen unter ihren deutſchen Führern war es zu danken, daß ſie nicht über den Skamander hinaus gelangten, ſondern bereits nach vier Tagen, und zwar endgültig, das denkwürdige Gefild vor Ilion verlaſſen mußten. Und wenn ſie jemals wiederkommen ſollten, ſo iſt ihnen ein warmer Empfang von der Burg des Priamos her ſicher.

Weit in blaue Fernen ſchweift der Blick von der Trojanerebene aus. Der deutſche Feldgraue mag an die pommerſche Dünenküſte mit ihren fruchtbaren, meilenweiten Feldern erinnert werden. Aber er vermißt die intenſive Kultur, die aus dieſer ungeheuren Fläche ein Paradies ſchaffen könnte. Drei Flüſſe durchziehen die vom Helleſpont bis zum Golf von Adramyttion reichende weſtlichſte Halbinſel Kleinaſiens: der antike Skamandros, heute Menderé Tſchai genannt, der Gönen Tſchai, im Altertum Aſopos genannt und der Tſchan Tſchai, der antike Granikos, an dem Alexander der Große im Mai 334 ſeinen erſten Sieg über die Perſer errang. In der Trojaebene ſelbſt treten noch der antike Thymbrios und der Simois, den der Flußgott Skamander gegen Achill zu Hilfe rief, hinzu, ſo daß genügend Waſſer vorhanden wäre. Aber nirgends gibt es Stauanlagen, und da infolge der Waldnot die Flüſſe im Sommer beinahe waſſerleer ſind, im Winter

aber reißend dahinſtrömen, ſo iſt faſt die ganze Ebene verſumpft und der Humus großenteils ins Meer abgeſchwemmt. Insbeſondere der Skamander hat wiederholt ſeinen Lauf, zuletzt noch 1895, geändert und unterminiert das Gelände in einer heimtückiſchen Weiſe, wie ich es ſelbſt zu meinem Schaden erfahren mußte. In Friedenszeiten hat in der Ebene viel Fieber geherrſcht und die kleinen Bauerndörfer auf dem trojaniſchen Hügelland haben ſich deshalb mit Viehzucht begnügt. Bei rationeller Bewirtſchaftung wären hier, wie mir ein Sachverſtändiger unter unſeren Feldgrauen verſicherte, an die 80000 Morgen fruchtbarſtes Land von der Güte der Magdeburger Börde zu beſtellen. Unmittelbar an einer Weltſtraße des Verkehrs gelegen, würde der Unternehmer auch die prachtvollſten Möglichkeiten zur gewinnbringenden Ausnutzung ſeiner Ernten haben.

Fünf Kilometer ſüdlich der Dardanellenſtraße auf einem ſchmalen, weit in die Ebene vorſpringenden Hügel, der jetzt das Dorf Hiſſarlik trägt, hat Schliemann die Reſte von Troja in den Jahren 1870 bis 1890 aufgedeckt. Noch Moltke ſuchte die antike Stadt ſehr viel weiter ſüdlich auf der Höhe von Bunarbaſchy, die den Rand des gegen das Idagebirge anſteigenden Berglandes bildet. Und Schliemann hatte ſich noch bis faſt zu ſeinem Tode gegen die Zweifler zu verteidigen, die ihm ſeinen Ruhm ſtreitig machen wollten. Man weiß, daß er die Burg des Priamos nicht mehr erſchaute, und daß Kaiſer Wilhelm II. die Mittel für die gänzliche Freilegung der mykeniſchen Schicht bereitſtellte, der ſie angehört. Aber den ſogenannten „Schatz des Priamos", der ſich im Muſeum für Völkerkunde in Berlin befindet, haben wir ihm doch zu verdanken und vor allem das neuerwachte Intereſſe an den Dingen und Vorgängen einer alten, großen Zeit, das uns hoffen läßt,

daß auch die Erinnerung an die Großtaten unſerer Zeit nicht in Aonen untergehen wird.

Eine Wanderung durch die Ausgrabungen iſt heute nur den türkiſchen Truppen und unſeren Feldgrauen möglich, ſowie ihren Gäſten, den Kriegsberichterſtattern. Denn die Trojanerebene iſt, wie in antiker Zeit, wieder Kriegsgebiet. Der ganze Nord- und Weſtrand der Trojahalbinſel von Tſchanak-Kalé bis hinab zur Beſika-Bucht, in der die Schiffe der Griechen während der Kämpfe um Ilion gelegen haben ſollen, iſt eine gewaltige Feſtungsmauer gegen die Ägäis, auf deren blauen Fluten bei Tag und Nacht die engliſchen und franzöſiſchen Kriegsſchiffe kreuzen. Es iſt hier jetzt faſt das gleiche Bild wie an der flandriſchen Küſte. Ohnmächtig, noch einmal ſelbſtändig irgendeine Landung vornehmen zu können, ſtört man doch die Arbeiten ſo viel als nur möglich durch gelegentliche Beſchießungen und auch durch Fliegerangriffe. Dabei iſt der niederdrückende Einfluß der verfehlten Aktionen auf den anderen Kriegsſchauplätzen, beſonders aber in Saloniki, deutlich zu ſpüren. Denn innerhalb 24 Stunden könnte die Flotte von Saloniki hier ſein und eine kräftige Offenſive gegen die Dardanellen unterſtützen. Aber daran iſt natürlich unter den jetzigen Verhältniſſen nicht mehr zu denken. Und ſo ſchleppt ſich alles, was man zur Aufrechterhaltung der Dardanellenblockade und des Preſtiges der engliſchen Seeherrſchaft tut, träge und unluſtig dahin. Es iſt, als gähnten die Kanonenrohre der Entente unausgeſetzt — aber vor Müdigkeit.

An einem ſchönen Sommertage wie dem heutigen rührt man ſich drüben überhaupt nicht. So wandern wir denn ungeſtört durch die alte Trümmerſtätte Trojas, die dem empfänglichen Gemüte doch ſo unendlich viel zu ſagen hat. Bis ins vierte Jahrtauſend vor Chriſto rei-

chen die Reste der ersten noch der Steinzeit angehörenden Schicht auf dem Burgberg von Hissarlik zurück. Sie rührt von einer Ansiedlung her, auf deren Schutt eine prähistorische Ziegel- oder Lehmburg entstand. Auch diese aber fiel später in Trümmer und in der Bronzezeit bauten sich abermals prähistorische Dörfer auf ihren Resten auf, die nach ihrem Verfall der Unterbau für Ilion wurden. Scherben mykenischer Gefäße lassen erkennen, daß die terrassenförmig aufgebaute Steinburg des homerischen Troja 1500 bis 1000 v. Chr. und zwar erst als sechste Schicht bestanden hat. Nach der Zerstörung Ilions bauten sich auf dem Trümmerfelde vor-, alt- und äolische Griechendörfer auf, und um 700 v. Chr. gab es hier einen Tempel der Athena, den Xerxes und Alexander der Große besuchten. König Lysimachos und nach ihm Sulla verschönerten die geschichtlich denkwürdige Stätte und Cäsar und Augustus ehrten durch Prunkbauten und herrliche Tempel die Mutterstadt Roms, die Wiege der Herrscher des römischen Weltreichs. Und abermals verfielen — in byzantinischer Zeit — Stadt, Burg und Tempel, und 1300 Jahre später, als die Türken ins Land kamen, schwand bald jede Erinnerung an Ilion. Die Säulen und Quadern der Paläste, die Altäre der Tempel, die Denkmäler einer großen Zeit wurden zum Bau anderer Städte und Tempel benutzt, Schutt und Geröll bedeckte die Reste. Der Bauer pflügte und säte darüber hin und in unserer Zeit wuchs dürftiges Gras auf dem Grabe Ilions, bis ein deutscher Forscher seine Ruhe störte. Heute aber hört die Antike wieder wilden Kampflärm vom Skamander herüber und das Gebrüll englischer und französischer Schiffsgeschütze. Und verwundert mag sie sich die Augen reiben, wenn sie in den Schützengräben rund um Troja die braunen Askeri neben den deutschen Feldgrauen liegen sieht.

Große Zeiten, heroiſche Zeiten ſind wieder in der Trojanerebene lebendig. Von der Burg des Priamos aus blicke ich über die dicken, geböſchten Unterbauten der trojaniſchen Stadtmauer, von der herab die Frauen, Greiſe und Kinder Ilions den männermordenden Kampf verfolgten und von der Pentheſilea herabſprang, um ſich auf Achill zu ſtürzen, die Priamos gramerfüllt verließ, um von dem Sieger die Leiche ſeines Hector zu erbitten. Wirr gehen für das Laienauge die einzelnen Schichten der alten Siedelung durcheinander, aber doch erkennt man aus der ganzen Struktur der Bauten die ehemalige Größe und Schönheit. Von der höchſten Stelle der Ausgrabungen aus, da, wo eine uralte Zwillingseiche etwa die Mitte des trojaniſchen Burgturms anzeigt, geht die Ausſicht weit über die Küſte ins Mittelmeer hinein. Gallipoli erſcheint nur noch als eine ſchmale Landzunge und war doch in dieſem Weltkriege ein weit furchtbareres Schlacht- und Gräberfeld als die ganze Trojanerebene während ihrer vieltauſendjährigen Vergangenheit. Rechterhand reckt ſich Poſeidons Götterſitz — Samothrake — mächtig aus der blauen Flut. Und drüben bei Imbros wimmelt es von feindlichen Fahrzeugen, die einen ſtändigen Verkehr mit Lemnos und Tenedos unterhalten.

Allmählich iſt es Abend geworden. Langſam ſinkt die blutigrote Sonnenſcheibe hinter dem ſpitzen Bergkegel von Tenedos in die Ägäis hinab, indes wir unſere flinken Pferde heranbringen laſſen. Noch einmal laſſe ich die Heldenſage von Ilion an meinem Geiſte vorüberziehen, noch einmal wirkt der unendliche Zauber der heroiſchen Landſchaft auf mich ein. Ein letzter Blick — wer weiß, wann wir uns wiederſehn?! — Wir kommen in die ſumpfige, ſchon nachtdunkle Niederung des Skamander. Im letzten Winter iſt uns ein guter, deutſcher Reitersmann

hier ertrunken, der vom richtigen Pfade abgekommen war. Ich weiß nicht mehr: erzählte es mir gerade der vor mir reitende Oberleutnant, oder dachte ich darüber nach. Jedenfalls war es mir plötzlich, als sei ein Geschütz irgendwo losgegangen und mir sei der Kopf abgerissen. Ich sah ihn vor mir herrollen und wollte danach greifen. Aber da schoben sich bunte Feuerräder zwischen mich und ihn und dann — nichts mehr!

Als ich nach langer, langer Zeit wieder zu mir kam, lag ich in dem kleinen Bauernhäuschen von Halil-Eli und sah drei stille Männer um den Tisch sitzen, der an mein schmales Feldbett herangerückt war. Es war der Kommandeur von Intepé, der freundliche Stabsarzt aus Bonn und mein guter Oberleutnant, die sich große Sorgen um mich machten. Ich hatte keine Ahnung, wie viele Tage und Nächte sie schon meinen Kopf gekühlt und meine Wunden verbunden haben mochten, aber das eine fühlte ich mit aller Macht, daß ich hier an der äußersten Ausstrahlung der deutsch-türkischen Front, im fernen wilden Kleinasien in guter, deutscher Hut und Pflege war und daß sie so nicht nur mir, sondern auch jedem Kameraden, der hier zu Schaden kommt, zuteil wird. Es kam der milde, sanfte Sanitätsfeldwebel der Marine aus Klein-Ottersleben bei Magdeburg, der den bei dem Sturz meines Pferdes verunglückten Arm wieder in die Reihe brachte, und es kam auch der brave, schwarze Mustafa, die türkische Ordonnanz meines Oberleutnants, die im Kaminfeuer Kaffee kochte und mit Zeichen, Winken und Augenverdrehen ihre treuherzige Anteilnahme an meinem Mißgeschick zum Ausdruck zu bringen trachtete. Herrliche Menschen inmitten asiatischer Wüstenei. Und wie sie fröhlich wurden, als ich endlich in der schönsten Araba von Tschanak-Kalé wieder heimwärts reisen konnte. Denn mein

kleiner Anatolier, der bei unſerm Unfall in einem der verborgenen Sumpflöcher des Skamander eingebrochen war, konnte mich nicht mehr zurücktragen. — Und es bleibt für mich für alle Zeiten mit der Erinnerung an meine Kriegsfahrt rund um Troja das Gedenken an die Getreuen dieſer Tage innig verbunden.

Von Bulair bis hin zum Kap Helles, drüben auf Gallipoli, und vom Abydoshügel über Tſchanak-Kalé hinweg bis hinunter zum trojaniſchen Gefild und an die Küſte der Ägäis: überall moderne trojaniſche Helden: Deutſche und Türken treuvereint: Männer und Kämpfer, die mit Stolz ſagen können: „Und die Sonne Homers, ſiehe, ſie leuchtet auch uns!“

V

Von deutscher Freude und deutschen Schmerzen in der Türkei

1

Bei den Dardanellenfliegern

(Nächtliche Sturmfahrt. — „Budicke Effendi". — Ein gemütliches Plauderstündchen. — Mit dem „Fokker" an der Westfront. — Der gefährlichste Gegner. — Der Pour le mérite. — Überm großen Teich. — Allein auf weiter Flur. — Meister der Luft. — Kapitänleutnant Meyr. — 40 Stunden hilflos in der Nordsee. — Ein Flieger-Brüderpaar. — Tüchtige Arbeitskräfte.)

18 Stunden hindurch mußte ich mit dem Kanonenboot S. M. des Sultans fahren, alle Schrecken einer nächtlichen Sturmfahrt im Marmarameer erdulden, alle Leiden der Seekrankheit durchmachen und dazu noch die verschiedensten Grogs aus englischem Beute-Whisky zu mir nehmen, bis ich schließlich bei Budicke Effendi landete. Ein witziger Druckfehlerteufel in der Heeresberichtdruckerei hat einmal den Namen unseres inzwischen mit dem Pour le mérite ausgezeichneten Dardanellenfliegerkönigs, des türkischen Fliegerhauptmanns Buddecke in sein heimatliches Berliner Idiom übersetzt und seit dieser Zeit ist er für uns hier unten nur noch „Budicke Effendi". — Der Sohn des Berliner Oberstleutnants hat es sich, wie er mir offen erzählte, nicht träumen lassen, daß er der-

einſt noch einmal hier unten an den Dardanellen Flugzeugführer und dabei im Nebenamt „einſtöckiger" Hausbeſitzer, Rennreiter, Landwirt und Teeſalonbeſitzer werden würde. Aber er hat ſich mit gutem Berliner Humor in alle dieſe Aufgaben gefunden, und ein gemütliches Plauderſtündchen in ſeinem neuen Heim hat mich mit allen Einzelheiten ſeiner hieſigen Wirkſamkeit bekannt gemacht.

Buddecke hat ſich trotz ſeiner jungen Jahre die Welt ſchon tüchtig angeſehen und ſich viel Wind um die Naſe gehen laſſen, ehe er ſich hier niederließ, um unſeren Bundesgenoſſen mit ſeinem ſchneidigen Fokker-Apparat die engliſchen und franzöſiſchen Dardanellenflieger vom Halſe halten zu helfen. Er war urſprünglich Kadett in Lichterfelde, wurde dann Offizier und ging ſpäter nach der neuen Welt, um hier als praktiſcher Flugzeugführer die amerikaniſchen Errungenſchaften auf dem Gebiete der Aviatik zu ſtudieren. Damals gab es bei uns in Deutſchland kaum ſogenannte Herrenflieger, mit denen unſere Armee heute zu ihrem Nutzen faſt nur noch zu tun hat. Buddecke machte alle Stadien der Fliegerei durch und kam zu Beginn des Weltkrieges mit ausgezeichneten Kenntniſſen zurück, um zunächſt an der Weſtfront mit dem damals ſoeben neu eingeführten Fokker-Flugzeug zu arbeiten. Gleichwie Boelke und Immelmann ſchoß auch er eine Anzahl der bis dahin das Feld beherrſchenden engliſchen Flieger ab und wurde dann hierher berufen, wo die junge türkiſche Fliegerei ebenfalls ſchon ſchöne Erfolge gegen die von Imbros und Tenedos herüberkommenden feindlichen Flieger erzielt hatte.

Der von Buddecke geſteuerte Fokker-Apparat ſollte dazu dienen, den Gegnern die Überlegenheit der neuen Waffe klar zu machen, und die jetzige Auszeichnung Buddeckes beweiſt, daß man ſich darin nicht getäuſcht hat. Es ſteht

feſt, daß beim Erſcheinen des kleinen, flinken Flugzeuges die Gegner ſofort verſchwinden und daß ſie alles verſuchen, um gerade dieſen ihren gefährlichſten Gegner unſchädlich zu machen. Und wenn ſich die Gegner mißmutig und flügellahm auf den Heimweg machten, ſchoß er plötzlich wie ein Adler empor, überrundete ſie und knallte mit ſeinem Maſchinengewehr hinter ihnen her, daß ſie, ſich überſchlagend, ins Meer ſtürzten. Auf dieſe Weiſe hatte er ſchon eine ganze Anzahl engliſcher Flieger zur Strecke gebracht, ohne daß es möglich war, genauere Angaben über die Verluſte der Gegner zu machen. Und da nur die Erfolge bei der Verleihung von Auszeichnungen gerechnet werden, die uns die abgeſtürzten Flugzeuge in die Hände bringen, ſchien es faſt, als ob Buddecke trotz aller Leiſtungen der Pour le mérite nicht ſo bald beſchieden ſein ſollte. Aber dann holte er glücklich das achte auf dem feſten Lande herunter, und mit ihm kam der höchſte Gnadenbeweis des Deutſchen Kaiſers. Neben ihm ſchmückt bereits das Eiſerne zweiter und erſter Klaſſe ſowie der Eiſerne Halbmond, die goldene Liakat und der Imtiaz-Orden die Bruſt unſeres Dardanellenfliegers, der mich bei meinem Beſuche in aller Beſcheidenheit bat, doch von jedem anderen Gegenſtande zu plaudern, als von dem, was er als einfache Pflichterfüllung betrachte. Und ſo ſprachen wir von daheim und von dem Lande überm großen Teich, von ſeinen Erlebniſſen während der letzten Gallipolitage und von den Arbeiten, die er jetzt treibt, um den Feinden die Überzeugung beizubringen, daß ſie hier an den Dardanellen für immer ausgeſpielt haben.

Die türkiſche Armeeleitung hat ihm ein reizendes einſtöckiges Häuschen mit einem prächtigen Obſtgarten und einem kleinen Park zur Verfügung geſtellt, das von ſeinem ehemaligen Beſitzer verlaſſen iſt, und das „Budicke

Effendi" nun mit echter deutſcher Gründlichkeit und Zähigkeit zu einem behaglichen Herrenſitz umzugeſtalten ſich bemüht. Denn er ſitzt mutterſeelenallein auf weiter Flur, und nur wenn das Telephon, das auch den Weg bis in dieſe Einöde gefunden hat, ſchnurrt, um das Auftauchen eines feindlichen Fliegers zu melden, gibt es eine Unterbrechung ſeiner einſamen Stunden. Er hat nicht umſonſt „drüben" ſtudiert, und ſo kann er mir mit Stolz eine kleine Landwirtſchaft, eine ſelbſt angelegte „Rennbahn" und einen elegant eingerichteten „Tee-Salon" zeigen, in dem er fremde Beſucher an ſchönen Sommertagen bewirten will. Denn er hat, wie alle unſere Feldgrauen, durchaus noch keine Luſt, „abzubauen", und wenn es dereinſt an den Dardanellen etwa zu Ende ſein ſollte, ſo hat die Türkei ja immer noch einige andere Kriegsſchauplätze zur Hand. Freilich wird „Budicke Effendi" ſich dann etwas beeilen müſſen, da ja nun auch ſchon wieder am Irak den Engländern ein Sedan bereitet worden iſt.

Von hagerer, etwas nach vorn neigender Geſtalt, ähnelt „Budicke Effendi" auch im Geſicht und Gang dem Berliner Schauſpieler Albert Baſſermann, nur daß er dieſen in der Größe nicht ganz erreicht. Aber ſonſt können ſich beide die Hand reichen, der eine als Meiſter der Bühne, der andere als Meiſter der Luft. — Doch wäre es ungerecht, wollte ich bei dieſer Gelegenheit und an dieſer Stelle nicht auch noch unſerer anderen deutſch-türkiſchen Dardanellenflieger gedenken, die, nur auf Land- und Waſſerflugzeugen tätig, naturgemäß nicht mit den auf Fokker-Apparaten zu erzielenden Erfolgen konkurrieren können. Da iſt vor allem der famoſe Kapitänleutnant Meyr zu nennen, von dem ich ſchon kürzlich gelegentlich meiner Dardanellenfahrt mit dem Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg erzählen konnte. Auch ſeine Bruſt

ziert längſt das Eiſerne Kreuz Erſter und eine Anzahl türkiſche Orden, und wenn der Generalſtabsbericht der Kaiſerlich Osmaniſchen Heeresleitung meldet, daß „in der verfloſſenen Nacht eines unſerer Waſſerflugzeuge engliſche Kriegsſchiffe im Hafen von Imbros und die Munitions- und Proviantlager oder den Flugzeugpark erfolgreich mit Bomben belegte und unverſehrt zurückkehrte", ſo kann man zehn zu eins wetten, daß der tapfere bayeriſche Sänger (zur Laute in ſeinen Mußeſtunden) und Held (im Flugzeugkampfe gegen mächtige Gegner) Kapitänleutnant Meyr der Übeltäter war. Ein dritter Meiſter der Luft da unten iſt dann der Flugzeugoberleutnant v. Schlichting, ein Sohn jenes Berliner Majors gleichen Namens, den ein unglücklicher Zufall vor Jahren hier in der Türkei, wo er als Inſtrukteur tätig war, ums Leben kommen ließ. Die Umſtände haben es mit ſich gebracht, daß heute ſein Sohn und Träger eines alten guten Namens derſelben Armee gute Dienſte leiſten kann, die ſeinem verſtorbenen Vater viel verdankt, der ebenſo wie Freiherr von der Goltz dereinſt hierher gegangen war, weil er an den Stern des Osmanentums glaubte, ein Glaube, den nun ſein Sohn ſich erfüllen ſieht. Daneben ſind noch der kleine, ſchneidige Fünfhauſen und die beiden tapferen Nürnberger Flieger, das Brüderpaar Croneiß zu nennen. Auch ihnen winkt für ihre Taten in naher Zukunft der heißerſehnte Pour le mérite! —

Von dem erfolgreichen deutſch-türkiſchen Dardanellenflieger der erſten Kampfzeit, dem tapferen und ſieggekrönten Fliegerunteroffizier Schubert habe ich auch ſchon früher berichten können und ſo entſpreche ich zum Schluß nur noch der angenehmen Pflicht, die mir „Budicke Effendi" bei meinem Abſchiede ans Herz legte, auch der tüchtigen Mechaniker und Werkarbeiter zu gedenken, die un-

seren Fliegern da unten, fern von allen Hilfsmitteln der modernen deutschen Technik, ihre wertvolle Hilfe geliehen haben und noch leihen. Aber auch die türkischen Askeri werde ich nicht vergessen, die in Buddeckes kleinem Parke im Lichte der Abendsonne lagerten, und über deren Angesicht ein stolzes Leuchten zog, als ich mit ihrem Herrn und Meister zu dem grauen Leinenzelte wanderte, in dem sich die für ihren Kindergeist so geheimnisvolle und immer noch etwas unheimliche Maschine der Fokker-Werke verbirgt. Denn sie gehen für „Budicke Effendi" durchs Feuer, weil sie wohl wissen, daß seit seinem Erscheinen an den Dardanellen die ihr Heim und Herd bedrohende Bombengefahr feindlicher Flieger ein- für allemal nachgelassen hat. Und wie wir mit Freude und Begeisterung daheim jeden neuen Erfolg unserer Meisterflieger buchen und ihnen Gesundheit und weiteres Fliegerglück wünschen, so senden wir auch denen hier unten zu jedem neuen Erfolge von Herzen Gruß und Handschlag.

Mackensen am Goldnen Horn

(Das uralte Stambul. — Von den Dardanellen zurück. — Die rote Fahne mit dem Halbmond. — Ein Kaiserlicher Freundschaftsbeweis. — Von Adrianopel. — Die Helden von Gallipoli. — Die Wacht am Rhein. — Zwei Marschallstäbe. — Die Deutschen Konstantinopels. — Der bewährte Helfer. — An der Hoftafel des Sultans. — Eine Feldmesse. — Die fürchterliche Prüfungszeit. — Huldigungen mit Frühlingsblumen. — Die Musik des Mehderhaneh. — Der wichtigste Wegbereiter unserer Zukunft im Orient.)

Viele tausend Male ist die Einfahrt in den schönsten Hafen der Welt von Schriftstellern und Dichtern aller Länder, Völker und Zungen beschrieben worden, und doch ist sie noch so viele tausend Male schöner, als es sich über-

haupt schildern läßt. Man tut am besten, sich in Andacht zu versenken, wenn, aus den blauen Fluten des Marmara-Meeres langsam aufsteigend, das uralte Stambul sichtbar wird, wenn die Kuppeln der unzähligen Moscheen mit ihren weißen, schlanken Minaretts in der Morgensonne erglänzen und das bunte Häusergewirr der Kaiserstadt, die Marmorpracht des alten Serais und das satte Grün des Bosporusufer die Sinne zu umnebeln droht.

Wir kamen von den Dardanellen zurück. Das türkische Kanonenboot, das uns sanft wie ein Luxusdampfer vergangener Zeiten zu der „Pforte der Glückseligkeit" trug, zeigte im Großtopp die Flagge des Kommandanten der Dardanellen, unseres bewährten und verdienten Admirals Merten, der zum Empfange Mackensens nach Konstantinopel fuhr und der den Kriegsberichterstatter als einzigen Gast auf der wunderschönen Fahrt durch die kanonengespickten Meerengen mit an Bord hatte. Von dem Turm des Seraskerats und den Schiffen im Hafen, von der alten Galata-Warte und von den öffentlichen Gebäuden der Stadt her grüßte die rote Fahne mit dem Halbmond. Es war ein Freitag, der türkische Sonntag, der auf diese Weise angekündigt wird. Aber die Fahnen grüßten heute noch einen anderen Gast, den Hindenburg des südöstlichen Europas, unsern Mackensen, der, aus Serbien kommend, am Tage zuvor in Adrianopel geweilt hatte und für die nächsten Tage Gast des Sultans sein sollte. Er brachte diesem, den seine Untertanen seit der siegreichen Dardanellenschlacht „Ghazi", den „Siegreichen" nennen, den deutschen Marschallstab als einen Freundschaftsbeweis des deutschen Kaisers.

Die alte Sultansstadt wußte auch trotz der schweren Kriegszeit den großen Führer der verbündeten deutschen Armee festlich zu feiern. Schon in Adrianopel hatte es

der Generalfeldmarschall erfahren, wie sehr die kampferprobten Türken Helden- und Führertum schätzen. Die zweite Hauptstadt der Türkei ist seit alter Zeit der stärkste Stützpunkt der osmanischen Macht in Europa gewesen, und aus der jüngsten Geschichte des türkischen Reiches her wissen wir, wie schmerzlich der Verlust der Stadt im ersten Balkankriege empfunden wurde, und wie das alte Reich aufatmete, als die Stadt mitten in den Wirren des zweiten Balkanfeldzugs wiedergewonnen wurde. Denn hier, an dem Zusammenfluß von Maritza, Tundscha und Arda, gründete der Osmanensultan Murad I. nach der Überschreitung des Hellespont den ersten und mächtigsten Stützpunkt gegen das Byzantinertum, derselbe Murad, der später auf dem Amselfelde fiel, das in diesem Weltkriege abermals historisch wurde. Unter dem tapferen Schükri-Pascha wurde Adrianopel das wichtigste Bollwerk der Türken im ersten Balkankrieg und hielt sich durch fünf Monate. Seine Selimié-Moschee konkurriert mit der Hagia-Sophia in Konstantinopel und mit St. Peter in Rom, und die alten Heiligengräber machen die Stadt auch in religiöser Beziehung zu einem zweiten Mekka. Was Wunder, wenn der deutsche Generalfeldmarschall, der durch seine kluge und tapfere Truppenführung gegen Serbien einen der heftigsten Gegner der Türkei zu Boden gestreckt hat, hier hohe Ehren erfuhr.

Aber die Hauptstadt des Reiches wollte nicht hinter Adrianopel zurückstehen. Auf dem Hauptbahnhof Stambuls, auf dem jetzt wieder die Balkanzüge, dank Mackensens Siegeszug durch das südöstliche Europa, einlaufen, hatten sich alle Mitglieder der deutschen Militärmission und die höheren türkischen Offiziere Konstantinopels eingefunden. Man sah die Helden von Gallipoli, den braungebrannten Marschall Liman von Sanders, den ersten

Adjutanten des Sultans, Exzellenz Salih Pascha, den Führer der deutschen Marine-Mission in der Türkei, Admiral Souchon, den Kaiserlichen Zeremonienmeister Memduh, fast alle Mitglieder der deutschen Botschaft, an ihrer Spitze den Kaiserlichen Botschaftsrat Herrn von Neurath, die Attachés Oberst von Lossow und Korvettenkapitän Humann und viele andere deutsche und türkische Würdenträger. Das schönste Bild aber boten die frischen, schlanken Gestalten der jungen deutschen und türkischen Jugendwehr und der Pfadfinder, die sich ganz nach dem deutschen Muster organisiert haben und mit klopfenden Herzen den Helden einer großen Zeit erwarteten, die mitzuerleben ihnen vergönnt ist. Als der Sonderzug mit dem Generalfeldmarschall in die Halle einlief, empfing Mackensen ein einziger donnernder Jubelruf aus deutschen und türkischen Kehlen. Dann erklang die „Wacht am Rhein" und der Begrüßungen und des Händeschüttelns war fast kein Ende. Schließlich nahmen die Kaiserlichen Hofwagen den Generalfeldmarschall und sein Gefolge auf, und unter dem Händeklatschen der Mohammedaner und den Hoch- und Heilrufen der Deutschen ging es in feierlichem Zuge von Stambul nach Pera hinüber ins Europäerviertel, wo Mackensen für die nächsten Tage der Gast des Sultans und der Deutschen Botschaft war. Er stieg im Pera-Palace-Hotel ab, von wo aus er zunächst eine Audienz beim Sultan hatte, dem er unter Assistenz des Admirals von Usedom-Pascha, der als Generaladjutant des Kaisers von Berlin herübergekommen war, zwei Marschallstäbe in kostbarer Ausführung überreichte. Dem feierlichen Akte wohnte auch der Kriegsminister Enver Pascha und eine Gruppe der höchsten türkischen Würdenträger bei. Der Sultan überreichte seinem Gaste darauf den Osmanie-Orden erster Klasse mit Brillanten und dem

Admiral von Usedom den Ifftahrorden, worauf der Generalfeldmarschall mit Gefolge dem deutschen Botschafter Graf Wolf Metternich einen Besuch abstattete. Ebenso machte er dem österreich-ungarischen Botschafter Markgraf Pallavicini und dem bulgarischen Gesandten seine Aufwartung.

Der Nachmittag des ersten Tages war dann den Deutschen Konstantinopels gewidmet. Sie haben sich in der „Teutonia" ein stimmungsvolles und sehr gemütliches Heim geschaffen, das jedem nach der Kaiserstadt am Bosporus Kommenden offen steht und das nun auch dem großen Sohne der alten Heimat eine überaus gastliche und herzliche Aufnahme bereitete. Das ganze Deutschtum der türkischen Hauptstadt drängte zu dem Tee, der dem Generalfeldmarschall zu Ehren von den reizendsten Vertreterinnen der holden Mädchenblüte Peras dargereicht wurde, und die Begrüßungsworte des Vorsitzenden der „Teutonia" mußten den Gast davon überzeugen, daß man nicht nur aus müßiger Neugier gekommen war, sondern um dem großen Heerführer dankend zu huldigen. In bescheidener Weise lenkte Mackensen den Dank für die Heldentaten in Galizien und in Serbien auf die ihm unterstellt gewesenen Truppen ab und pries Gott als den guten, bewährten Helfer der Deutschen, die er ermahnte, den ihnen vertrauenden Balkanvölkern durch weitere Ruhmes- und Kulturtaten zu zeigen, daß sie sich zu ihrem Glücke uns verschrieben hätten. Dann plauderte der jugendfrische Held mit allen ihm vorgestellten Persönlichkeiten der deutschen Kolonie und schied schließlich mit den allerbesten Wünschen für das Deutschtum Konstantinopels.

Am Abend war dann der Generalfeldmarschall Gast der Kaiserlichen Hoftafel, an der wir außer Enver Pascha auch den allmächtigen Minister des Innern — Talaat

Bey — und den Großwesir, die Senats- und Kammermitglieder sowie Liman von Sanders, unsern Botschafter und die deutschen Militärattachés sahen. — Nach Besuchen bei Enver Pascha, dem Großwesir, dem Scheich-ul-Islam und der Minister besichtigte Mackensen am nächsten Morgen die herrliche Frühlingslandschaft am Bosporus und betrat auch den Garten der Kaiserlichen Botschaft in Therapia, wo er an den Gräbern des Freiherrn von Wangenheim, des Obersten von Leipzig und unserer gefallenen Matrosen von der „Goeben" und der „Breslau" Kränze niederlegte. — Später gab Enver Pascha ihm zu Ehren ein Festmahl in seinem Konak in Kurutschesme.

Der dritte Tag — ein Sonntag — sah uns alle im Garten des deutschen Botschaftsgebäudes in Pera. Hier war die gesamte deutsche Streitmacht am Bosporus — Militär und Marine — zu einer Feldmesse aufmarschiert, die der Botschaftsprediger Graf Lüttichau abhielt. Wiederum sah man die Spitzen unserer Armee und Verwaltung, und es wurde ein rechter deutscher Gottesdienst unter den uralten schönen Bäumen des Parkes, von dem aus die Aussicht weit, weit über das Meer hin bis zu den kleinasiatischen Höhenzügen und nach der Dardanellenstraße geht. Die Kapelle des „Jawuz Sultan Selim" begleitete die Gesänge, die das altniederländische Dankgebet einleitete. Der Geistliche wies in seinen Ausführungen auf die Passionszeit hin, in der wir uns befanden und in der wir Ausschau nach dem Kreuze halten sollten, von dem alles Heil komme. In der fürchterlichen Prüfungszeit, die uns dieser Krieg auferlege, sei der Blick nach dem Kreuz ganz besonders notwendig, denn nur indem das deutsche Volk am Glauben der Väter festgehalten habe, habe es die großen Erfolge erzielt, die es

berechtigten, in guter Hoffnung auf den endlichen Sieg zu warten. Aber er würde nur errungen werden, wenn wir weiterhin in Gottesfurcht lebten und den böſeſten Feind im Innern, die Selbſtſucht, endgültig niederringen. Mit einem Bittgebet für Armee und Volk, für Kaiſer, Reich und Sultan ſchloß die Feier, der ſich unmittelbar eine Kundgebung von ſeltener Lieblichkeit anſchloß. Vor dem Botſchaftsgebäude hatten ſich die Schüler und Schülerinnen der deutſchen und türkiſchen Schulen in weißen Kleidern eingefunden und brachten dem heraustretenden Generalfeldmarſchall eine begeiſterte Huldigung dar, die dieſer, ſichtlich gerührt, entgegennahm, ebenſo wie die vielen Tauſende von Frühlingsblumen, die ihm von den Kleinen und Allerkleinſten dargereicht wurden.

Es folgte eine Reihe von Beſichtigungen, u. a. des Schloſſes Top Kapu und des Kaiſerlichen Militärmuſeums, in deſſen Garten türkiſche Truppen in hiſtoriſchen Uniformen und in der alten Janitſcharentracht vorbeimarſchierten und die Muſik des Mehderhaneh auf Muſikinſtrumenten der damaligen Zeit alte Weiſen ſpielte. Ferner beſichtigte der Marſchall die Hagia Sophia, das Kaiſerliche Antikenmuſeum, um dann am Abend abermals Gaſt der deutſchen Botſchaft zu ſein.

Somit hat der Gaſt des türkiſchen Reiches die denkbar höchſten Ehrungen erfahren, nicht zum wenigſten aber von ſeinen hieſigen Landsleuten, die ſtolz darauf waren, daß nach langer Zeit wieder einmal die Farben des Deutſchen Reiches gezeigt wurden und ein Mann die hiſtoriſchen Stätten Stambuls betrat, den wir mit Recht als einen der wichtigſten Wegbereiter unſerer Zukunft im Orient anſprechen dürfen.

Fliegerbegräbnis am Bosporus

(Griechiſche Leichenbeſtattung. — Einer unſerer deutſchen Fliegermeiſter. — In San Stefano. — Ein trauriger Zug. — Nach Therapia. — Enver Paſchas Sommerſitz. — Wie in einem alten deutſchen Dom. — Die Erinnerung an Moltke. — Im ſtillen Botſchaftsgarten. — Für das Vaterland. — Türkiſche Leidtragende. — „Ich hatt' einen Kameraden..." — Zum letzten Mal.)

Durch die ſommerlich heißen Straßen Konſtantinopels fährt einer jener geſchmacklos verzierten griechiſchen Leichenwagen, die der Fremde nie ohne ein gewiſſes Schaudergefühl ſieht. Denn allen äſthetiſchen und hygieniſchen Anſchauungen zuwider führen die im Prozentſatz der Bevölkerung der türkiſchen Reichshauptſtadt weitaus die Mehrheit bildenden Hellenen ihre Toten im offenen Sarge zum Friedhof über. Und wer vermöchte ohne ein gelindes Grauen in die gelben, grauen, grünlichen oder gar ſchwarzen Geſichter der Leichen in dem ſchmalen, gelbgeſtrichenen Kaſten auf dem unheimlichen Gefährt ſchauen? — Aber heute ſteht ein verſchloſſener, mit tauſend Blumen und Blüten und vielen herrlichen Kränzen geſchmückter Sarg auf dem hergeliehenen Wagen, und Tauſende umdrängen ihn in herzlichem Mitgefühl. Da drinnen ſchläft einer, den ſie daheim in Deutſchland wie hier miſſen werden, einer unſerer deutſchen Fliegermeiſter, der nach einem erfolgreichen Leben hier unten verunglückte, faſt in demſelben Augenblick, da wie ein letzter Gruß der deutſchen Heimat das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe für ihn eintraf. Noch vor drei Wochen ſaß der fröhliche Bayer mit uns zuſammen und packte glückſelig wie ein Kind ſeine endlich eingetroffene Weihnachtskiſte aus, und jeder, ob er wollte oder nicht, mußte ein kleines Andenken von ihm entgegennehmen. Denn er war ein guter Kamerad, unſer Lud-

wig Preußner, auch seinen jetzigen Freunden, den Türken, gegenüber. Als erfolgreichen deutschen Berufsflieger, der seinerzeit in Nürnberg und Düsseldorf den Ruhm der Albatros-Flugzeuge kündete, litt es ihn nach Ausbruch des Weltkrieges nicht mehr in der Werkstatt. Er trat als Freiwilliger bei der deutschen Fliegertruppe ein, wurde bald Unteroffizier, Ritter des Eisernen Kreuzes, und meldete sich sofort, als hier unten eine Kaiserlich Osmanische Fliegerabteilung auf den Dardanellen gebildet wurde, nach Konstantinopel. In kühnen Überlandflügen brachte er als Erster zwei Albatros-Flugzeuge von Südungarn nach hier, wo wegen der mangelnden Verbindung mit Deutschland und Österreich-Ungarn Not an Apparaten war, und flog dann an die 50- bis 60mal über dem Feinde unten an den Dardanellen. Er kam auch nach Imbros, Tenedos und Lemnos hinüber, ja es glückte ihm sogar eine Überfliegung von Mytilene. Seine Erfolge brachten ihm den eisernen Halbmond und die silberne Tapferkeitsmedaille mit Schwertern ein. Auch wurde er von Anfang an als türkischer Leutnant geführt. Er war entschieden der beste Flieger hier unten und deshalb erhielt er auch nach dem glücklichen Ausgange des Dardanellenabenteuers alsbald den Posten eines Fluglehrers in San Stefano. Dort ist er bei einem Schulflug abgestürzt und war nach zweitägigen qualvollen Leiden dahin für immer.

Was sterblich an dem kühnen deutschen Bezwinger der Lüfte gewesen ist, das haben wir heute zu Grabe geleitet. Vorauf trugen sie den zerbrochenen und halbverbrannten Propeller seines Flugzeuges, mit Blumen in den türkischen Farben umkränzt. Denn Preußner starb als Flieger in türkischen Diensten, und fast eifersüchtig wachten seine türkischen Kameraden darüber, daß er auch aller türkischen militärischen Ehren teilhaftig wurde. Die türkische

Bei den Dardanellenfliegern I

Hauptmann Buddecke vor einem von ihm abgeschossenen Flugzeug

Bei den Dardanellenfliegern II

Die Dardanellenflieger vor ihrem Kasino

(In der Mitte der abgestürzte Leutnant Preußner, rechts von ihm Hauptmann Körner und Oberleutnant Anschütz, links von ihm Oberleutnant von Schlichting, Hauptmann Kettenbeil und Leutnant Fünfhausen)

Digitized by Google

Türkiſches Flottenleben

Torpedoboot in der Dardanellenſtraße

Türkiſches Verwundetenzelt

Feuerwehrkapelle der Reichshauptstadt geleitete den Sarg unter den Klängen des Chopinschen Trauermarsches, und jeder türkische Posten und vorübergehende Offizier und Soldat salutierte den Sarg. Aber auch auf dem Dach der deutschen Botschaft stieg die mächtige schwarz-weiß-rote Fahne auf Halbmast, als wir vorüberzogen, und unten am Schiffsländeplatze des Kaiserlichen Palastes von Dolma-Bagtsche krachten die Ehrensalven der türkischen Infanterieabteilung, als die deutschen Fliegeroffiziere in türkischer Uniform den Sarg auf die Pinasse der „Goeben" trugen. Und alle türkischen Offiziere und Mannschaften, die dem Sarge bis hierher gefolgt waren, beteiligten sich auch an der Überfahrt nach Therapia.

Vorüber an den Kaiserlichen Prunkbauten des alten Regimes, vorüber auch an der unheimlichen Stille des Schlosses von Beylerbey, in dem Sultan Abdul Hamid dem Ende seiner Tage entgegengeht, derselbe Sultan, dessen Freigebigkeit wir das unvergleichlich schöne Eden von Therapia verdanken, vorüber auch an der herrlichen weißen Bosporusvilla Enver Paschas, in deren Garten ein 38,5 cm-Blindgänger der „Queen Elizabeth" einen Ehrenplatz erhalten hat, dampften wir Therapia entgegen. Es ist wie ein Märchen, als wir ankommen. Einsam und verschlossen liegt der Botschaftspalast, denn seinen Besitzer halten trotz des Sommers die Amtsgeschäfte in Konstantinopel fest. Und auch der große vielbesungene Garten träumt still für sich. Dann aber, als der Sarg mit dem toten Flieger naht, rauschen die breiten Tore, von unsichtbarer Hand bewegt, weit auf und wir schreiten hinein in das irdische Paradies, das die Laune eines Sultans mit königlicher Gebärde verschenkte. Man geht wie in einem alten deutschen Dome unter den aus aller Herren Länder herbeigeholten Bäumen und Sträuchern des Gar-

tens von Therapia einher. Die letzten Zedern des Libanon, hier haben sie Zuflucht gefunden, und in den Lorbeerhecken und hinter Taxusbüschen singt an dem schwülen Sommerabend die Nachtigall. Deutsche und Türken streiten um die Ehre, den Toten durch die wirrverschlungenen Wege zu tragen.

Ich weiß nicht, wer die wundervolle Idee gehabt hat, den kleinen Ruheplatz des toten Botschafters v. Wangenheim und seines getreuen Militärattachés Oberst v. Leipzig im Kaiserlichen Botschaftsgarten von Therapia am himmelblauen Bosporus zu einem deutschen Heldenfriedhof auszugestalten. Aber Tausende deutscher Väter, Mütter, Brüder, Schwestern, Frauen, Bräute und Kinder werden es ihm für alle Zeit danken, daß er ihren im Dienst der hehrsten Pflicht gebliebenen Angehörigen eine solche Heimstatt schuf. Denn wer jemals den Paradiesgarten zu Häupten eines der schönsten Kurorte der Welt — wie es Therapia im Frieden war —, betreten hat, der kennt auch die beherrschende Anhöhe unter stillen, himmelhohen, breitästigen Pinien, wo ein einfacher, von den Konstantinopeler Deutschen gesetzter Denkstein die Erinnerung an Moltke wach erhält, der in den 30er Jahren bereits die Türkei nach allen Richtungen durchstreifte und ihren militärischen Instanzen so wertvolle Fingerzeige für den Schutz ihres Landes, insonderheit aber der Dardanellenstraße gab.

Nur wenige Schritt von diesem Denkmal eines der größten Deutschen entfernt, wölben sich die Grabhügel der beiden Männer, die in diesem Weltkriege die Interessen des Deutschen Reiches auf dem heißen Boden der Türkei wahrten und die beide in den Sielen starben. Und nun hat man wenige Meter unterhalb ihrer Grabstätten damit begonnen, einen großen Platz für die Helden freizulegen,

die auch im Dienſte ihres Vaterlandes und zugleich der uns verbündeten Türkei hier unten ihr Leben ließen. Man geht ſogar mit dem Gedanken um, ſpäter einmal alle Gebeine deutſcher Offiziere und Mannſchaften, die im Weltkriege auf osmaniſchem Boden fielen, hier zu vereinen, wo deutſche Erde ſie deckt und deutſche Hände einheitlich ihre Gräber ſchmücken können, mögen ſie von dem ſiegreich behaupteten Gallipoli, aus der Trojanerebene, von des Irak heißer Front, aus den Eisfeldern des Kaukaſus oder vom Sinai herkommen. Der gleiche blaue Himmel wird ſie grüßen, die gleiche tropiſche Blütenpracht des ſtillen Botſchaftsgartens von Therapia ihre Hügel umkränzen, der gleiche leiſe Wellenſchlag der Bosporusflut zu ihren Füßen ſie träumen heißen. Und aus ſeinen Waſſern ſteigt bei Tag und Nacht ein heimlicher Gruß von denen zu ihnen herauf, die oben im Schwarzen Meer, unten in den Dardanellen und noch weiter im Mittelmeer ihr Leben wie ſie für das große, ferne, deutſche Vaterland und für die Brüder unter dem Halbmond ließen.

In zwei Reihen liegen ſchon über 40 Helden des Weltkrieges hier oben, Männer vom „Jawuz Sultan Selim" und von der „Midilli", von den Dardanellen und von Gallipoli. Bunt durcheinander: ein Generalsſohn und ein einfacher Schiffsheizer, ein Artillerieoffizier neben einem Munitionsarbeiter und eine adelige Krankenſchweſter, die in treuer Pflege am Flecktyphus dahinging. Und mitten hinein betteten wir nun auch den toten Flieger. Der blonde deutſche Marinepfarrer wußte offenbar nicht recht, was er mit den vielen türkiſchen Leidtragenden anfangen ſollte. Aber er betete trotzdem tapfer wie daheim das alte, gute Vaterunſer. Und da es gar ſo viele Ähnlichkeit mit dem täglichen fünfmaligen Gebet des Koran

hat, so beugten auch die Türken ihr Haupt und falteten ganz wie wir die Hände. Auch gaben sie gleich uns dem Toten drei Hände voll Erde ins Grab und waren nur erstaunt über einen jungen deutschen Fliegerunteroffizier, dem das Wasser in die Augen trat, als er den toten Freund zum letzten Male grüßte. Denn ihnen ist ja der Tod nichts anderes als ein Übergang, und dem, den er sich vom Felde der Ehre holt, will er ganz besonders wohl. — Zuletzt sagte der Pfarrer: Nun wollen wir unserm toten Kameraden noch das alte deutsche Soldatenlied singen: „Ich hatt' einen Kameraden . . ." Und als der schlichte Gesang über den Wassern schallte, fingen rings die Vögel an, mit schmetternden Stimmen einzusetzen, als wollten auch sie den toten Kameraden ihrer Flüge grüßen zum letztenmal.

Im Hofkonzert bei Sultan Mehmed V.

(Ein holder Märchentraum. — Im Park von Yildis. — Ein wundervoller neuer Klang. — „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" — Eine Überraschung. — Meister Heinrich Laber. — Die wackeren Reußen. — Vor dem Beherrscher aller Gläubigen. — In froher Erwartung. — Deutsche Soldatenlieder. — Ein deutsches Musikfest im Orient. — Für die türkische Frauenwelt. — Auf der Stätte des alten Byzantion. — Neue Blüte alter Kunst.)

Seit Sultan Abdul Hamid drüben im Schlosse von Beylerbey Zeit hat, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzusinnen, träumt der schöne Park von Jildis Kiosk, sein einstiger Lieblingsaufenthalt und seine letzte feste Burg in den Revolutionstagen von 1908 einen holden Märchentraum. Sultan Mehmed V. hat seine Residenz hinunter nach Dolma Bagtsche verlegt, und

nur an schönen Sommertagen rauscht ein Hauch vergangener Herrlichkeit in den verlassenen Räumen auf, wenn nämlich der regierende Sultan besonders liebwerte Gäste empfängt. Dann schmücken sich wie einst, da Kaiser Wilhelm II. hier unten weilte und Abdul Hamid ihm zu Ehren im Parke von Jildis den schönen Merassim-Kiosk errichten ließ, die hohen Räume mit erlauchten Männern, und die offizielle Türkei zeigt, daß unter dem neuen Regime die alte sprichwörtliche Gastfreundschaft der Osmanen kein leerer Wahn geworden ist. In diesen schicksalsschweren Kriegstagen sah der Jildis-Kiosk nur selten fremden Besuch. Wenn Mars spricht, schweigt Philomele, obwohl wir mitten in den Tagen stehen, da sie in Busch und Strauch das Wort hat. Sie singt auch im stillen Park von Jildis und hat gewiß erstaunt gelauscht, als plötzlich ein wundervoller neuer Klang aus dem Merassim-Kiosk heraus in ihre Einsamkeit drang, der Klang holdester deutscher Musik. Die Fürstlich Reußische Hofkapelle war es, die den Türken einen Hauch vom Geiste deutscher Kunst überbringen sollte und die mit einem Hofkonzert vor dem regierenden Sultan den Anfang damit machte.

„Was kann aus Nazareth Gutes kommen?" mögen sich manche Konstantinopler heimlich gefragt haben, als sie davon lasen, daß die Munifizenz reichsdeutscher Kreise unter der freundlichen Mitwirkung unseres deutschen Botschafters ihnen die Bekanntschaft ausgerechnet des Hoforchesters unseres kleinsten Bundesstaates vermitteln würde. Aber nicht umsonst hatten Kenner sofort an die Geschichte von „Nazareth, die da die kleinste ist unter den Städten in Juda", erinnert und uns eine Überraschung in Aussicht gestellt. — In aller Stille hat seit Jahren bereits in der freundlichen thüringischen Residenz und Industrie-

ſtadt Gera der kunſtſinnige Fürſt Heinrich XXVII. nach dem Beiſpiel des Meininger Herrſcherhauſes ſein Hofſorcheſter zu einem auf muſikaliſchem Gebiete führenden auszugeſtalten ſich bemüht. Er fand dabei in ſeinem langjährigen Dirigenten Geheimrat Kleemann einen verſtändnisvollen und außerordentlich begabten Helfer. Dann kam ein neuer Mann in Meiſter Heinrich Laber aus München, der das Orcheſter ſeit Jahresfriſt mit friſchem Wagemut gleich in einer ſo alten und berühmten Muſikſtadt wie Leipzig und unmittelbar darauf in Berlin vorführte mit dem Erfolge, daß bei einer Erörterung der Frage, wer berufen ſei, unſeren türkiſchen Bundesgenoſſen deutſche Muſik in muſtergültiger Weiſe näherzubringen, ſofort auf Laber und ſeine wackeren Reußen zurückgegriffen wurde. Mit Freuden gab der kunſtſinnige Fürſt die Schar für dieſen Dienſt, der auch ein Dienſt fürs Vaterland iſt, frei und es war eine beſondere Ehre für ſie, im Jildis zu Worte zu kommen. Mit ihnen kamen zwei Soliſten von Rang: Carl Clewing, der Berliner Hofſchauſpieler, Lautenſänger und Argonnenkämpfer, und Emmi Leisner, die dem Verbande der Berliner Hofoper angehört. Trotzdem mag manch einem der lieben thüringer Künſtler nicht ganz geheuer zumute geweſen ſein, als die Türen im Palaſt von Jildis ſich für ſie öffneten, und der um das Zuſtandekommen der dreitägigen Feſtſpiele der Reußen verdiente Doktor Schönberg von der Deutſchen Botſchaft ihnen das Zeichen zum Beginn eines Hofkonzerts vor dem Beherrſcher aller Gläubigen gab.

Selbſt wer viel Pracht dieſer Welt geſehen hat, ſteht geblendet vor dem Glanz des herrlichen Meraſſim-Kioskes, ſeinen wunderſchönen Teppichen, Vorhängen, Vaſen und ſonſtigen Koſtbarkeiten. Und rings ſtanden die höchſten Würdenträger des Türkenreiches,

die es zu bezaubern, zu erobern galt. Auch der deutsche Botschafter, Graf Wolf Metternich, sowie der österreichisch-ungarische Botschafter, Markgraf Pallavicini, waren geladen. Der Sultan saß in froher Erwartung. Zuerst erklang die Padischah-Hymne, die neben manchen an die alte Janitscharenmusik anklingenden Motiven doch in der Hauptsache ein an deutsche Vorbilder gemahnender, fortreißender und zum Schluß hübsch gesteigerter Marsch ist. Dann zogen die weihevollen Klänge des Meistersingervorspiels durch den historischen Saal, und der deutsche Meister hielt alles in seinem Bann. Auch das Largo von Haendel, das Emmi Leisner mit ihrer prächtigen Altstimme zu voller Wirkung brachte, machte tiefen Eindruck. — Dann kam Clewing mit seinen deutschen Soldatenliedern zu Wort. Feldgraue Luft zog durch den Sultanspalast und machte sogar das kürzlich von einer deutschen Behörde auf den Index gesetzte „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren", hoffähig. Für den Sultan waren die deutschen Texte wörtlich ins Türkische übertragen und in ein dünnes Heftchen mit Goldschrift eingedruckt worden, so daß er genau verfolgen konnte, was unsere grauen Jungen vor Verdun und drüben in Polen, in Flandern und auch im türkischen Quartier singen, wenn sie an Schatz und Heimat denken.

Darauf folgten zwei Soli, gespielt von Hofkonzertmeister Blümle und Kammermusiker Schmidt für Geige und Cello, worauf die Hofkapelle mit dem Hohenfriedberger Marsch zum Vortrage von sechs deutschen Volksliedern durch Fräulein Leisner und Clewing überleitete. Sie sangen vom Brunnen am Tore und von der Mühle im kühlen Grunde, vom Mai und von der Liebe, ein altes deutsches Rätsellied und zum Schluß: „Muß i denn zum Städtele hinaus". Als sie geendet, ließ der Sultan den beiden

Künſtlern hohe Auszeichnungen überreichen. Auch die Soliſten des Orcheſters und der feinſinnige Begleiter auf dem Flügel, Leipzigs berühmter Thomaskirchen-Organiſt Profeſſor Straube, wurden mit Orden bedacht. Dann ſpielten die Geraer noch „Deutſchland, Deutſchland, über alles" und die „Wacht am Rhein" und dann kam auch für ſie der feierliche Augenblick, wo der Osmanenherrſcher ihnen in Anerkennung ihrer vortrefflichen Leiſtung alleſamt die Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft überreichen ließ. Ihrem Leiter aber, — Heinrich Laber — wurde der Medſchidié-Orden III. Klaſſe zuteil, eine hohe Anerkennung für den jungen Mottl-Schüler, der über Baden-Baden, Nürnberg, Halle und Stuttgart an die Spitze der ausgezeichneten reußiſchen Hofkapelle gelangt iſt.

In den folgenden drei Tagen haben dann die Deutſchen Konſtantinopels und ihre türkiſchen Freunde den Genuß eines richtigen deutſchen Muſikfeſtes mitten im Weltkriege gehabt. Der Theaterſaal der „Petits Champs" war in künſtleriſcher Weiſe zu dieſem Zweck ausgeſtattet worden und bot in dieſen Tagen vielen tauſend Freunden deutſcher Muſik einen ſtimmungsvollen Aufenthalt. Man hörte Wagner, Bach, Haydn, Schubert, Brahms und Haendel, unſere deutſchen Volkslieder und wiederum die Soliſten der Berliner Hofbühnen. Der Abend des dritten Tages brachte eine herrliche Kundgebung für die deutſchen Muſiker, die man einfach nicht vom Podium laſſen wollte und die, faſt verblüfft von den über ſie niederregnenden Ovationen, auch den türkiſchen Kreiſen nur immer wieder durch den Mund ihres trefflichen Führers verſichern konnten, daß ſie im Frieden wiederkommen würden. — Für die türkiſche Frauenwelt gab es dann noch ein Sonderkonzert, und ſchließlich war ganz Stambul und Pera an einem Freitag in den ſchönen Garten des alten Serai

geladen, um die deutschen Meisterspieler kurz vor ihrer Abreise in einem aus den bekanntesten Werken zusammengestellten Programm zu hören. Wohl an die 40000 Menschen bevölkerten den auf der Stätte des alten Byzantion angelegten Lustgarten Stambuls, zu dessen Füßen das Marmarameer blaut, und der schon in uralten Zeiten heiße Wettbewerbe um Massengunst sah. Auch diesmal waren die Reußen der Gegenstand herzlichster Kundgebungen, und als sie zum Schluß ihres klassischen Konzerts die Sultans-Hymne, „Deutschland, Deutschland über alles" und die „Wacht am Rhein" anstimmten, sangen alle Deutschen, aber auch die deutschsprechenden Türken mit, und ein Sturm der Begeisterung brauste hinauf zu den Tempeltrümmern der Antike, gleichsam den Anbruch einer neuen Blüte alter Kunst unter deutscher Führung in der Stadt Konstantins kündend.

Wie drei Engländer nach Konstantinopel kamen

(Der Konsul im U-Boot. — Die verräterische Zehn-Schilling-Note. — The Earl of Kut.)

Sieben Tage nach der deutschen Kriegserklärung — am 10. August 1914 — herrschte in der freundlichen Töpfer- und Hafenstadt Tschanak-Kalé an der Dardanellenstraße, von wo aus bis dahin die Fremdenkarawanen nach Troja abzugehen pflegten, eine nicht geringe Aufregung. Im Lichte der Abendsonne erschienen urplötzlich mitten in dem Wald von Masten der hier auf die Erlaubnis zur Einfahrt nach Konstantinopel bzw. auf die Ausfahrt in das Mittelmeer wartenden Handelsschiffe aller Nationen die mächtigen Schornsteine zweier deutscher Kriegsschiffe. Man wußte allgemein, daß die Türkei in dem Weltkriege

neutral bleiben wollte und daß ſie zum Schutze der Meerengen eben erſt deren Sperrung verfügt hatte. Namentlich auf den engliſchen, ruſſiſchen und franzöſiſchen Schiffen gab es daher ein heilloſes Durcheinander, denn ſie waren ja bis unter die letzte Luke mit Militärpflichtigen angefüllt und die gewaltigen Kanonen der mächtigen „Goeben" wie die der flinken „Breslau" ſahen gar drohend herüber. Bald danach erſchienen denn auch handfeſte blaue Jungen an Bord der feindlichen Schiffe und beſeitigten die funkentelegraphiſchen Stationen, von denen aus die an der Dardanelleneinfahrt lauernde engliſche Flotte um Hilfe in der großen Not angegangen worden war.

Wütend liefen die Konſuln der feindlichen Mächte zu dem damaligen Kommandanten der Dardanellenfeſte und jetzigen Oberbefehlshaber einer der tapferſten osmaniſchen Armeen, Dſchevat-Paſcha, und der aufgeregteſten einer war zweifellos der Vertreter der großbritanniſchen Seeleute, der engliſche Konſul Palmer von Tſchanak-Kalé. Er forderte von Dſchevat-Paſcha nicht weniger und nicht mehr, als daß er die „Goeben" und „Breslau" ſofort wieder dahin zurückſchicke, woher ſie gekommen waren, nämlich ins Mittelmeer. Er ſah im Geiſte ſchon die Dreadnoughts des Admirals Milne, mit denen die beiden deutſchen Schiffe noch bis zum 30. Juli gemeinſam zum Schutze der albaniſchen Königsherrlichkeit vor Durazzo gelegen hatten, ſich auf ſie ſtürzen, und geriet deshalb ganz aus dem Häuschen, als drei Tage ſpäter die Schiffe nach Konſtantinopel weiterfuhren. Er ſpielte die Rolle Benedettis weiter und vermaß ſich ſogar, den Namen Seiner Majeſtät King Georgs zu mißbrauchen, um den halsſtarrigen Paſcha von Tſchanak einzuſchüchtern. Aber der verwies ihn lächelnd nach Konſtantinopel. Und hier hatte man erſt recht kein Verſtändnis für Herrn Pal-

mers Schmerzen. Denn inzwiſchen war aus der „Goeben“ der „Jawuz Sultan Selim I.“ und aus der „Breslau“ die „Midilli“ geworden.

Das ſchlaue England, das beim Kriegsausbruch der neutralen Türkei ihre bei engliſchen Werften beſtellten und bezahlten Kriegsſchiffe, darunter das aus Mitteln des ganzen Volkes geſchaffene Großkampfſchiff „Sultan Osman“ widerrechtlich einbehalten hatte, war von der noch ſchlaueren Türkei geſchlagen worden. Und als wenige Wochen ſpäter der Marineminiſter Dſchemal-Paſcha feſtſtellen konnte, daß die engliſche Marinemiſſion in der Türkei die türkiſche Flotte im Bosporus faſt kampfunfähig gemacht hatte, verſtummte Herr Palmer in Tſchanak-Kalé und verſchwand in dem Augenblick, als am letzten Oktobertag des erſten Kriegsjahres auch dem Osmaniſchen Reiche die Kriegsſtunde ſchlug.

Aber es gab ein Wiederſehen. Am 17. April 1915 gelang es den Türken und den mit an ihren Batterien ſtehenden deutſchen Marineartilleriſten in der Bucht von Karanlik, das engliſche Unterſeeboot „E 15“ zur Strecke zu bringen. Und ſiehe da, als erſter Offizier entſtieg ſeinem Turm — Herr Palmer. Kein anderer als er hatte eine ſo genaue Kenntnis der Dardanellenſtraße während eines jahrelangen Aufenthalts in der alten Töpferſtadt ſich angeeignet und um ein Haar wäre er eine halbe Stunde ſpäter mit ſeinem U-Boot vor ihren Befeſtigungen geweſen. Lange haben damals deutſche Seeleute tauchen müſſen, um die Papiere des Herrn Konſul a. D., die ſeine Offizierseigenſchaft erweiſen ſollten, in dem geſunkenen Boote aufzufinden, und während dieſer Zeit mag Herr Palmer mehr als einmal in Erinnerung an die ſummariſche Handlungsweiſe ſeiner Landsleute Spionen gegenüber bänglich nach ſeinem Halſe gefaßt haben. Aber

dann klärte sich alles, und man führte den triefenden baumlangen Engländer nach Tschanak-Kalé, wo ihm Dschevat-Pascha mit einem freundlichen Lächeln die Hand drückte und ihn fragte, ob er sich auch keinen Schnupfen zugezogen habe.

*

Und dies ist die Geschichte des zweiten Engländers, der während des Weltkrieges nach Konstantinopel kam. Sie ist nur ganz klein, so klein fast, wie eine englische Zehn-Schilling-Note, um die es sich dabei handelt. Man fand sie im Besitz eines dicken, braven Tommys, der sie als Handgeld vor den Dardanellen erhalten hatte. Er lächelte verlegen, als er sie zeigte und war nicht wenig erstaunt, daß man sie ihm als einem Gefangenen nicht einfach abnahm, sondern ihm dafür ein echtes türkisches Goldpfund — also fast das Doppelte ihres Wertes — schenkte. Denn diese Zehn-Schilling-Note verriet uns etwas, was Old England nach der glorreichen Dardanellenschlacht vom ewig denkwürdigen 18. März 1915 glatt ableugnen wollte, nämlich, daß seine Flotte an diesem Tage unbedingt nach Konstantinopel durchbrechen wollte. Alle englischen Soldaten haben an diesem Tage ihre Löhnung in Form solcher Noten erhalten, die neben dem üblichen englischen Wertaufdruck in roter Schrift auch noch einen weiteren in schwarzer türkischer enthalten. Dieser Aufdruck sollte dem Konstantinopeler Geschäftsmann versichern, daß England sein Papiergeld prompt einlöse und daß er daher die zehn Schilling unbedenklich annehmen könne. Wie viele solcher doppelsprachigen Banknoten samt ihren unglückseligen Besitzern auf dem Grunde der Dardanellen ruhen mögen — wer weiß es! Aber das eine ist sicher, daß diese Zehn-Schilling-Note so selten ist, daß

ſie mir unter Glas und Rahmen gezeigt und ein märchenhafter Preis für ſie genannt wurde.

*

Der dritte intereſſante Engländer, der in dieſem Weltkriege nach Konſtantinopel kam, iſt der Beſiegte von Kut-el-Amara. Herr Townshend kam faſt gleichzeitig mit der Leiche unſeres unvergeßlichen Feldmarſchalls von der Goltz hier an, nachdem er unterwegs mit dem Kriegsminiſter Enver Paſcha zuſammengetroffen und auf deſſen Anordnung hin ſehr gut behandelt worden war. So kann auch er gleich den anderen engliſchen Gefangenen dereinſt daheim von der ſprichwörtlichen Liebenswürdigkeit der Türken ihren geſchlagenen Feinden gegenüber berichten. Er kann auch erzählen, wie ſie ihn hier ſogleich nach einem der ſchönſten Ausflugsorte Konſtantinopels brachten, ihm eine ganze Villa zur Verfügung ſtellten und ſogar zwei ſeiner Vertrauten mit nach der byzantiniſchen Wilhelmshöhe entſandten.

Ich war Zeuge, wie der Kinomann Konſtantinopels Herrn Townshend für Berlin und ſeine Kinotheater „filmte“ und ich werde nie den ſchreckensvollen Blick des gefangenen Generals vergeſſen, mit dem er den Kurbeldreher anſah, als dieſer mit ſeiner Arbeit begann. Aber dies iſt auch die einzige unangenehme Viertelſtunde für den „Earl of Kut“ geweſen, wie ihn der Witz der ehemaligen „Goeben“- und jetzigen „Jawuz Sultan Selim“-Leute taufte. Denn nun kann Herr Townshend ruhig ſchlafen. Ab und zu werden die Pfadfinder Konſtantinopels unter ſeinen Fenſtern vorüberziehen und „Deutſchland, Deutſchland über alles“ ſingen, oder die rote türkiſche Kriegsflagge wird im Topp der vorüberſegelnden Schiffe luſtig wehen. Aber daß ihn ſeine Landsleute im Triumph

dereinſt heimholen werden, ſei es, daß ſie von den Dardanellen oder vom Irak oder vom Sues her nach Konſtantinopel kommen — das wird er wohl nach einiger Zeit ſelbſt für ausgeſchloſſen halten. Und es mag ſchmerzlich genug für ihn ſein, daß mancher hier unten von den drei Engländern, die in dieſer Kriegszeit nach Konſtantinopel kamen, die Zehn-Schilling-Note für den wertvollſten hält.

2

Am Sarge des Generalfeldmarſchalls von der Goltz

(Die größte Kaſerne der Welt. — Unruhige Elemente. — Die Fäden der Verſchwörung. — Ein Ehrenplatz für von der Goltz. — Die Totenwacht. — Sinnige Ehrungen. — Der Sieger von Kut-el-Amara. — Verborgene Schönheiten. — Der Friedhof von Skutari. — Ein Machtwort.)

Ganz ſtill und feierlich iſt es auf dem hohen Hügel, der drüben, auf der aſiatiſchen Seite Konſtantinopels, das Rieſengebäude der mediziniſchen Fakultät der türkiſchen Reichshauptſtadt trägt. — Als der entthronte Sultan Abdul Hamid im Jahre 1902 durch den Italiener Valory unmittelbar neben der größten Kaſerne der Welt — der von Selimié — in Haidar Paſcha den gewaltigen Bau für die türkiſche Medizinhochſchuljugend hinſetzen ließ, wußte der alte, ſchlaue Abſolutiſt wohl, was er tat. Denn unter dieſer Hochſchuljugend befanden ſich jene unruhigen Elemente, die nach den Berichten ſeiner überall umherwitternden und umherwiſpernden Spione den Kern der revolutionären Bewegung gegen das alte Regime bildeten und die in der Folge als das „Jungtürkiſche Komitee“

denn auch den Sturz des Despoten herbeigeführt haben. Abdul Hamid glaubte sie auf der einsamen Höhe wohlgeborgen und opferte gern ein paar Millionen, um sie in dem Prunkbau auf andere Gedanken zu bringen. Aber trotz der wundervollen, von Professor Rieder aus Bonn geschaffenen inneren Einrichtungen dieser wohl schönsten medizinischen Hochschule der Welt, trotz der Heranziehung erster deutscher und österreichisch-ungarischer Lehrkräfte, trotz der Aussendung der besten (und revolutionärsten) Schüler nach Paris und London spannen sich die Fäden der Verschwörung fort, und heute blicken die Führer der Türkei gern zu dem stolzen Bau hinüber, in dessen Räumen sie neben ihrer wissenschaftlichen auch ihre politische Weiterbildung genossen haben und die ihnen ein nationales Wahrzeichen geworden ist.

Deshalb dürfen wir Deutschen auch ganz besonders stolz darauf sein, daß gerade hier die sterblichen Überreste des größten Deutschen in der Türkei, unseres und ihres Generalfeldmarschalls von der Goltz bis zu ihrer Überführung nach der fernen Heimat einen Ehrenplatz erhielten. Als er seinerzeit auf der Bagdadbahn, deren Kopfstation zu Füßen der Hochschule in Haidar Pascha liegt, eintraf, eilten über hundert türkische Medizinstudenten mit ihren Professoren an den Zug und verdrängten die zum Transport des 800 kg schweren Sarges bestellten Mannschaften, um selbst die schwere Last auf ihre Schultern zu laden und sie den steilen Hang zu ihrem stolzen Heim emporzutragen. Der Direktor des Instituts stellte sein Empfangszimmer für den großen Toten bereit, aber es gelang nicht, den riesigen Transport in die oberen Räume zu schaffen, und so wurde der schönste Saal des Erdgeschosses zu einer Totenkapelle hergerichtet, zu der dann tagaus, tagein die türkischen Freunde des toten General-

feldmarschalls pilgerten. Vier Perlenkränze der Stadtgemeinde von Tarsus, des Wali von Adana, der militärmedizinischen Abteilung der Hochschule von Haidar Pascha und des Kommandanten der Militärzone von Adana, die auf der Fahrt von Bagdad hierher passiert wurde, schmückten den Sarg, vor dem Riesen der türkischen Gendarmerie mit aufgepflanztem Bajonett die Totenwacht hielten. Der ganze Raum war mit großen Flaggen in den türkischen, deutschen und österreichisch-ungarischen Farben ausgeschlagen. Hochragende Palmen und blühende Strauchgewächse umgaben die Plattform, die den Sarg trug. Den Sarg selbst deckte die osmanische Kriegsflagge und die deutsche Reichsflagge mit dem schwarzen Adler im Felde. Zwei silberne Leuchter mit je drei brennenden Kerzen verbreiteten in dem hohen, kühlen Saale ein schwaches, magisch wirkendes Licht. Rings um den Katafalk liefen zwei lange Ordensbänder des höchsten türkischen und höchsten deutschen Kriegsehrenzeichens, des Eisernen Halbmondes und des Eisernen Kreuzes. Vor der Eingangstür des mächtigen Institutsgebäudes stand eine weitere Ehrenwache der türkischen Garnison von Haidar Pascha.

Alle diese sinnigen Ehrungen hatten die Lehrer und Schüler im Verein mit dem Kommandanten, Oberstleutnant Mehmed Nachmi Bey und dem Chefarzt Nehdim Aja Bey, der in Deutschland seine wissenschaftliche Ausbildung erhalten hat, ganz für sich allein aus der unendlichen Tiefe ihres türkischen Herzens heraus geschaffen, dessen warmen Schlag jeder verspürt, der sich uneigennützig und treu in den Dienst der schönen Idee einer innigen Verbrüderung der beiden jetzt verbündeten Völker stellt. Und das hat der große Verblichene, dessen sterbliche Überreste der Metallsarg auf der Höhe von Haidar Pascha barg, ja stets als seine Lebensaufgabe betrachtet. In

Der Hafen von Kilia in der Dardanellenstraße
während der Gallipolikämpfe

Türkisches Truppenlager auf Gallipoli
(Durch die Felsenformation gegen Schiffsgeschütze gesichert)

Blick auf die Dardanellenstraße
Gegenüber die Halbinsel Gallipoli

Wie es auf Gallipoli aussieht

dem Sieger von Kut-el-Amara ehrte die Türkei in diesen Stunden auch den ehemaligen Leiter des türkischen Militärlyzeums von Pankaldi, den unermüdlichen Reformator ihres gesamten Heerwesens und den unentwegten Wortführer für eine deutsch-türkische Verständigung in der deutschen Heimat. Und wer Goltzens Bücher über seine Wanderungen rings um Konstantinopel und in Anatolien gelesen hat, der weiß auch, daß er den Türken außerdem ein Pfadfinder in ihrer Heimat geworden ist, daß er sie auf die verborgenen Schönheiten ihres asiatischen Hinterlandes aufmerken gelehrt hat. Und wenn die türkische Jugend in diesem Augenblick durch seinen Nachfolger, den Obersten von Hoff, für die Pfadfindersache und die Jugendwehr organisiert wird, so ist daran zu erinnern, daß auch für diese Dinge der tote Generalfeldmarschall sowohl für uns Deutsche wie auch für seine türkischen Freunde der Vorkämpfer gewesen ist. Nur so versteht sich auch die fast eifersüchtige Liebe, die an dem Katafalk des großen Toten wachte und sein Gedächtnis hier in der Türkei für fast alle Zeiten umwehen wird. „Er ist unser Gast," sagte der Kommandant mit bewegter Stimme, als ich ihn fragte, ob denn etwa die Überführung nach Konstantinopel geplant sei, „und wir hoffen, daß man uns ihn bis zum Begräbnis hier läßt." Dabei ging sein Blick hinüber nach dem gewaltigen Zypressenhain, der sich von Skutari her bis unter die Mauern der Anstalt nach Haidar Pascha hinzieht, und in dem die Türken seit vielen Hunderten von Jahren ihre strenggläubigen Toten begraben, die im Tode auf dem Boden ihrer Urheimat ungestört ruhen wollen. Auf diese Weise ist der Friedhof von Skutari der größte, schönste und berühmteste des Orients geworden, und ich denke mir, daß es der geheime Wunsch der Türken gewesen sein mag, ihren großen Freund

auch dort zu begraben, wo er den größten Erfolg seines Lebens erzielte und wo er so gern verweilte — in Asiens Märchenland. Aber auch die Deutschen des Orients reklamierten ihn für ihren Heldenfriedhof — den im Wundergarten von Therapia — und so mußte die Heimat wohl ein Machtwort sprechen.

Schlösser am Bosporus

(Der Barbarismus Melacs. — Märchenerzähler. — Wasser in die Tinte. — Lexikon-Weisheit. — Berg- und Wasserschlösser. — Kettensperren. — Ehrwürdige Zeugen. — Das niedergebrannte Parlamentsgebäude. — In Saly Basar. — Beyler-Bey. — Der „Sultan in Staatspension". — Der Palast Enver Paschas.)

Wenn wir die Franzosen ordentlich ärgern wollen, so halten wir ihnen die Zerstörung des Heidelberger Schlosses vor. Es gibt zwar Rohlinge, die da sagen, der Barbarismus Melacs und seiner Rothosen habe uns das steinerne Märchen erst geschaffen, das noch heute trotz aller Verschandelungsversuche der modernen Burgenbauer an den Ufern des Neckar träumt. Aber diese Märchenerzähler — auch Dichter genannt — hat man glücklicherweise in diesem Kriege unschädlich gemacht, indem man sie in die Zwangsjacke der Kriegsberichterstatter steckte. Unschädlich! Denn wer weiß heute noch etwas von einem „Humoristen" Roda Roda, seitdem er in der „Neuen Freien Presse" todernste Kriegsberichte schreibt. Oder von Ganghofer, von Schmidtbonn, von Rudolf Herzog! Dagegen werden die harmlosen Leute, die vor dem Kriege als Redakteure und Journalisten, als Gerichts- und Kongreßberichterstatter tätig waren und die jetzt ebenfalls als kriegsfreiwillige Berichterstatter ihr Brot verdienen müssen, vielfach mit den zünftigen Dichtern verwechselt. Ich

war ſelbſt Zeuge, wie der geſtrenge Zenſor über einem vorgelegten Kriegsbericht die Brauen runzelte und zu dem Journaliſten ſagte: „Da haben Sie ja wieder was Nettes zuſammengedichtet!“ Und dann goß er kräftig Waſſer in die Tinte, ſo daß die Rieſenſchlacht zu einem ganz belangloſen Treffen verblaßte.... Das war in dem ſchönen Journaliſtenſchloß, über das ich heute noch nichts ſchreiben darf, da ſonſt die Zenſur dieſe ganze Erzählung ſtreichen würde.

Aber ich will ja auch gar nichts von franzöſiſchen Schlöſſern erzählen, ſondern von den Schlöſſern hier unten am blauen Bosporus. Sie ſind es, die uns ein ganz getreues Spiegelbild der Zuſtände geben, die das Mittelalter feſte Schlöſſer zum Schutze vor allerlei Kriegsgefahren bauen hieß. Die Dichter freilich, die immer ſo viel von Schlöſſern zu erzählen wiſſen, geben uns gar keinen Aufſchluß über ihre Entſtehung. Sie wiſſen nur von ſchönen Burgjungfrauen, von Prinzen und Rittern zu berichten, ſo daß wir alſo zum Konverſationslexikon (auch ein ſchönes deutſches Wort!) greifen müſſen. Man geht am beſten immer dem Fettfinger des Vorgängers nach. Da, wo er ausgeruht hat, trifft man ſchon etwas. Alſo: Band 12. „Rübenſchein“ bis „Sinustangentenbuſſole“. — S — Sch — Schaf — Schatz, — Scherenfernrohr, — Scheibe — Schieber, — Schießen — Schützengraben — ... Halt, wir ſind ſchon zu weit. Zurück, damit kein Unglück geſchieht! — Weiter: Schlamaſſel — Schlodien — Schloß. Da iſt es ja. „Schloß“ ſiehe „Burg“. „Burg“ ſiehe „Kaſtell“. — „Kaſtell“ ſiehe „Schloß“. — Alſo doch „Schloß“! „Schloß“ — eine befeſtigte Anlage auf freier Höhe zur Abſchließung eines Talausganges. Oder eines Waſſerlaufs. Dann Waſſerſchloß genannt.

Solche Berg- und Waſſerſchlöſſer gibt es am Bos-

porus und an den Dardanellen die ſchwere Menge. Als die Türken auf ihrem Zuge nach Europa die Meerengen überſchritten hatten, bauten ſie alsbald zum Schutze des neuen Beſitzes nicht weniger denn ſieben Schlöſſer, deren großartige Reſte noch heute das Auge des Beſchauers erfreuen. Am Bosporus ſind es Rumeli Hiſſar und Anadolu Hiſſar. Sie ſperren die engſte Stelle des Waſſerlaufes und zwiſchen beiden ſpannte man des Nachts früher einfach eine eiſerne Kette aus, ſo daß kein Schiff nach Konſtantinopel hinein konnte. Auf die naheliegende Idee, ſie mit einer Kneifzange durchzuzwicken, und ſich ſo zum Herrn von Byzanz zu machen, ſcheint damals niemand verfallen zu ſein. Schon vorher waren die urſprünglichen Herren der Stadt — die Byzantiner — auf den Gedanken gekommen, auch das Goldene Horn zwiſchen Stambul und Galata durch eine ebenſolche Kette gegen herannahende Feinde zu ſperren. So mußte denn Mohammed II. bei der Belagerung Konſtantinopels ſeine Schiffe auf einer Schleifbahn hinter Pera herum ins Goldene Horn ſchaffen und auf dieſe Weiſe die Kette umgehen.

Wie dieſe Ketten, ſo haben auch die Schlöſſer Rumeli Hiſſar und Anadolu Hiſſar ihre frühere ſtrategiſche Bedeutung vollkommen verloren. In Rumeli Hiſſars Ruinen hauſen heute die letzten Nachkommen der Janitſcharen, die dem fürchterlichen, von Sultan Mahmud 1826 unter dem aufſtändig gewordenen Korps veranſtalteten Blutbade entronnen waren. — In der Dardanellenſtraße erheben ſich an deren engſter Stelle drei ſolcher Schlöſſer: Kalé Sultanié (Topfſchloß), das heutige Tſchanak-Kalé, Kilid-Bahr (Verſchluß des Meeres) und Bogas Hiſſarlik (Schloß der Meerenge). Auch dieſe Schlöſſer ſchloſſen in alter Zeit und ſchließen noch heute mit ihren gewaltigen modernen Befeſtigungen die Meeresſtraße wirkſam gegen

jeden aus der Ägäis her andringenden Feind ab. Am Ausgange der Straße aber erheben sich die Schlösser Sedd-ul-Bahr (Damm des Meeres) auf dem europäischen, und Kum-Kalé (Sandschloß) auf dem asiatischen Ufer, und was sie in diesem Weltkriege trotz ihres hohen Alters in strategischer Beziehung bedeutet haben, das wissen wir aus allerjüngster Zeit her.

Neben diesen ehrwürdigen Zeugen einer großen Vergangenheit und Gegenwart hat namentlich der Bosporus noch eine Fülle interessanter alter und neuer Schlösser aufzuweisen. Es sei da in erster Linie das prachtvolle Schloß von Dolma Bagtsche genannt, in dem der gegenwärtige Sultan residiert, und das sich mit seiner fabelhaften Gold- und Marmorpracht herrlich von dem tiefen Blau des Wassers abhebt. Und gleich daneben das Tschiragan-Schloß, das auch einst ein Sultanspalast war und im Winter 1909 bis 1910 als Parlamentsgebäude diente. Aber einer, der wahrscheinlich auch die „Kerls mit den Diäten" nicht leiden konnte, steckte in der Nacht zum 19. Januar 1910 die türkische „Schwatzbude" einfach in Brand, und da niemand Lust hatte, sie wieder aufzubauen, so steht das auch als Ruine prachtvoll wirkende Gemäuer noch heute einsam am Strande. Das türkische Parlament tagt seit dieser Zeit in einem anderen Bosporuspalaste, der sich nur wenige hundert Meter östlich vom Tschiragan-Palast unmittelbar neben dem Kaiserlichen Marine-Arsenal in Saly-Basar erhebt. Dieser Bau stammt gleich einem ganz ähnlichen und mit ihm in Verbindung stehenden aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und war zuletzt von der Prinzessin Sekkie bewohnt. Sie hat ihn bis zu dem Zeitpunkt, wo das türkische Parlament sich ein eigenes Gebäude geschaffen haben wird, dem Reiche zur Verfügung gestellt.

In unmittelbarer Verbindung mit dem abgebrannten Tschiragan-Serai steht der hoch über ihm gelegene Jildis-Kiosk, vordem der Herrschersitz des abgesetzten Sultans Abdul Hamid. Heute wohnt dieser bekanntlich drüben auf dem asiatischen Ufer in einem anderen schönen Bosporusschloß, dem von Beyler-Bey als Gefangener. Es gibt Leute, die diesen „Sultan in Staatspension" trotzdem beneiden. Sie weisen darauf hin, daß er noch immer — trotz der allgemeinen Teuerung — gut zu leben habe und noch von seinem ganzen Harem umgeben sei.

Noch ein anderer Sultanspalast steht etwas weiter oben am Bosporus, der von Beikos. Ihn hatte sich Abdul Hamid zum Sommersitz erkoren und dorthin pflegte er allerlei Würdenträger einzuladen, deren Fortkommen ihm besonders am Herzen lag. Man sagt, daß sie zu diesem Zwecke des Nachts mit einem Stein am Bein in den Fluten des Bosporus untertauchten. Deshalb fand der ränkevolle Sultan auch manchmal wenig Gegenliebe bei seinen Einladungen. Die ganz Klugen reisten, wenn solche Sommervergnügungen winkten, schleunigst nach europäischen Kur- und Badeorten ab. So z. B. ein alter Pascha, dem ursprünglich auch ein herrlicher Palast am Bosporus, der von Therapia, gehörte. Sultan Abdul Hamid verschenkte damals den auf diese Weise plötzlich herrenlos gewordenen Besitz und zwar an uns, die wir den Sommersitz der Deutschen Botschaft daraus machten.

Auf derselben Seite der Wasserstraße — zwischen Bebek und Ortaköi — liegt schließlich noch ein ganz neuer und prächtiger Palast, der Enver Paschas. Schon von weitem leuchtet der freundliche, blütenweiße und mit europäischer Sauberkeit gehaltene Besitz aus der sonnenbestrahlten Bosporusflut auf. Hier sucht — so selten ihm das auch in der jetzigen schweren Zeit möglich ist — der

türkiſche Kriegsminiſter und Vizegeneraliſſimus der osmaniſchen Armeen ein wenig Erholung.

Was der „Jawuz Sultan Selim I." erzählt

(Das deutſche „Geſpenſterſchiff". — Im Zeichen des Halbmonds. — Ein rechtes Seemannsgarn. — Auf der Waſſerwüſte des Schwarzen Meeres. — Zweiährige Fahrten und Abenteuer. — Verdächtige Handelsdampfer. — Nach Sebaſtopol. — Die Angſt der feindlichen Flotte. — Verfrühte Freude. — Ein Stellungsgefecht. — Enver Paſcha an Bord. — Die letzten Wünſche von der Goltzs. — Beim Hoch auf den Kaiſer. — Der Verluſt der „Medſchidié". — Ein Scheinmanöver. — Der hiſtoriſche 9. Mai. — Wir greifen an. — Der genasführte Feind. — Eine förmliche Blockadezone. — Eine diplomatiſche Reiſe. — Im Gefecht mit „Katharina II." — Freundliche Briefbeſchwerer. — Ein Lob der deutſchen Arbeit. — Die Muſterlandwirtſchaft der „Jawuz"-Leute.)

Gar mancher mag ſich in den Tagen, da die deutſche Flotte am Skagerrak kämpfte, gefragt haben, was denn wohl die beiden früheren ſtolzen deutſchen Schiffe, die heute die Kriegsflagge des verbündeten Osmanenreiches zeigen, hier unten tun und treiben. Märchen von orientaliſcher Üppigkeit umwittern die ehemalige „Goeben" und „Breslau", ſeit die beiden Schiffe am Nachmittag des 6. Auguſt 1914 Meſſina verließen, überraſchend vor Philippeville und Bône ihre Viſitenkarte abgaben und dann, verfolgt von der engliſchen Mittelmeer-Diviſion, durch die Dardanellen nach Konſtantinopel fuhren. Geheimnisvoll war ihr plötzliches Auftauchen vor Sebaſtopol, Odeſſa und Novoroſſisk und ebenſo geheimnisvoll ihr weiterer Verbleib im Schwarzen Meer. Aus der „Birmingham-Poſt" erfuhr man, daß die Ruſſen vor allem den „Jawuz Sultan Selim I." wie die Peſt fürchten und ihm den

Namen „Das deutsche Gespensterschiff" beigelegt haben. Ein englischer Ingenieur, der an Bord eines russischen Großkampfschiffs — wahrscheinlich neben vielen anderen Engländern — Dienst tut, erzählte in dem Blatte, wie die abergläubische Schiffsmannschaft beim Erscheinen der ehemaligen „Goeben" statt an die Geschütze in die Kammern läuft und die Heiligenbilder holt, um sie dem Geisterschiff entgegenzuhalten. Vergebens sind strenge Strafen gegen diesen Unfug verhängt worden; die armen, unwissenden Kerle glauben eben nichts anderes, als daß der Gottseibeiuns den Türken das Riesenschiff gesandt hat und daß jeder Kampf dagegen zwecklos ist. Auf diese Weise ist — nach dem englischen Berichterstatter — der „Jawuz Sultan Selim" schon verschiedentlich seinen zahlreichen Verfolgern entkommen.

Wir, die wir im Weltkriege die Tapferkeit, den Mut und die nautische und artilleristische Überlegenheit unserer „blauen Jungs" miterlebt haben, wissen natürlich besser, weshalb auch im Zeichen des Halbmonds Kapitän Ackermanns Schifflein so schöne Fahrten macht. — Wenn es nach den Erzählungen der russischen Flottenberichte ginge, wären wir freilich arge Aufschneider. Denn sie haben sowohl den „Sultan Selim" wie die flotte „Midilli" schon mindestens sechsmal untergehen lassen. Aber auch daheim soll es manche Zweifler geben, die durch abenteuerliche Liebesbriefe vom Bosporus her irregeführt worden sind. Ein rechter Seemann spinnt nun einmal gar zu gern sein Garn und freut sich, wenn recht viele auf den Leim gehen. Lachend erzählt man sich hier, daß einer vom Postdampfer „General", der seit seiner Einfahrt ins Goldene Horn am 14. August des ersten Kriegsjahres friedlich vor Anker liegt, monatelang Heimatberichte schrieb, in denen er von wilden Seeschlachten des

harmlosen Schiffes erzählte und Abenteuer der Besatzung mit allerlei märchenhaften Völkerschaften zum besten gab, so daß seinen Angehörigen die Haare zu Berge standen. Die große Fülle von Liebesgaben, die der alte Knabe daraufhin von daheim erhielt, erweckte den Neid der „besitzlosen Klasse" und so kam der Schwindel ans Tageslicht. Nun, der „General" ist allerdings eine ungefährliche Sache, aber was der „Sultan Selim" auch heute noch ist, das erfahren seine Feinde draußen auf der weiten Wasserwüste des Schwarzen Meeres noch alle Tage.

Die kleine Motorbarkasse, die mich kürzlich vom sichern Port aus dem stolzen Schiffe entgegentrug, hatte alle Mühe, sich gegen die ankommenden Wellenberge zu behaupten, und ich war schließlich froh, als man mich mit einiger Mühe an Bord gehißt hatte. Da stand ich nun auf dem breiten Deck eines unserer größten Panzerkreuzer, der in seinen Ausmessungen und in seiner Bestückung durchaus dem Typ unsrer Großkampfschiffe entspricht. Mit ungeheurer Schnelligkeit schrauben die gewaltigen Turbinenanlagen den Koloß vorwärts, indes in der gemütlichen Kapitänskajüte der Herrscher der Heldenschar — der schlanke, braune, lustige Kapitän Ackermann — mir einen erschöpfenden Überblick über seine Fahrten und Abenteuer seit dem Kriegsbeginn gab. —

Am 28. Oktober 1914 war der türkischen Flotte angesichts der immer unverschämter und herausfordernder auftretenden russischen „Freiwilligen Flotte" vor der Bosporuseinfahrt die Geduld gerissen. Man wollte endlich wissen, was die ewigen Besuche der als harmlose „Handelsdampfer" zurechtgemachten feindlichen Hilfskreuzer dicht an der türkischen Küste bedeuten sollten. Schon am Tage zuvor waren russische Minen aufgefischt worden und am 28. früh war ein ausgesprochener Minenleger un-

mittelbar vor der Bosporusmündung aufgefahren. Funksprüche wurden gesandt und als der „Jawuz Sultan Selim" ausfuhr, erschienen bald einige Kriegsschiffe, die ihm die Weiterfahrt verwehren wollten. Als die feindliche Absicht klar erkannt war, machte der „Jawuz" sich für alle Zwischenfälle bereit und ebenso die ihm bald folgende „Midilli". Am 29. Oktober konnte dann der türkische Heeresbericht mitteilen, daß den beiden Schiffen die Versenkung des Minenlegers „Pruth" mit einer Ladung von 700 Minen an Bord, die Kaperung eines Kohlendampfers und ferner dem türkischen Zerstörer „Gairet" die Torpedierung des russischen Kanonenboots „Kubanetz" (1100 Tonnen) gelungen sei, während das türkische Torpedoboot „Muavenet" einanderes Kanonenboot schwer beschädigt hatte. Getreu den deutschen Überlieferungen blieb der Kommandant nicht bei diesen Leistungen stehen, sondern trug bereits in der folgenden Nacht den Feuerbrand der türkischen Flottenoffensive nach Sebastopol, der stärksten Seefestung Rußlands. Er überraschte die Feste und fing sogar noch einen an ihren Kommandanten gerichteten Funkspruch des Inhalts auf, daß zur gleichen Zeit die „Midilli" vor Odessa erschienen sei, das Kanonenboot „Donetz" versenkt und ein zweites russisches Kanonenboot schwer beschädigt habe. In demselben Augenblick fast funkte der „Jawuz Sultan Selim" auch schon mit gutem Erfolg nach Sebastopol hinein. Dann aber schoß auch der Feind und vor der Übermacht zog sich das Schiff nach 15 Minuten ins offene Meer zurück, hoffend, daß ihm die feindliche Flotte folgen würde. Aber später haben wir erfahren, daß sie trotz der Kriegserklärung keinen Dampf aufgemacht hatte. So kam der „Jawuz Selim" nur mit drei Zerstörern ins Gefecht, die nach dem Verlust von 15 Mann das Weite suchten, und die

damit dem Schicksal eines kurz darauf in Sicht kommenden Hilfskreuzers „Leutnant Puschkin" entging, der nach einigen wohlgezielten Schüssen in Brand geriet und wegsackte.

Inzwischen waren „Midilli" und „Hamidié" vor Novorossisk erschienen und hatten diese Feste im Verein mit der voraufgefahrenen „Berc", die die Beschießung angekündigt hatte, durch volle zwei Stunden bombardiert. Auch hier ließ sich die feindliche Flotte nicht sehen und im Triumph zogen die türkischen Schiffe heimwärts, begeistert begrüßt von der Reichshauptstadt, die den Beweis erhalten hatte, daß, wie unten an den Dardanellen so auch hier oben an der Küste des Schwarzen Meeres Deutsche und Türken treu vereint allen feindlichen Anstürmen die Stirn zu bieten willens und in der Lage waren.

Seit jenem denkwürdigen 1. November 1914 hat man so gut wie nichts mehr von der Tätigkeit der beiden Schiffe erfahren. Strategische Gründe waren und blieben bisher maßgebend, den Aufenthalt und die Fahrten des „Jawuz" und der „Midilli" mit Stillschweigen zu übergehen. Nur aus der gegnerischen Presse erfuhr man ab und zu von ihrer Wirksamkeit. Aber jedesmal waren sie versenkt oder doch zum mindesten schwer beschädigt worden. Heute darf ich es sagen, daß sowohl der „Jawuz Sultan Selim" wie die „Midilli" in den letzten 22 Monaten unermüdlich tätig gewesen sind und daß vor allem die ehemalige „Goeben", der man ungeheure Beschädigungen angedichtet hatte, in derselben guten Verfassung wie damals vor Messina sich befindet und nicht daran denkt, das Schwarze Meer den Russen kampflos zu überlassen. Mehr als das: Die beiden Schiffe haben in der Zwischenzeit einen ebensolchen Massenangriff, wie er am 18. März 1915 vor den Dardanellen von der vereinigten englisch-

französischen Flotte unternommen worden ist, blutig und erfolgreich abgewiesen und zwischendurch die Bedeutung der türkischen Flottenmacht den verschiedenen Anliegern des Schwarzen Meeres recht eindringlich vor Augen geführt.

Schon neun Tage nach dem ereignisreichen 1. November 1914 zerstörte der „Jawuz" das Kabel zwischen der Hafenstadt des damals noch neutralen Bulgarien — Warna — und der russischen Festung Sebastopol. Am 17. November erreichte ihn die Nachricht, daß die russische Flotte das (inzwischen an die Russen vorübergehend verloren gegangene) Trapezunt beschieße. Der Panzerkreuzer kam gerade noch zurecht, um die nach Sebastopol zurückkehrende feindliche Flotte abzufangen. Wohl fuhr sie in diesigem Wetter, indes der „Jawuz" mitten in der Abendsonne stand. Aber trotzdem und obwohl der Feind schon bei Balaklawa, also unter Land stand und Zeit gefunden hatte, sich zu formieren, stürzte sich der „Jawuz" doch auf ihn und es gab ein Stellungsgefecht auf sechzig Hundertstel, wobei die erste russische Salve bei uns und die unsrige bei dem russischen Flaggschiff einschlug. Später wurden zwei russische Kreuzer außer Gefecht gesetzt, während im „Jawuz" eine Kasematte ausfiel. Dies war und blieb bisher der einzige Verlust des schönen Schiffes. Der Gegner verzeichnete an demselben Tage an die hundert Tote, darunter viele Offiziere, besonders auf dem schwerbeschädigten „Jewstafi". Das Gefecht ging schließlich im Nebel auseinander.

Dann kam eine Periode, wo der „Jawuz Selim" große Truppentransporte von Konstantinopel nach verschiedenen türkischen Häfen im Schwarzen Meer, besonders nach Trapezunt zu sichern hatte. Einen dieser Transporte begleitete der Vizegeneralissimus Enver Pascha und ver-

folgte bei dieſer Gelegenheit mit großem Intereſſe die Manöver des prächtig laufenden Schiffes. Man weiß, wie ſehr dem türkiſchen Kriegsminiſter gerade die Kaukaſusfront am Herzen liegt und daß ſeiner Initiative die gegenwärtig ſo erfolgreich verlaufenden Vorſtöße der türkiſchen Armee zur Wiedergewinnung des verlorenen Gebiets um Erzerum zu danken ſind. Mit aufrichtiger Bewunderung verfolgte er den glatten Verlauf der mühſeligen Expedition mit ihren ſchwerfälligen Begleitſchiffen und war mit der Beſatzung glücklich darüber, daß der Feind von der ganzen Aktion auch nicht das mindeſte bemerkt hatte. Sie nahm die ganze Zeit vom 6. bis zum 12. Dezember in Anſpruch. Zwiſchendurch wurde Batum ein Beſuch abgeſtattet und auch dieſe Stadt erfolgreich beſchoſſen.

In der Zeit vom 21. bis 27. Dezember erfolgte ein zweiter Truppentransport. Ihn begleitete der verſtorbene Generalfeldmarſchall von der Goltz und er ſah bei dieſer Gelegenheit zum letztenmal unſere blauen Jungen bei der Arbeit. Der greiſe Heerführer äußerte damals den lebhaften Wunſch, daß der Feind doch kommen und ſich eine Abfuhr holen möchte. Es würde das die erſte Seeſchlacht ſein, die er noch erlebe und dann wolle er gern ſterben. Aber es kam nicht dazu.

Im Jahre 1915 nahm der „Jawuz Sultan Selim“ am 13. und dann am 27. Januar ſeine Fahrten ins Schwarze Meer wieder auf. An dem letzteren Tage rief ihn der Kreuzer „Hamidié“ zu Hilfe, der Kohlentransporte zu decken hatte und dabei von der feindlichen Flotte überraſcht worden war. Der „Jawuz Selim“ lag an dieſem Tage friedlich in der Bucht von Beikos, und man war gerade beim Hoch auf das Kaiſerliche Geburtstagskind angelangt, als der Befehl zum ſofortigen Auslaufen eintraf.

Im Handumdrehen war man seeklar, und so eilte das Schiff der bedrängten „Hamidié" mit dem Erfolge zu Hilfe, daß ein feindlicher Kreuzer mehrere Treffer erhielt und der Feind sich darauf zur Flucht wandte. — Am 7. Februar ging es abermals zu einer Unternehmung in See, deren Ergebnis ein weiterer feindlicher Schiffsverlust war, und in der Zeit vom 1. bis 3. April erschien der „Jawuz Selim" zum großen Erstaunen der Russen wieder einmal vor Sebastopol. Er deckte damals eine Unternehmung der beiden türkischen Kreuzer „Hamidié" und „Medschidie", die sich zunächst auf Odessa und danach auf Sebastopol gestürzt hatten. Selber tätig einzugreifen, blieb dem Panzerkreuzer damals versagt. Er stand aber erfolgreich „Schmiere", um mit seinem frohgelaunten Kapitän zu reden. Bei dieser Gelegenheit ging leider die „Medschidie" verloren, da sie auf eine feindliche Mine geriet. Der Feind veröffentlichte zwar diesen Erfolg, vergaß aber wohlweislich anzugeben, welche Verluste und Zerstörungen die beiden Schiffe in den beiden Festungen angerichtet hatten. — Als sich der „Jawuz" und die „Midilli" gerade entfernen wollten, kam plötzlich die ganze Flotte heraus. Aber auch angesichts dieser Gefahr verlor man keine unnütze Zeit, sondern versenkte vor den Augen des Feindes noch zwei Dampfer. Erst nachdem die beiden Kreuzer schon fast die Bosporusmündung erreicht hatten, holten sie mehrere sehr schnelle und gut armierte Zerstörer ein und versuchten einen Nachtangriff zu unternehmen. Aber durch ein Scheinmanöver des „Jawuz" und der „Midilli" gerieten sie schließlich zwischen die beiden Schiffe und wurden von allen Seiten beleuchtet und beschossen und als sie endlich Luft geholt hatten, waren die Türken längst verschwunden.

Am 6. Mai schlug endlich die Stunde, wo der „Jawuz"

wieder auslaufen und den Gegner herausfordern konnte. Er kreuzte unermüdlich im Schwarzen Meer und hoffte, die russische Flotte ebenso herauslocken zu können, wie dies inzwischen auch die deutsche Bruderflotte mit der englischen erfolgreich versucht hat. — Am 9. Mai, als man eben wieder in den Bosporus eingelaufen war, kam die Meldung, daß schwache russische Einheiten an der türkischen Küste gesichtet worden seien. Der „Jawuz" ging sofort hinaus und kreuzte in der Nähe der Kanincheninsel, wobei er ein russisches U-Boot sichtete. Die Ahnung, daß etwas Besonderes im Werke sei, trog den Kommandanten nicht. Als es allmählich hell wurde, lag plötzlich die ganze russische Flotte vor der Bosporusmündung und zwar in nicht viel geringerer Stärke, als seinerzeit am 18. März die Engländer und Franzosen vor der Dardanelleneinfahrt. Den Linienschiffen und Panzerkreuzern waren zahlreiche Torpedoboote, Minensucher, U-Boote und Flugzeugmutterschiffe sowie Hilfskreuzer beigegeben. Kurzum — nach der verunglückten Dardanellenunternehmung der Bundesgenossen im Süden der Meeerengen sollten diese nunmehr von Norden her forciert werden. Der „Jawuz Selim" nahm sofort Kurs auf den Feind und funkte: „Wir greifen an!" — Das geschah denn auch und es entwickelte sich ein mordsmäßiges Geschieße, da die Russen, wie bei ihnen üblich, ohne Sinn und Verstand aus allen Knopflöchern zugleich feuerten. Fünf Linienschiffe griffen ihn gleichzeitig an und der „Jawuz" erhielt zwei Treffer, einen im Vorschiff außerhalb des Panzers und einen im Seitengang unter Wasser, die jedoch keinen Schaden anrichteten. Aber der „Jawuz" wußte auch, was er zu tun hatte. Es war klar, daß er nicht alles auf eine Karte setzen durfte. Er ist das einzige Großkampfschiff der türkischen Flotte und hat daher die Pflicht, nach Mög-

lichkeit intakt zu bleiben. Nun wäre es ja wohl nach dem Herzen der Unsrigen gewesen, die fünf, einen nach dem andern, abzutun, aber inzwischen wäre die Bosporusmündung unter Umständen von den kleineren Einheiten forciert worden. Dies galt es unter allen Umständen zu verhindern und so lockte der „Jawuz" seine Angreifer durch ein geschicktes Manöver aus der gefährlichen Nähe der türkischen Küste fort, indem er auf Sebastopol zusteuerte. Sofort folgte man ihm mit allen Schiffen, und nach etwa hundert Meilen war der „Jawuz" so weit vom Schuß, daß er in schöngeschwungenem Bogen, weit ausholend und mit dem Taschentuch winkend, nach dem Bosporus zurückfahren konnte. Die teilweise schwer beschädigte russische Flotte tat das Klügste, was sie unter den obwaltenden Umständen tun konnte. Sie dampfte weiter nach Sebastopol und besserte dort lange Zeit hindurch aus.

Der „Jawuz" lag indes nicht still. Er hatte immer wieder bei Kohlentransporten die Sicherung zu übernehmen, die jetzt immer schwieriger wurden, weil feindliche U-Boote und Zerstörer eine förmliche Blockadezone um die Bosporusmündung schufen. Das konnten die kleinen türkischen Transportschiffe nicht aushalten und einmal wurde auch der Kreuzer „Hamidié" gleich von drei Zerstörern auf einmal angegriffen, so daß er den „Jawuz" zu Hilfe rufen mußte. Am 21. September kam auf der Höhe von Sebastopol der „Jawuz" mit drei Zerstörern ins Gefecht. Sie vermuteten in ihm fälschlich die „Hamidié" und waren nicht wenig verblüfft, als ihnen die Granaten schon aus einer Entfernung her um die Ohren sausten, wo sie noch gar nicht feuern konnten. Sie stoben nur so auseinander und werden sicher die Flotte alarmiert haben, aber sie kam auch diesmal nicht heraus. — Vom 13. bis 15. Oktober machte der „Jawuz" eine diplo-

matiſche Reiſe nach dem rumäniſchen Hafen Conſtanza und dem bulgariſchen Hafen Warna. Schließlich lief er auch noch Burgas an. Sein Erſcheinen rief namentlich bei den Bulgaren große Begeiſterung hervor.

So kam er denn auch geſund und munter ins Jahr 1916 hinüber. Am 8. Januar d. J. geriet der „Jawuz" mit einem ruſſiſchen Großkampfſchiff, der „Katharina II." ins Gefecht. Sie feuerte bereits auf koloſſal weite Entfernung, aber es war kein gutgezieltes Feuer. Näher heranzukommen getraute ſie ſich nicht, weil inzwiſchen deutſche U-Boote mehrfach im Schwarzen Meer erſchienen waren und der feindliche Kapitän auch in der Nähe des „Jawuz" ein ſolches vermuten mochte. So fuhr er denn in reſpektvoller Entfernung hinter dem Gegner her und warf ihm Granaten nach, deren Splitter das ganze Deck überſäten, ohne Schaden anzurichten, da auf dem „Jawuz" während des Gefechts kein einziger Mann ohne genügende Deckung iſt. Die Sprengſtücke, die man damals auf Deck fand, ſind heute freundliche Briefbeſchwerer auf den Schreibtiſchen des Admirals und des Kommandanten.

Vom 4. bis 8. Februar beſorgte der „Jawuz" einen großen Geſchütz-, Munitions-, Flugzeug- und Mannſchaftstransport nach Trapezunt. Die ganze Truppenabteilung und das viele Material wurde innerhalb einer halben Stunde von Bord gebracht, und hohe Anerkennung verdienen die flinken Mahonen der türkiſchen Fiſcher, deren Beſitzer mit Feuereifer dem großen Bruder wirkſame Hilfe leiſteten. Der Feind merkte von dieſer kühnen Unternehmung nicht das geringſte. — Inzwiſchen mußte ein Wellenlager ausgebeſſert werden, ohne daß man im Bosporus ein entſprechend großes Dock hatte. So zog ſich die Arbeit viel länger hin, als etwa im Heimathafen —

aber ſie gelang dank der eifrigen und hingebenden Tätigkeit unſerer deutſchen Werftarbeiter, die von tüchtigen Bauleitern angeführt wurden. Dazu kommen die unendlichen ſonſtigen Schwierigkeiten, unter denen das große Sorgenkind zu leben hat. Die ſchweren Türme mit ihren diffizilen Einrichtungen verlangen eine beſonders gute Pflege und jeder Erſatzteil muß Tauſende von Kilometern weit herbeigeſchafft werden. Monate hindurch war bekanntlich dazu noch jede direkte Verbindung mit Deutſchland ausgeſchloſſen. Ebenſo ſchwierig war die Verſorgung mit der Munition und den Maſchinenerſatzteilen. Die Verpflegung der mehr als tauſendköpfigen Mannſchaft erhielt durch die Anlegung einer eigenen Landwirtſchaft auf der Steniawieſe am Bosporus eine willkommene Abwechslung. So ſehen wir denn heute unmittelbar vor den Toren von Konſtantinopel eine Muſterlandwirtſchaft emporblühen, an der nicht nur unſere blauen Jungen ihre Freude haben. Sie liefert den „Jawuz"-Leuten ſchmackhafte Zutaten zu den Rationen; ſogar eine Schweine- und Geflügelzucht iſt hinzugetreten. Aber auch die techniſchen Hilfsmittel wurden vervollkommnet und vorhandene kleine Betriebe ausgebaut. Ein Teil des Feuerwerksperſonals wurde von der „Jawuz"-Mannſchaft geſtellt und ebenſo hat das Schiff zahlreiche Leute für die Verteidigung der Dardanellen abgegeben. An den dortigen ſiegreichen Kämpfen ſind viele Offiziere und Mannſchaften des „Jawuz" beteiligt geweſen, aber auch ſeine Geſchütze und Maſchinengewehre. Neuerdings ſind die „Jawuz"-Leute auch an der Irakfront tätig. Daneben wurden Leute auch noch zur Ausbildung türkiſcher Marinetruppen abgegeben.

Des Generalfeldmarſchalls letzte Fahrt

(Der Sieger von Kteſiphon und Kut-el-Amara. — Die Kugel von Bercelaere. — Der Ruf der Heimat. — Von Bagdad nach Konſtantinopel. — Für ein Ehrengrab. — Auf dem deutſchen Heldenfriedhof in Therapia. — Zu Schiff nach Stambul. — Das Trauergefolge. — Ein letzter Gruß vom Irak. — Der Vertreter des Kaiſers. — Pfadfinderdank. — Ein Gruß vom „Jawuz Sultan Selim". — Enver Paſchas Abſchiedsrede. — Der Weg zum Aufſtieg. — Unvergängliche Verdienſte um das Osmanenreich. — „Ich hatt' einen Kameraden." — In tiefſter Ehrfurcht. — Auf dem Torpedoboot. — Zum Frieden. — Ein Goltz-Denkmal in Konſtantinopel.)

Eine ſeltſame Verkettung von Umſtänden hat es mit ſich gebracht, daß wir den greiſen Heerführer in zwei großen Kriegen und Generalfeldmarſchall zweier Reiche, den unvergeßlichen Freiherrn Kolmar von der Goltz, erſt mehr als zwei Monate nach ſeinem Tode zu Grabe geleiten konnten.

Als der Sieger von Kteſiphon und Kut-el-Amara am 19. April dieſes Jahres in der alten Kalifen- und Märchenſtadt Bagdad dem heimtückiſchen Flecktyphus zum Opfer fiel, erſchien es ſeinen zahlloſen türkiſchen Freunden in allen Kreiſen der Armee und der Bevölkerung des von ihm ſo heiß geliebten Landes ſelbſtverſtändlich, daß er auch in dem von ſeinen tapferen Scharen ſiegreich wiedereroberten meſopotamiſchen Boden ſeine letzte Ruhe finden werde. Man hatte die Leiche einbalſamiert und in einen unter den ſchwierigſten Umſtänden beſchafften koſtbaren Metallſarg gebettet, als plötzlich die Nachricht eintraf, daß die Familie den Generalfeldmarſchall gern in der alten Heimat, womöglich im fernen Oſtpreußen, beigeſetzt ſehen möchte. Der Wunſch erſchien verſtändlich, denn nur das wechſelvolle Kriegsſchickſal des Landes hatte von der Goltz

am Abend seines Lebens nach Bagdad geführt. Ebensogut hätte ihn auch die Kugel, die ihn in Bercelaere in Flandern streifte, ins Jenseits führen können oder irgendeine der französischen Granaten, die 1870/71 über die II. Armee des Prinzen Friedrich Karl herniederprasselten, der von der Goltz damals als Generalstabsoffizier angehörte. Und wo ist der Wanderfrohe nicht sonst noch auf seinen jahrzehntelangen Fahrten durch die halbe Welt von Not und Tod umdroht gewesen? Deshalb achtete man auch den Ruf der Heimat und führte den toten Marschall in einem wahren Triumphzuge von Bagdad nach der türkischen Reichshauptstadt.

Die durch den Krieg nach drei Fronten außerordentlich überlastete Bagdadbahn brachte es trotzdem fertig, die Leiche bereits in zehn Tagen nach Konstantinopel zu schaffen, und von Station zu Station steigerten sich die Trauerkundgebungen der Muselmanen, obwohl die Durchfahrt streng geheim gehalten worden war. Die Etappen-Kommandanten der durchfahrenen Distrikte, die Bürgermeister der größeren Städte und die deutschen und österreich-ungarischen Kolonien ließen es sich nicht nehmen, den Sonderzug mit frischem Grün und Blumen zu schmücken und den Sarg mit Perlenkränzen zu bedecken. Auf dem Bahnhof in Haidar Pascha aber, der Kopfstation der Bagdadbahn, auf dem asiatischen Ufer von Konstantinopel, erwarteten mehrere hundert Studenten der kriegsärztlichen Abteilung der medizinischen Fakultät an der Stambuler Universität den Transport und trugen den 800 kg schweren Sarg auf ihren Schultern die steile Höhe zum Akademiegebäude hinan, wo einer der eifrigsten Verehrer des toten Generalfeldmarschalls, der Kommandant von Haidar Pascha, Mehmed Rachmi Bey, im Verein mit den Professoren, Ärzten und den seit langen Jahren

an der Anstalt tätigen Schwestern, für eine würdige Aufbahrung Sorge trugen.

Inzwischen gingen die Verhandlungen wegen der Beisetzungsfeierlichkeiten zwischen Berlin und Konstantinopel weiter. Abermals bemühte sich die Türkei, die Leiche des großen Toten für ein Ehrengrab auf ihrem Soldatenfriedhof zu gewinnen, es wurde sogar der Gedanke einer allgemeinen Volkskundgebung erwogen und dadurch schließlich auch erreicht, daß man von der Überführung in die deutsche Heimat Abstand nahm, für die schon Verhandlungen wegen der Durchfahrtserlaubnis mit Bulgarien und Österreich-Ungarn gepflogen worden waren. Allein auch die Deutschen Konstantinopels machten ihre Rechte an dem langjährigen Freunde und Förderer des Deutschtums in der Türkei geltend, und so kam man auf den allseitig begrüßten Ausweg, ihn auf dem deutschen Heldenfriedhof im Botschaftsgarten von Therapia beizusetzen. Hier wo langsam eine künftige Wallfahrtsstätte für alle Deutschen, welche nach dem Frieden ihre Schritte nach der Türkei lenken wollen, erwächst, wo ein Denkmal für den Vorkämpfer der deutschen Interessen im Orient, für Helmut von Moltke, sich bereits erhebt, wo zu Füßen der einstigen Lenker der Geschicke der Deutschen Konstantinopels, des Botschafters Freiherrn von Wangenheim und des deutschen Militär-Attachés, Obersten von Leipzig, die Gefallenen der „Goeben" und „Breslau", unsere besten deutschen Flieger in der Türkei, zahlreiche Kämpfer von den Dardanellen und aus Gallipoli, aber auch deutsche Ärzte und Krankenschwestern aus dem Weltkriege ausruhen, hat nun auch Freiherr von der Goltz seinen Ehrenplatz erhalten.

Von der militärärztlichen Akademie in Haidar Pascha war die Leiche am Tage der Beisetzung zu Schiff nach Stambul übergeführt und im Torgebäude des türkischen

Kriegsministeriums aufgebahrt worden. Der Platzkommandant von Stambul, der liebenswürdige und deutschfreundliche Riesa Bey, hatte seinen Empfangssaal dazu hergegeben und veranlaßte in den Vormittagsstunden dort eine intime Trauerfeier für die allernächsten Angehörigen des Verstorbenen, seine von Berlin herübergekommene Tochter und Schwiegertochter, sowie seine Enkelin, die später auch im Verein mit zwei weiteren Angehörigen der Familie, dem Artillerie-Kommandeur Oberstleutnant Stange und dem Fliegeroberleutnant von Schlichting, dem Neffen des Freiherrn von der Goltz, den auf dem Hof des Kriegsministeriums errichteten Katafalk umstanden. Zu der Trauerfeier war die gesamte Garnison Konstantinopels aufgeboten. Ferner waren Offiziere und Mannschaften aller deutschen und österreich-ungarischen militärischen Formationen in der Türkei erschienen, so daß der weite Platz vor dem Seraskerat von einer unübersehbaren Menschenmenge angefüllt war. Kurz vor Beginn der Feier wurde der Sarg aus dem Torgebäude auf den unter einer uralten Akazie in der Nordostecke des Platzes errichteten Katafalk aufgebahrt. Zwei Gebirgsgeschütze der Irak-Armee standen zu Füßen des Sarges, den eine mächtige Kriegsflagge des Deutschen Reiches und die der osmanischen Heere bedeckte. Obenauf lag der Feldmarschallstab des Toten, sein deutscher Helm und sein türkischer Kalpak. In ununterbrochener Folge erschienen Abordnungen der türkischen Armee, der Flotte, der deutschen und österreich-ungarischen Kolonie sowie der deutschen Pfadfinder mit riesigen Kränzen. Als Vertreter des Sultans erschien dessen Sohn Prinz Sia Eddin Effendi, sowie der Generaladjutant und der Zeremonienmeister des Sultans Mehmed V. Den deutschen Kaiser vertrat der Botschafter am Sultanshof, Graf Wolf Metternich, mit dem auch fast das

gesamte Botschaftspersonal erschienen war. Für Kaiser Franz Josef legte der österreich-ungarische Militär-Bevollmächtigte, General Pomiankowski, einen prachtvollen Kranz am Sarge nieder. Auch der türkische Senat und die Kammer, die Regierung und die türkische Pfadfindergruppe waren offiziell vertreten, letztere im Verein mit dem deutschen Pfadfinderbund, für den der tote Generalfeldmarschall in den letzten Friedensjahren und auch im Kriege noch soviel geleistet hat. Mit einem von der ausgezeichneten „Goeben"-, der jetzigen „Jawuz Sultan Selim"-Kapelle unter der Leitung des Musikmeisters Behrens gespielten Choral wurde die religiöse Feier eingeleitet. Dann hielt Pastor Barbe für den im Urlaub befindlichen Botschaftsprediger Grafen Lüttichau die Leichenpredigt unter Zugrundelegung des Bibelwortes „Sei getreu bis in den Tod." Er feierte den Generalfeldmarschall als einen Mann, der in allen seinen Werken und Taten stets nur das Wohl und die Größe seines deutschen Vaterlandes, aber auch die des ihm verbündeten Osmanenreiches im Auge gehabt habe. Darauf nahm in tiefer Bewegung der Vize-Generalissimus der türkischen Heere, Kriegsminister Enver Pascha, das Wort. Er war noch kurz vor dem Tode des Feldmarschalls in Bagdad und wurde Zeuge der gewaltigen, für die Vernichtung der unter General Townshend kämpfenden englischen Heeresmassen durch von der Goltz getroffenen vorbereitenden Maßnahmen, die wenige Tage nach dem Tode des Generelfeldmarschalls zu dem entscheidenden Schlage von Kut-el-Amara führten. Enver, der türkisch sprach und noch unter dem Eindruck der neuen Siegesnachrichten von der Vertreibung der Engländer aus der Bucht von Smyrna stand, pries von der Goltz vor allem als den großen Reformator der türkischen Armee-Organisation. Er erinnerte daran, was von der Goltz als

Professor des Lyzeums in Pankaldi an guten Lehren in das Herz der jungen türkischen Offiziere gestreut habe und hob hervor, daß die Willens- und Tatkraft des Generalfeldmarschalls seinen Schülern den Weg zu dem Aufstieg gewiesen habe, den die Armee im Weltkriege gehe. Als Berater des Sultans seit Mitte Dezember 1914 habe er der türkischen Armee neue Impulse gegeben und als Oberkommandant der I. Armee, die zu Beginn des Krieges das Verteidigungssystem vom Schwarzen Meer den Bosporus entlang bis nach Gallipoli hin durchgeführt hat, sowie zuletzt als Führer der Irak-Armee, habe er sich bis zum Augenblick seines Todes unvergängliche Dienste um das Osmanenreich erworben. An seinem Sarge versspreche er namens der türkischen Armee, daß diese im Geiste des Toten weitergeführt werden würde; ihr letzter Wunsch sei die heiße Bitte zu Gott, dem toten Generalfeldmarschall die ewige Ruhe zu schenken.

Nunmehr wurde der Sarg von Matrosen des Dampfers „General" auf eine Lafette gestellt, während die Jawuz-Sultan-Selim-Kapelle „Ich hatt' einen Kameraden" spielte. Sechs Pferde zogen den von General Mehmed Ali Pascha angeführten Kondukt über den historischen Bajazid-Platz durch die Hauptstraße von Stambul, in der türkisches, deutsches und österreich-ungarisches Militär Spalier bildete. Die Bevölkerung von ganz Konstantinopel verharrte in tiefster Ehrfurcht. Die Militärkapellen spielten Trauermärsche und die Geschäfte hatten sämtlich geschlossen. Der Zug ging unter dem Ehrensalut der türkischen Truppen durch den schönen, alten Seraigarten bis zum Landeplatz der Sultansschiffe, wo ein Regierungsdampfboot den Sarg und die türkischen und deutschen Würdenträger aufnahm. Eine Torpedoboot-Flottille, auf der das übrige Trauergefolge Aufnahme fand,

fuhr durch das Marmarameer den Bosporus hinauf der Leiche nach. Nach etwa einstündiger Fahrt wurde der Park der Deutschen Botschaft in Therapia erreicht. Es dunkelte bereits, als man durch die verschwiegenen Gänge des märchenschönen Parkes den Sarg zu der friedvollen Anhöhe hinantrug, wo unter mächtigen Pinien, Zedern und Kiefern das Grab für von der Goltz geschaufelt war. In stiller Andacht senkte man den Sarg in die Tiefe. — Später wird sich ein kunstvolles Marmordenkmal darüber erheben, während der türkische Staat außerdem in Konstantinopel selbst ein Denkmal zu Ehren von der Goltz' errichten wird.

Bei Enver Pascha

(Fast eine Sagengestalt. — Der moderne Harun Al Raschid. — Die Verschwörung von Salonik. — Der mächtigste Mann in Konstantinopel. — Als Militär-Attaché in Berlin. — Der Tripolis-Krieg. — Nach Adrianopel zurück. — Zu Füßen von der Goltz'. — Im schönen Bosporus-Heim. — Die richtige Politik. — Im Seraskerat. — Türkische Gelassenheit. — Der Gefangene von Chalki. — Ein Teppichwunder. — Kostbare Waffen. — Der Ernährer der türkischen Armee. — Donnernde Grüße der Flotte. — Ein liebenswürdiger Zensor. — Rasche und gute Entschlüsse. — Von Liman von Sanders und Gallipoli. — Nach der Suezfront. — Der Geist der Gallipolikämpfer. — Voll Zuversicht und Vertrauen.)

Der volkstümlichste Mann der Türkei, der Abgott ihrer Heere, der leuchtende Held ihrer innerpolitischen Befreiungskämpfe wie ihrer nun schon fast achtjährigen und beinahe ununterbrochenen Kämpfe um die Unabhängigkeit des alten Reiches nach Ost und West, nach Nord und Süd, Enver Pascha, er ist auch heute noch für das Abendland ein von tiefster Romantik Umwitterter und trotz seiner jungen Jahre, trotz

ſeines ganz modernen Weſens, ſchon zu ſeinen Lebzeiten faſt eine Sagengeſtalt. Selbſt der Weltkrieg, der alles im hellſten Lichte zeigt, ſo daß uns oft die Augen ſchmerzen, hat die Perſon des Vizegeneraliſſimus der Osmanenheere und des türkiſchen Kriegsminiſters nicht von dem orientaliſchen Märchenmantel befreit, in dem er für uns wandelt; und es ſcheint das Schickſal dieſes ſeltenen Mannes zu ſein, dereinſt auch in den Liedern und Sagen ſeines eigenen Volkes etwa die Rolle eines Harun al Raſchid oder eines anderen der ganz Großen des uralten Märchenlandes zu ſpielen.

Dabei haben wir ſeinen ganzen Entwicklungsgang von allem Anfang an miterleben können. Wir wiſſen, daß er, als Sohn eines Palaſtbeamten des von ihm ſpäter entthronten Sultans Abdul Hamid geboren, ſehr bald die Offizierslaufbahn einſchlug, daß er allgemein durch ſeine Intelligenz und Tatkraft auffiel und ſchon in jungen Jahren beim dritten Korps in Saloniк Hauptmann wurde, als dieſes mit der Verfolgung der Komitatſchibanden beauftragt wurde. Aber trotzdem Abdul Hamid dieſer Truppe ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, war gerade ſie der Hauptherd der Verſchwörung gegen ihn. Von Saloniк aus gingen die Fäden nach Konſtantinopel hinüber, die geſponnen wurden, um dem Osmanenvolke die Verfaſſung zu ſchaffen, ohne die eine neue, ſchönere Türkei nicht denkbar war. In Saloniк war es auch, wo das zu dieſem Zwecke eingeſetzte „Komitee für Einheit und Fortſchritt“ auf die Unterſtützung der Armee rechnen konnte. Der damalige Saloniker Poſtbeamte Talaat iſt heute der mächtigſte Mann in Konſtantinopel, und nach Saloniк brachte man den alten Deſpoten Abdul Hamid nach ſeiner Abſetzung. Erſt ſpätere Ereigniſſe machten ſeine Überführung nach Beylerbey notwendig.

Als dann die Julirevolution von 1908 die Verfassung brachte, war es Enver, der sie in Salonik ausrief. — Bald darauf sehen wir ihn in Konstantinopel und Anfang 1909 bereits als Militärattaché bei der Osmanischen Botschaft in Berlin. Im Frühling desselben Jahres, als Mahmut Schefket Pascha hier in Konstantinopel die Herrschaft antrat, war auch Enver zugegen, und ebenso, als dem Vaterland von seiten Italiens der Krieg erklärt wurde. Er eilte nach Benghasi und organisierte — das volle Vertrauen der Senussi genießend — deren kräftigen und bis heute nicht erlahmten Widerstand gegen die feindlichen Eindringlinge. — Beim Ausbruch des ersten Balkankrieges 1912 kam Enver zurück und stellte sich nach der unglücklichen Schlacht von Lüle Burgas an die Spitze der Bewegung, deren Ziel die Beseitigung der Mißwirtschaft der Nasim und Kiamil war. Er brachte denn auch dieses Ministerium zu Fall und war, daran anschließend, der erfolgreiche Organisator des Widerstandes der türkischen Heere gegen die bulgarische Belagerung der Balkankrieg im Gange war. Seit dieser Zeit führt er den Sessel des Kriegsministers, und als solcher führte er die Truppen nach Adrianopel zurück, während der zweite Balkankrieg im Gange war. Seit dieser Zeit führt er unter dem Großwesir Prinz Said Halim die Geschäfte des obersten Leiters der Kaiserlich Osmanischen Heere.

Mit berechtigtem Stolze verzeichnen wir Deutschen es, daß Enver, wenn er auch niemals einem ausländischen Heereskörper angehört hat, doch in der Konstantinopeler Kriegsakademie zu den Füßen unseres von der Goltz gesessen hat, dem er kürzlich bei dessen Begräbnis den bewegten Nachruf der türkischen Armee widmen konnte. — Und auch gelegentlich seines Berliner Aufenthaltes hat er unendlich viel beobachtet und erlebt, was ihn der deut-

schen Sache immer näher brachte. Er spricht unsere Sprache wie ein Deutscher, und wer sein schönes Bosporusheim kennen lernte, weiß, daß es deutsche Sauberkeit und Gemütlichkeit auszeichnet. Vor einigen Jahren hat Enver Pascha die Tochter des Kaiserlichen Prinzen Salaheddin Effendi — die Prinzessin Athie Sultan — geheiratet. Sein Vater leitet heute eine nach dem Muster der deutschen Landeserziehungsheime eingerichtete Knabenschule aus Beschiktasch, und sein jüngerer Bruder besucht zur Zeit ein Berliner Gymnasium. Beim Ausbruch des Weltkrieges hat sich die Türkei bekanntlich zunächst neutral verhalten, dann aber auf Envers Veranlassung die Politik verfolgt, welche dem alten Türkenreiche dereinst die Freiheit und Unabhängigkeit auch nach außen hin bringen wird.

*

Ein langer und breiter Korridor mit roten Läufertepichen führt im ersten Stockwerk des Seraskerats — des türkischen Kriegsministeriums — zu Enver Paschas Arbeitsräumen. Der ehemalige Sultanspalast, der heute den Generalstab der osmanischen Heere beherbergt, wird gegenwärtig einer durchgreifenden Erneuerung unterzogen, und so tönt das Klopfen und Hämmern der vielen Arbeiter bis in die prachtvollen Räume des Kriegsministers hinein. Dazu kommt der Gebetsruf des Muezzins in den Wandelgängen, das Fauchen der auf dem Innenhof aufgefahrenen Kraftwagen und das obligate Nachmittagskonzert der Seraskeratskapelle — alles Dinge, die dem Abendländer den Kopf ein wenig warm machen würden. Aber den Türken läßt das ganz kalt. Er kann auch bei dem entsetzlichsten Lärm arbeiten und plaudert trotz der störendsten Geräusche und Unterbrechun-

gen durch neueintretende Beſucher. Wir können — nicht nur in dieſer Beziehung — noch viel von ihm lernen. — Auf breiten Diwanen ſitzen Geheimpoliziſten, Ordonnanzen und Askeri umher. Der Beſucher Enver Paſchas wird zunächſt in den großen Warteſaal geführt, in dem der ſchlanke, junge und ebenfalls tadellos deutſch ſprechende Generaladjutant des Kriegsminiſters, Kiazim Bey, ihn empfängt. Man hat hinreichend Muße, den wunderſchönen Saal zu bewundern, den eine reich bemalte Decke mit einem rieſigen Gaskronleuchter ziert. Mächtige Spiegel in breiten Goldrahmen füllen die Wände zwiſchen den drei großen Fenſtern, aus denen der Blick auf den Seraskeratsplatz mit ſeinen übenden Truppen und weit darüber hinaus auf das blaue Marmarameer und die lieblichen Prinzeninſeln geht, auf deren einer heute der engliſche General Townshend als Gefangener ſitzt.

Goldene Uhren zeigen die mitteleuropäiſche und die türkiſche Zeit an. Breite Sofas und bequeme Seſſel in Purpurſtickerei laden zu längerem Verweilen ein. Ein rieſiger anatoliſcher Teppich im Werte von vielen Tauſenden und in der Größe von 14 zu 18 Metern bedeckt den Marmorfußboden des Saales. In einer Ecke erinnert ein kleines Schreibpult mit einer deutſchen „Ideal"-Schreibmaſchine daran, daß der alten Sultansherrlichkeit heute durch nüchterne Bureautätigkeit der Garaus gemacht wird. Auch das Telephon an der Wand paßt nicht mehr in den Prunk der alten Zeit. Aber dann wird das Auge durch den an der ganzen Längswand des Saales entlang laufenden Waffenſchrank des Seraskerats gefeſſelt, der die ſeltenſten und koſtbarſten Trophäen der Türkei in ſich birgt, von der Zeit Sultan Mahommeds des Eroberers angefangen, über die Jahre hinweg, wo die Türken vor Wien lagen, bis zum letzten Balkankrieg. Sarazenen- und Kreuz-

ritterrüſtungen, Schilder, Speere und Lanzen, Krummſäbel mit goldenen und ſilbernen handgearbeiteten Verzierungen, Tſcherkeſſengehänge, alte Steinſchloßflinten, Beile, Morgenſterne und Piſtolen, Armbrüſte, Harniſche, Sättel — kurzum: ein ganzes Arſenal alter und älteſter Erinnerungen an die großen Zeiten des alten Osmanenreiches bewahrt dieſer Schrank, der die Blicke der Beſucher anzieht, ſo lange ſie auf den oberſten Herrſcher dieſes gegenwärtig intereſſanteſten Gebäudes warten. Und es warten viele, viele auf ihn. Da kommt der allſeitig bewunderte Generalintendant des Feldheeres, Ismail Hakki Paſcha, der Mann, dem es gelungen iſt, die Verſorgung der gewaltigen Heere der Türkei nun ſchon durch 1½ ſchwere Kriegsjahre ſicherzuſtellen. Ein kleiner, unterſetzter Mann mit einem künſtlichen Bein, das ihn zwingt, an zwei Stöcken zu gehen, und der vor allen anderen vorgelaſſen wird. Auch Souchon Paſcha, unſerer früherer Mittelmeerdiviſionschef und jetziger oberſter Flottenkommandant der Türkei, der in Begleitung des allzeit fröhlichen und auf ſeine „Goeben" ſtolzen Kapitäns des „Jawuz Sultan Selim", Ackermann, erſcheint, wird ſogleich zu Enver Paſcha geführt, und wenige Stunden ſpäter hören wir eine Breitſeite nach der anderen vom Meere herüber rollen, mit denen das ſchöne Schiff Sr. Majeſtät des Großherrn ſeine Lebenskraft und Friſche anzeigt.

Es kommt auch Exzellenz Bronſart v. Schellendorf, der Generalſtabschef des großen Hauptquartiers des Osmaniſchen Feldheeres und General Back, der deutſche Chef des türkiſchen Etappenweſens, das ebenſo wie unſer deutſches glänzend arbeitet. Einer gibt dem andern die Klinke zum Zimmer des Kriegsminiſters in die Hand: der Chef der Operationsabteilung, der liebenswür-

dige Oberſtleutnant v. Feldmann, dem Chef des Flugzeugweſens, dem deutſchen Major Serno, und dieſer wieder dem Leiter der türkiſchen Heereszenſur, dem für unſere — der osmaniſchen Kriegsberichterſtatter — Bedürfniſſe in entgegenkommendſter Weiſe ſorgenden Oberſtleutnant Sefi Bey. Zwiſchendurch huſchen Feldjäger, Meldereiter und Ordonnanzen in großer Zahl in das Allerheiligſte, und man fragt ſich ſchließlich einigermaßen beſorgt, was Enver Paſcha uns ſelbſt noch zu ſagen haben wird, wenn er ſo angeſtrengt den laufenden Dingen folgen muß. Denn ununterbrochen gehen ja doch auch die Meldungen von den verſchiedenen Kriegsſchauplätzen der Türkei bei ihm ein und machen raſche und gute Entſchlüſſe der Oberſten Heeresleitung notwendig. Eben erſt hat Enver die verſchiedenen Fronten in mehrwöchiger Kraftwagenfahrt inſpiziert, und ſchon machen ſich die Folgen ſeiner Anordnungen überall ſegensreich bemerkbar.

Aber als ich nun zu ihm gerufen werde und einen Augenblick ſchweigend vor dem Vierunddreißigjährigen in der kleidſamen Felduniform aus weichen Kamelhaarloden, mit den Bändern des Eiſernen Halbmondes und des Eiſernen Kreuzes im Knopfloch ſtehe, in der Erwartung, einen müden und abgearbeiteten Mann vor mir zu haben, bezaubert er mich geradezu durch die Friſche und Elaſtizität ſeines Auftretens und ſeiner Unterhaltung. Er iſt bereits darüber unterrichtet, daß ich nunmehr nach der Suezfront abreiſen will, und bedauert mich, daß ich gerade in die größte Hitze geraten werde. „Na, aber Sie werden es ja wohl überſtehen bei Ihrer Schlankheit!“ ſagt er dann, heiter lächelnd. „Ich wünſche Ihnen jedenfalls alles Gute. Sie werden viele Deutſche unten finden und gut aufgehoben ſein!“ Dann erkundigte ſich Enver Paſcha nach meinen Eindrücken auf Gallipoli und an den Dardanellen

und meinte, daß ich wohl drüben im Weſten und an der Iſonzofront viel Intereſſanteres geſehen hätte. Ich erwidere ihm, daß ich mich hier unten angeſichts des großen Entgegenkommens aller Behörden und der Offenheit, mit der mir hier in alles Wichtige Einblick gewährt worden ſei, durchaus wohl fühlte und nur den Wunſch hätte, ſowohl an der Front, die ich jetzt beſuchen würde, wie auch an den anderen recht bald große und entſcheidende Dinge mit zu erleben. Die Gallipolikämpfe, deren Schauplatz ich eingehend ſtudieren konnte, würden immer ein geſchichtliches Ereignis von entſcheidender Bedeutung bleiben, namentlich wenn man die Ergebniſſe der jetzigen Feſtſtellungen kennen lernte, die erſt nach der Flucht der Engländer und Franzoſen von der Halbinſel getroffen werden konnten. Daß aber die Türken auch bei Kut-el-Amara ſiegreich waren, zeige deutlich, wie der Geiſt der Gallipolikämpfer überall lebendig ſei; und auch an der Kaukaſusfront und unten am Suez werde man ja wohl bald erkennen, daß alle Spekulationen auf die angebliche mangelnde Offenſivkraft der türkiſchen Heere falſch geweſen ſeien.

Enver Paſcha wollte dann noch mancherlei von uns daheim, unſeren Stimmungen und Gefühlen wiſſen. Er war gut informiert über unſere Verpflegungsfragen und freute ſich, als ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, im letzten halben Jahre hier unten ganz wie daheim verſorgt geweſen zu ſein. Über vieles, was er dann noch ſagte, darf ich leider nichts mitteilen. Aber es war ſo erfüllt von guter Zuverſicht und Vertrauen zu ſeinen und unſeren Heeren, daß ich ſchließlich frohen Mutes von dem Leiter der türkiſchen Geſchicke Abſchied nahm.

4640—140
119

Druck und Einband von Heſſe & Becker in Leipzig.

Princeton University Library
32101 074205640